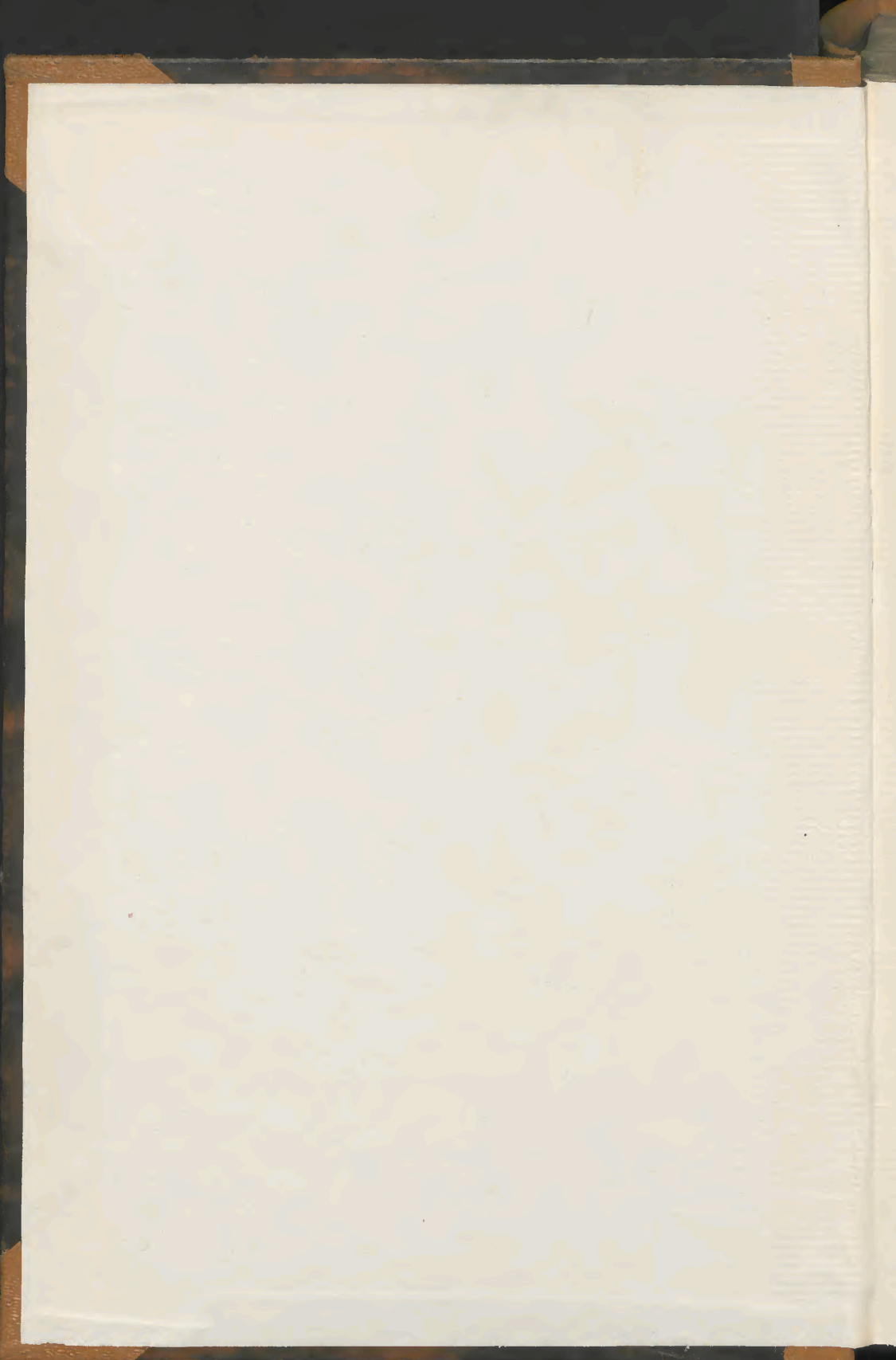
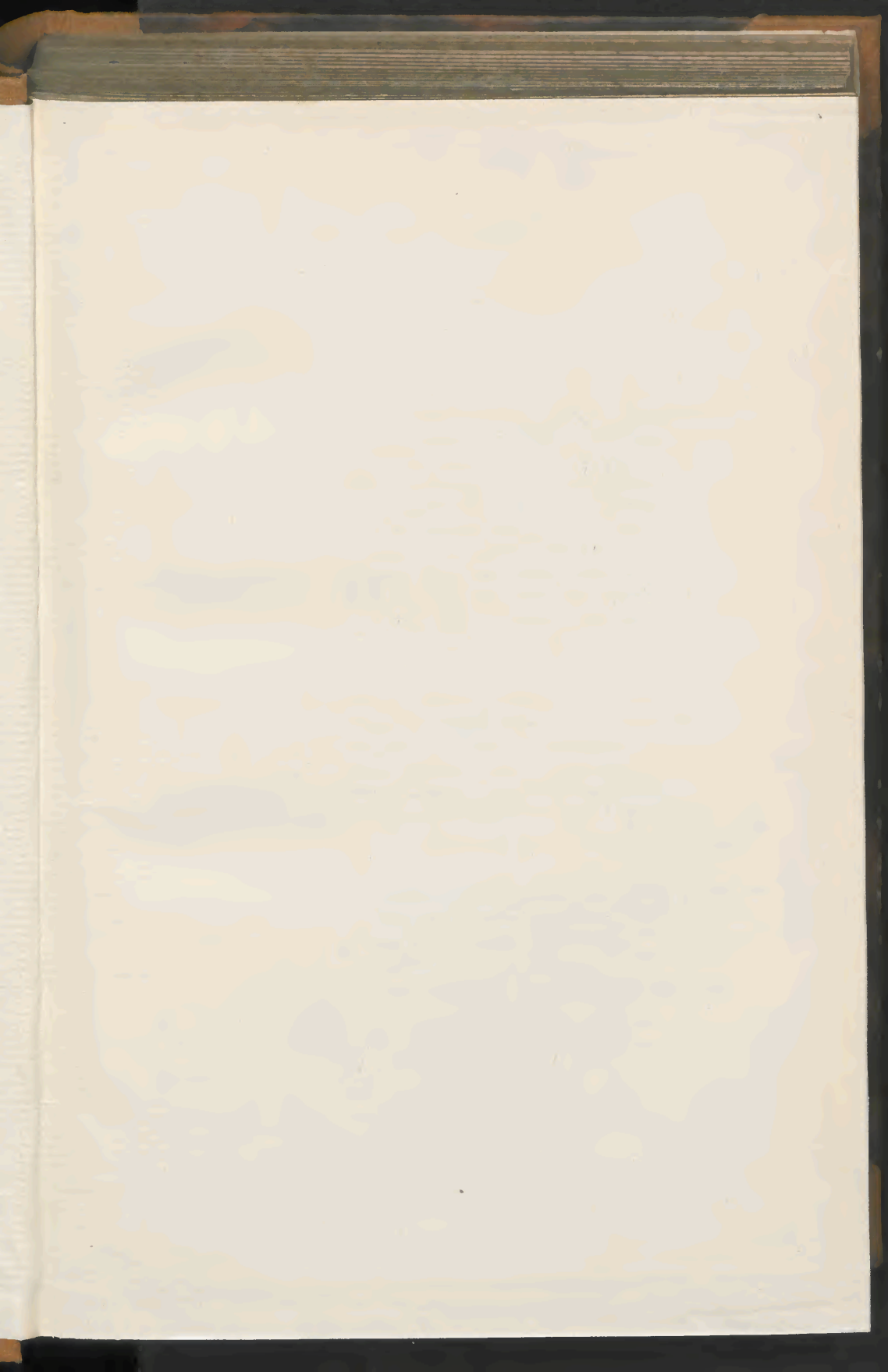
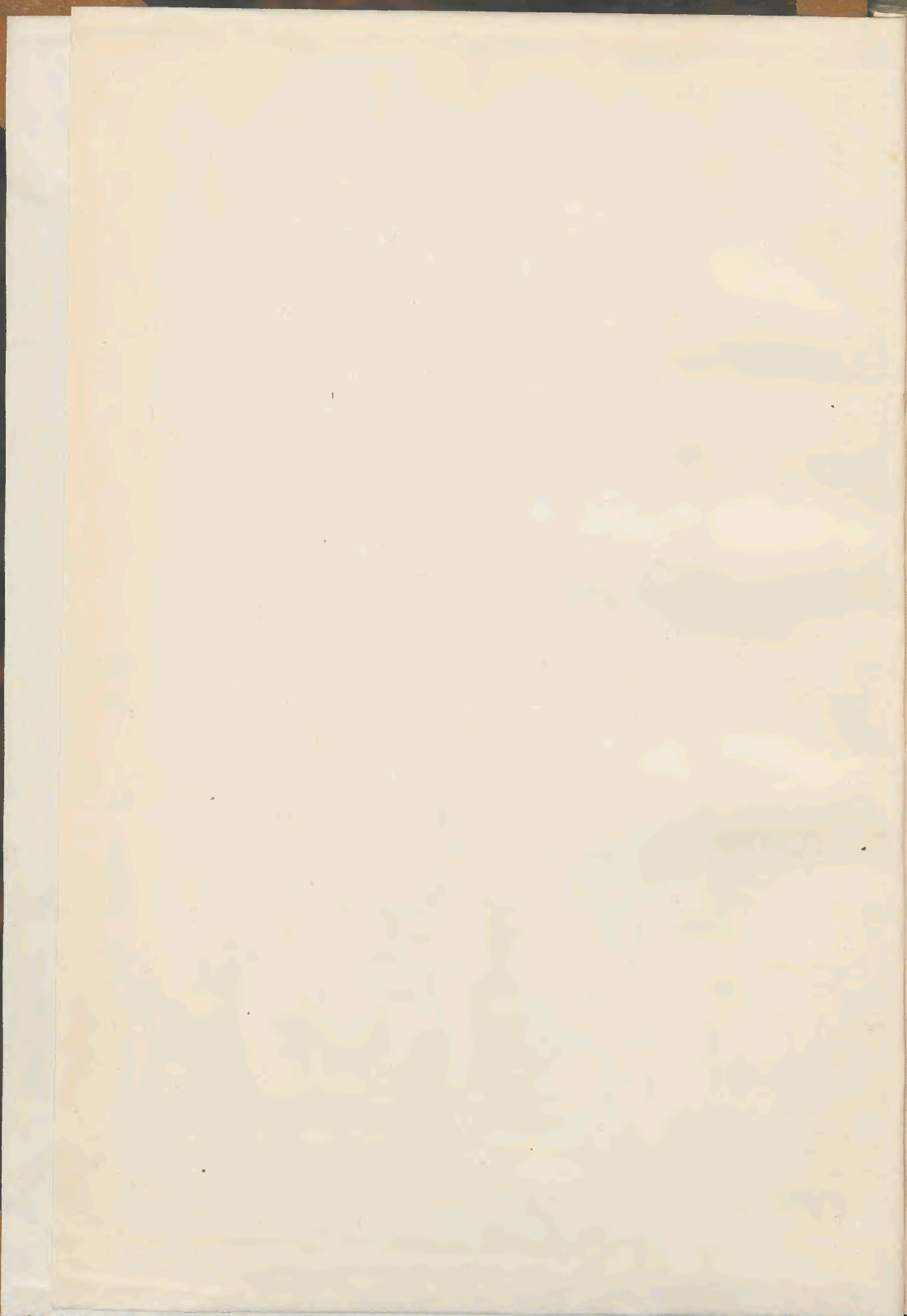


STANLEY W. ...









VIKTOR BIBL

ERZHERZOG KARL

Aspern klingt's und Karl klingt's siegestrunken,
Wo nur deutsch die Lippe lallen kann;
Nein! Germanien ist nicht gesunken,
Hat noch einen Tag und einen Mann!
Und solange deutsche Ströme sausen
Und solange deutsche Lieder brausen,
Gelten diese Namen ihren Klang.
Was die Tage auch zerschmettert haben,
Karl und Aspern ist ins Herz gegraben,
Karl und Aspern donnert's im Gesang.

Theodor Körner („Leyer und Schwert“).

Mögen die Jahrhunderte vergehen,
Carl, Dein Ruhm wird unversehrt bestehen,
Niemals sinkt er in Vergangenheit;
Ihn kann nie ein anderer erreichen,
Ewig, Großer, stehst Du ohnegleichen,
Der Du Teutschland zweimal hast befreit.

König Ludwig I. von Bayern (Mai 1839).

„Erzherzog Karl, verehrt vom Volke, geachtet
in ganz Deutschland, geschätzt in ganz Europa,
ist in seiner Familie nicht geliebt — er ist zu
groß für sie.“

Champagny an Talleyrand (26. Mai 1802).

VIKTOR BIBL
UNIV.-PROFESSOR

ERZHERZOG KARL

DER BEHARRLICHE KÄMPFER FÜR
DEUTSCHLANDS EHRE

MIT 40 BILD TAFELN

JG



JOHANNES GUNTHER VERLAG

WIEN UND LEIPZIG

I-31410

UB KLAGENFURT



+L48967209

Josephine 8. 10. 1942 6:50 PM.

Alle Rechte vorbehalten

1.-6. Tausend. Erscheinungsjahr 1942

Druck von W. Hamburger, Wien VI.

INHALT

	Seite
Geleitwort	7
Kindheit und Jugend	9
Im ersten Feldzug gegen Frankreich	34
Aldenhoven — Neerwinden	45
Verlust Belgiens — Karl in Wien	55
Reichsgeneralfeldmarschall	66
Würzburg — Der „Retter Germaniens“	79
Gegen Napoleon	88
Gouverneur von Böhmen	105
Stockach — Zürich	112
Der Retter in der Not	127
Friedensarbeit	140
Feldzug 1805	164
Neue Reformarbeit	177
Beginn des Feldzugs 1809	201
Aspern	208
Wagram — Maßregelung	218
Neue Kränkungen	231
Gouverneur von Mainz — Heirat	242
Häusliches und geselliges Leben — Der Schriftsteller und Mäzen	252
Lebensabend	269
Quellennachweis	290
Bilderverzeichnis	291

GELEITWORT

Mein Buch „Der Zerfall Österreichs“, unter dem Eindruck der Novemberkatastrophe von 1918 und in der Absicht geschrieben, die Lebensunfähigkeit der verklungenen Habsburgermonarchie wie des im Gewaltfrieden von St. Germain geschaffenen „selbständigen“ Österreich geschichtlich zu begründen, legte naturgemäß auf die dunklen Seiten der österreichischen Geschichte, auf die zerstörenden Kräfte, das Hauptgewicht. Nach der glücklichen Heimkehr der Ostmark ins Reich drängte es mich, auch das Große und Ruhmvolle aus Österreichs stolzer Vergangenheit festzuhalten. Diesem Gedanken entsprang mein kürzlich erschienenenes Lebensbild des Prinzen Eugen, desgleichen die hier vorliegende Darstellung des Lebens Erzherzog Karls. Als Heerführer und Staatsmann wie als Mensch reiht sich dieser vollkommen ebenbürtig seinem Vorgänger an, aber die Schwierigkeiten, die ihm von der Regierung seines eigenen Landes begegneten, waren hier bedeutend größer, und so erfüllte sich an ihm weit stärker noch das, was man als „echt österreichisches Schicksal“ be-

zeichnen kann. Kein Geringerer als Napoleon bezeugte es, daß ohne solche Hindernisse Karl „ohne Zweifel der erste Feldherr seines Zeitalters“ geworden wäre. Doch als „Retter Germaniens“ und „deutscher Held“ nahm er bei seinen Zeitgenossen unstreitig den ersten Platz ein und fand daher in der Regensburger Walhalla Aufnahme. Erst später geriet seine Gestalt aus verschiedenen Gründen, die wieder in den Bereich des „echt österreichischen Schicksals“ gehören, stark in den Hintergrund: den einen war er zu sehr Österreicher, Habsburger, den anderen wieder war er das zu wenig, zu deutsch, zu revolutionär. In dem Augenblick nun, da das Dritte Reich wiederum in einem gewaltigen Befreiungskampfe steht und seine junge Wehrmacht unvergleichliche, unvorstellbare Waffentaten auf allen Schlachtfeldern Europas vollbringt, erscheint es als Ehrenpflicht, jenes Mannes zu gedenken, der den von Eugen überlieferten Heldengeist getreulich gepflegt und weitergegeben hat.

W i e n, im September 1941.

Professor Dr. Viktor BIBL

KINDHEIT UND JUGEND

Am 5. September des Jahres 1771, um vier Uhr nachmittags, verkündeten die Kanonen der Zitadelle S. Giovanni Battista der Bevölkerung von Florenz, daß die allverehrte Landesmutter „mit einem gesunden und wohlgestalteten Prinzen glücklich entbunden worden sei“. Zwei Stunden später fand in dem Lustschloß Poggio Imperiale die Taufzeremonie statt, wobei der Neugeborene den Namen Karl erhielt.

Es war das fünfte Kind, das Maria Ludovika, Tochter König Karls III. von Spanien, dem Großherzog Leopold von Toskana, dem zweitältesten Sohne der Kaiserin Maria Theresia und Bruder Kaiser Josefs II., schenkte. Ihre Ehe war am 5. August 1765 in Innsbruck unter keinen günstigen Vorzeichen geschlossen worden. Noch gemahnt die schöne Triumphpforte am Ausgang der Maria-Theresien-Straße an die Hochzeitsfeierlichkeiten, die durch die schwere Erkrankung des Bräutigams am Tage der Trauung und den bald darauf erfolgten plötzlichen Tod des Kaisers Franz I. so grausam gestört werden sollten. Leopold, nunmehr Großherzog von Toskana geworden, reiste noch im selben Monat nach Florenz, wo er im Palazzo Pitti seine Residenz aufschlug. Um so glücklicher gestaltete sich in der Folge die Ehe, der nicht weniger als sechzehn Kinder entstammten.

In dem von den Musen umschwebten Elternhause am Arnostrande verlebte Karl inmitten seiner Geschwisterschar eine glückliche Jugend und genoß eine sorgfältige, vielleicht allzu sorgfältige Erziehung. Kaiserin Maria Theresia selbst leitete und überwachte sie aus der Ferne, ebenso Kaiser Josef, der,

seit 1767 zum zweiten Male Witwer, nach den unliebsamen Erfahrungen entschlossen war, nicht mehr zu heiraten, und daher die Kinder seines Bruders im Hinblick auf die Nachfolge in der Regierung als die eigenen ansah. Und nicht zuletzt sorgte der hochgebildete, ganz vom Geist der Aufklärung erfüllte Vater dafür, daß aus seinen Söhnen tüchtige „Menschen“, die ihrem hohen Beruf als Fürstenabkömmlinge Ehre machen sollten, herangebildet würden. Das Bewußtsein der großen Verantwortung wirkte sich vielfach in pedantischer Strenge aus. Seine Aja, die verwitwete Gräfin Innocentia Starhemberg, suchte „ganz bissig und erzürnt“ jede lebhaftere Regung des Kindes zu unterdrücken. Wälzte es sich quitschvergnügt auf dem Boden oder spielte es mit Steinen, faßte sie es „böse und ergrimmt“ beim Arm und rief: „Das tut kein Erzherzog!“

Der zum Erzieher der Erzherzoge bestimmte Reichsgraf Franz de Paula von Colloredo, der spätere Kabinettsminister Kaiser Franz' II., der es mit seinem Amt überaus genau nahm und ein ausführliches Tagebuch darüber führte, scheint sich mehr mit den älteren Prinzen, Franz und Ferdinand, abgegeben zu haben. Unter seiner Leitung wirkten als eigentliche Erzieher Major Marchese Federigo Manfredini, ein gutmütiger Mann, aber, wie einer der jüngeren Brüder Karls, Erzherzog Johann, später bezeugt, ein „Pedant“, der ihn „gänzlich verkannte“ und als „vollkommen unfähig“ betrachtete, dann der Schwede De Rick, bei Hofe Derichs genannt, den schon sein Mangel an Selbstbeherrschung zum Erzieher ungeeignet erscheinen ließ, und der Hauptmann Baron Gottfried Warnsdorff, eine „derb angelegte Soldatennatur“, ein „wahrer Korporal“, der Karl nur einschüchterte. Colloredo selbst bedauerte einmal Warnsdorff gegenüber die „armen Kinder“, Karl und den jüngeren Bruder Leopold, die man nicht zu unterhalten wisse, „beede wären so gedruket, daß sich keiner mehr aufzusehen getraute und gleich Maschinen ausseheten“. Und

nicht zuletzt scheinen die Eltern selbst zu diesem Gedrückts-
sein Anlaß gegeben zu haben, insoferne sie „selten den Kin-
dern etwas Schönes sagten“, sie bloß „ausschändeten“. Wirk-
liches Zutrauen faßte Karl nur zum Grafen Sigismund Anton
von Hohenwart, dem späteren Erzbischof von Wien, einem
Exjesuiten, der sich als Lehrer der Universalgeschichte am
Theresianum in Wien und als Direktor der Erziehungsanstalt
„Norticum“ in Linz erfolgreich betätigt hatte und nun den
Geschichtsunterricht der Erzherzoge besorgte.

Es war die damals übliche Prinzenerziehung, deren Voll-
kommenheit, wie uns der spätere Vertraute des Erzherzogs,
Hofrat Franz Joachim von Kleyle, verrät, in der „strengsten
Unterwerfung des Zöglings unter den souveränen Willen und
in der äußeren Form von Anstand und Würde, womit er in
der Welt aufzutreten im Stande war, und in der Beobachtung
der Vorschriften“ gesucht wurde, während die Bildung „bloß
in einem Anstrich von Wissenschaft und Kunstsinn“ zu be-
stehen brauchte. Bei dieser Art von Unterricht, wo „mehr
auf äußeren Schein und Gedächtniswerk als auf Gründlichkeit
und Bildung des Geistes“ hingearbeitet wurde, blieben „die
edelsten Kräfte des Geistes“ brach liegen, bis sie sich selbst
und auf anderen Wegen den Durchbruch bahnten.

Karl selbst schilderte in seiner Autobiographie die Wirkung
dieser verfehlten Erziehungsmethode: „Wir wurden zur stren-
gen Erfüllung unserer Pflichten angehalten; aber niemand
wußte mein Zutrauen oder meine Liebe zu gewinnen, weder
Eltern noch Erzieher, und zwischen den Brüdern duldeten man
keine besondere Verbindung. Mit einer lebhaften Phantasie
begabt, bildete ich mir daher einen abstrakten Begriff von
Grundsätzen und Pflichten und richtete mein ganzes Streben
dahin, diese auf das genaueste nach einem Ideal von Voll-
kommenheit zu erfüllen, welches für den Menschen unerreich-
bar ist. Ich unterwarf einer solchen Berechnung alle Gefühle
eines unverdorbenen Herzens, welche daher weder geübt noch

in meiner ferneren Laufbahn weiter entwickelt wurden. Längere Kränklichkeit, bei der ich von meinen Erziehern verlassen, vernachlässigt, zurückgesetzt, von meinen Brüdern durch mehrere Zeit getrennt wurde, isolierte mich vollends, und hätte sich nicht der nunmehrige Wiener Erzbischof väterlich um mich angenommen, wer weiß, was aus mir geworden wäre. Aber dieser würdige Mann vermochte als Untergebener nicht ganz so zu wirken, wie er es gewünscht hatte.“

Warum Hohenwart nicht so wirken konnte, wie er wollte, hatte vielleicht seinen Grund darin, daß der aufgeklärte Großherzog sein ursprüngliches Mißtrauen gegen den Grafen, den Kaiser Josef als „Jesuiten im vollsten Sinne des Wortes“ — Manfredini nennt ihn einen „süßen Jesuiten“ — bezeichnete, nicht ganz überwunden hatte. Leopold war nur nach einigem Zögern für die Berufung des von seiner streng kirchlich gesinnten Mutter empfohlenen Priesters bereit gewesen, die sich nun für Karl so günstig auswirken sollte.

Der Mann nach dem Herzen des großherzoglichen Vaters scheint Manfredini gewesen zu sein, dem Karl sicherlich auch viel zu verdanken hatte. Der Major, Schönggeist josefinischer Richtung, entwickelte Gedanken, die dem gräflichen Ajo in ihrer „so gänzlich der jetzigen Denkgangsart ganz ähnlichen“ Art „etwas gefährlich“ erscheinen mußten. Er hegte eine ausgesprochene Vorliebe für die aufgeklärten Philosophen Montaigne, Voltaire und Rousseau, ließ seine Zöglinge die Schriften des englischen Freiheitsapostels Locke lesen, nannte öffen die Geistlichen „Pfaffen“ und vertrat ganz im Sinne des Genfer Philosophen den Grundsatz, daß man die Prinzen wie andere Menschen „natürlich“ erziehen solle, „scherzte und tollte mit ihnen“, wie der gestrenge, noch der älteren Schule angehörende Colloredo mit sichtlichem Befremden stirnrunzelnd bemerkte, „daß man das Getös bis in das Nebenzimmer hörte“, wogegen nicht viel zu machen war, da auch der Großherzog gelegent-

lich mit seinen Kindern auf dem Boden sich herumbalgte, so daß der Lärm weithin vernehmlich war.

Aber wie immer die den Kindern des Großherzogs zuteilgewordene Erziehung beurteilt werden mag — sie machten auf alle, die sie sahen, den besten Eindruck. Dies war gleich bei Kaiser Josef II. der Fall, der im Sommer 1775 den großherzoglichen Hof seines Bruders besuchte und auf der Rückreise von Florenz an den „teuren Franz, die liebe Therese, den liebenswürdigen Ferdinand, den braven Karl, die kugelrunde Marianne und den schönen Leopold“ Grüße sandte.

Sicherlich berichtete der Kaiser, nach Wien zurückgekehrt, seiner Mutter über ihre Enkel und bald darauf sandte Maria Theresia dem kaum fünfjährigen Karl ein Gedenkblatt des kurzen, aber vielsagenden Inhalts: „Wer auff Gott vertrauet, dem wird nichts abgehen. Liebster wackerer Carl wan er wird gros sein ich schonn im Graab ruhen werde erinnere sich meiner in sein Gebett Dir alezeit verbleibe seine treueste Gros Mutter Maria Theresia.“ Der Erzherzog hatte dieses Blatt Zeit seines Lebens in goldenem Rahmen auf seinem Schreibtisch stehen — ein Zeichen dafür, wie hoch er die Mahnung der großen Kaiserin in Ehren hielt. Ihr gesundes Gottvertrauen, das nicht wie bei ihren Vorfahren auf Habsburgs Thronen ein blindes, tatenloses, durch fromme Gebete und Messestiftungen gestütztes Sichverlassen auf das bekannte „Mirakel des Hauses“, sondern von dem frohen Glauben getragen war, daß Gott dem Tüchtigen, der alle seine Kräfte regt, helfen werde, sollte auch Karl in den vielen schwierigen Lagen seines Lebens anspornend voranleuchten.

Den guten Ruf als „braves“, „wackeres“ Kind, den Karl am Wiener Kaiserhof nun hatte, vermochte bald die Lieblingstochter der Kaiserin, Marie Christine, die mit dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen vermählt war und als Generalstatthalterin der Niederlande wirkte, vollauf bestätigen, als sie zu Anfang des Jahres 1776 zum Besuch ihres Bruders in Florenz weilte.

Auch sie erhielt von dessen Kindern die angenehmsten Eindrücke, aber am besten gefiel ihr Karl, der auch sonst unter den „jungen Herren“ durch seine angenehmen Eigenschaften hervorstach. Ganz begeistert berichtet sie ihrer Mutter: „Der dritte Sohn Karl ist das reizendste Kind der ganzen Familie. Er ist klein, aber stark und bildschön. Sein feines Gesicht erzählt von Glück, Güte und Offenheit, die Augen sind ein wenig schmachtend und matt, die Nase wohlgeformt, die Hände sind hübsch, dabei ist er lebhaft und gewandt und zeigt einen Geist, der bei seinem Alter von kaum vier Jahren in Staunen versetzt. Er kennt keine Furcht, ist fröhlich und ohne unbequem zu sein das zutraulichste unter den Kindern. Ist er einmal unartig, so währt das immer nur einen Augenblick; im nächsten bereut er, was er getan. Sein Herz ist gut; bei allen Gelegenheiten tritt sein sanftes, gefälliges Wesen hervor, selbst im Spiele mit seinen Brüdern. Für sein Alter zeigt er sich erstaunlich unterrichtet und gelehrig. Kurz, er ist eines der liebenswürdigsten Kinder, die ich in meinem Leben gesehen habe.“

Die Erzherzogin sandte damals ihrer Mutter auch ein Bild ihres Lieblings, den sie in einem beigefügten Brief scherzend „Carlo Savio“, den weisen Karl, benannte. Das Bild ist, soviel man weiß, nicht erhalten, aber kurze Zeit darauf, im August 1776, wurde das große Bild des Regensburger Malers Johann Zoffani, das die Familie des Großherzogs darstellt, vollendet. Karl erscheint hier auf einer Stufe sitzend und mit einem schwarzen Hühnerhund spielend.

Marie Christine sandte Karl aus Wien Spielsachen, so einmal „angekleidete Soldaten, wie selbe ins Feld zu ziehen haben“, und traf damit offenbar den Geschmack des Kleinen. Denn schon frühzeitig bekundete er einen ausgesprochenen Sinn für das Militär. Graf Colloredo berichtet in seinem Tagebuch, daß Aufzug und Ablösung der Wache auf den Prinzen stets großen Eindruck machten. Und in einem zeitgenössischen

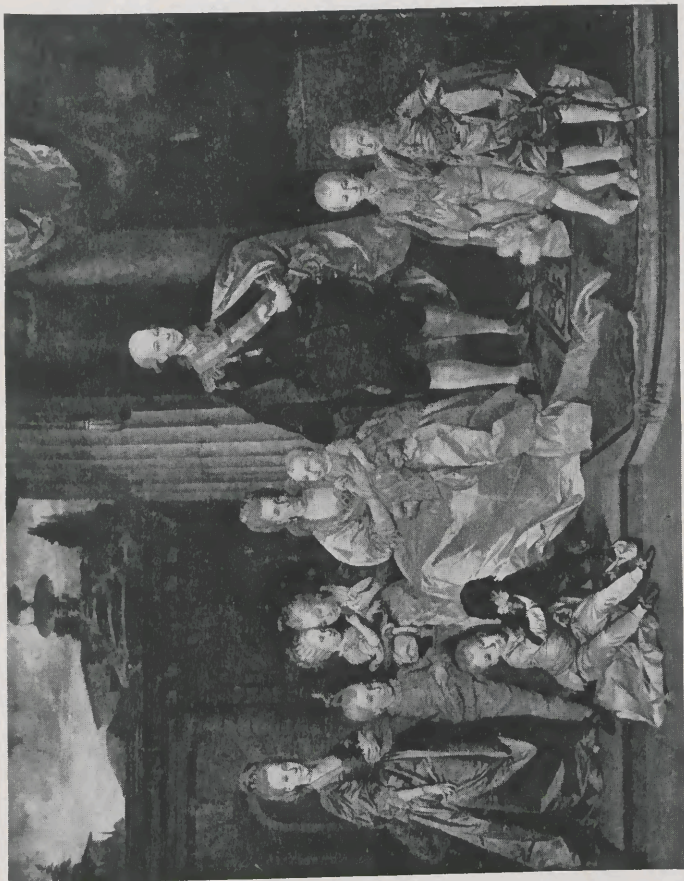
schen Memoirenwerk heißt es von ihm: „Wenn einmal die Trommel gerührt wird, wenn beim Schalle kriegerischer Musik Soldaten in Reih und Glied vorüberzogen oder wenn vom Kriegswesen, von Schlachten und Belagerungen die Rede war, da ging dem sonst stillen Fürstenkinde das Herz auf, da zeigte es ungewöhnliche Lebhaftigkeit.“ Es ging auch eine Erzählung um, die sogar bildlich — ein solches Bild befindet sich in der Liechtensteinschen Gemäldegalerie zu Wien — festgehalten wurde. Danach soll bei der Anwesenheit Kaiser Josefs II. in Florenz der damals fünfjährige Karl vor den Gemächern des Kaisers Schildwache gestanden und auf die Frage desselben, was er hier mache, entgegnet haben: „Ich bewache meinen Oheim“. Josef umarmte darauf seinen Neffen, wie es weiter hieß, und ernannte ihn zum Obersten und Inhaber des Regiments Lothringen.

Diese Ernennung zum Oberstinhaber des Infanterie-Regiments Nr. 3 erfolgte indes, wie man weiß, erst im Jahre 1780, als der Prinz schon neun Jahre alt war und aus einem ganz anderen Anlaß. Am 4. Juli war nämlich dessen Inhaber Prinz Karl von Lothringen gestorben. Kaiserin Maria Theresia wollte, daß das Regiment für immerwährende Zeiten den Namen ihres Schwagers tragen sollte, allein sie erreichte nur, daß der Kaiser das Regiment dem dritten Sohn des Großherzogs, der denselben Namen trug, verlieh. In dem vom 23. August 1780 datierten Patent erklärt Kaiser Josef: „Daß Wir unseren geliebten Neffen Erzherzog Carl . . . aus Rücksicht der an Ihm zu Unserem gnädigsten Wohlgefallen zu verspührenden Neigung zum Kriegs-Weessen, und um demselben die Gelegenheit zeitlich zu verschaffen, damit er die hinlängliche Erfahrung in Militari erlangen, so folglich selbe mit der von seinen glorwürdigsten Voreltern anererbten Tapferkeit für Uns, für die Länder, und für das allgemeine Beste werckthätig und ersprißlich anwenden möge, zu Unserm würclichen Kayserlichen Obersten ernennet und bestellet haben.“ Die

ehemalige Aja Karls, Gräfin Starhemberg, schrieb auf die Nachricht von dieser Ernennung dem Erzieher Colloredo: „Wenn der liebenswürdige Prinz noch dieselbe Anlage zum Militär besitzt, die er seit seiner Jugend zeigte, so muß ihm die Verleihung des Regimentes besondere Freude machen.“ Und in der Tat konnte sich Karl vor Jubel kaum fassen, wie der Großherzog seinem kaiserlichen Bruder berichten konnte.

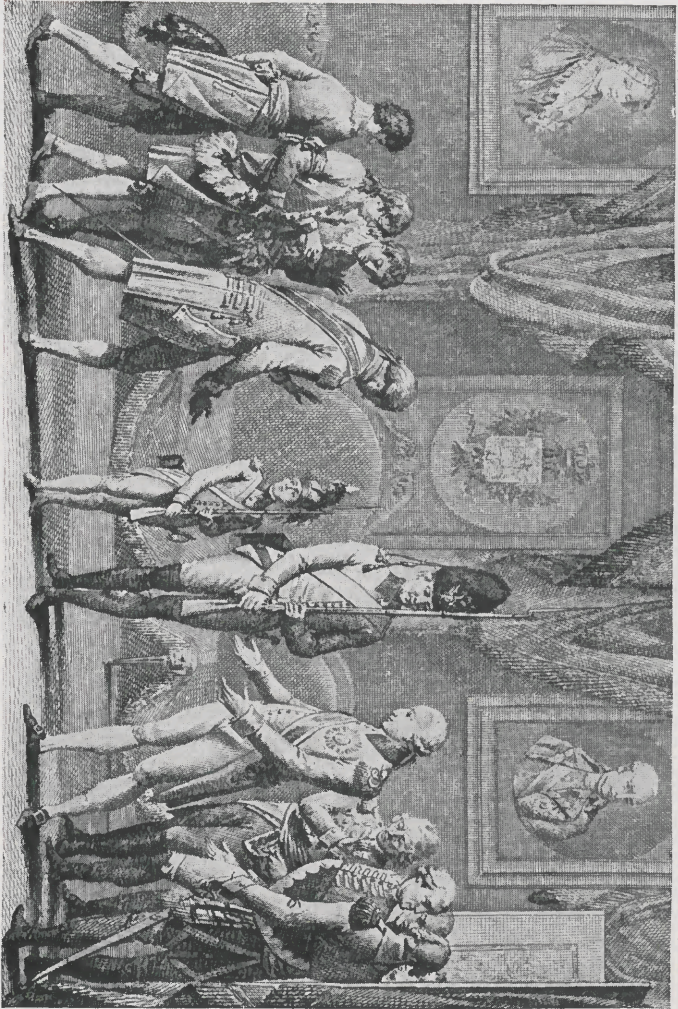
Und dieses Kriegerische im Wesen Karls scheint sich auch im Verkehr mit den Brüdern, vor allem mit Franz, dem ältesten, ausgewirkt zu haben. Dann dürfte das Familienbild Zoffanis, wo alle darin aufgenommenen Personen so peinlich steif und korrekt gestellt erscheinen, urplötzlich Leben und Bewegung bekommen haben und der an das Schloß Pitti angrenzende Garten Boboli mit seinen verträumten Zypressen Zeuge lebhafter Kampfszenen gewesen sein. Da Franz, wie der Ajo berichtet, meist der Teil war, der „reizte“ und anderseits auch Karl „oft mit seinem Bruder Händel anfang“, der seinen jüngeren Geschwistern gegenüber einen „hohen und gebietenden Ton anschlug“ und „mehr gelten“ wollte, so fehlte es nicht an Anlässen dazu. Dabei ereignete sich das für Franz Beschämende, daß er, der sich so viel auf seine Stellung als Erstgeborener und künftiger Kronenträger einbildete, von den jüngeren Geschwistern sich sagen lassen mußte, er „betreibe Kindereien“. Aber von diesem seinem hohen Standpunkt aus faßte er naturgemäß solche Vorwürfe als „unartiges Benehmen“ auf. Man wird auch schwerlich fehlgehen, wenn Franz, schon als Kind, wie es allen seinen Erziehern auffiel, steif und unbeweglich, die von dem lebhafteren Bruder bezogenen Prügel niemals vergessen hat.

Und nicht minder mag es Franz verdrossen haben, daß Karl, der allgemein als „liebenswürdig“ galt, sich größerer Sympathien erfreute als er. Nichts kennzeichnet besser diese Wesensart Karls als sein Verhalten an jenem 5. Februar 1776, da er, kaum fünfjährig, die Kinderstube verlassen mußte und



Großherzog Leopold von Toskana und Familie in Florenz

Gemälde von Johann Zoffani im Kunsthistor. Museum Wien
(Unten links: Erzherzog Karl mit einem Hund spielend)



Der fünfjährige Karl steht Wache vor den Gemächern Kaiser Josefs II. in Florenz, 1771

Kupferstich von Dupréel und Duplessi-Bertaux nach Le Grand (Heeresmuseum Wien)

zu den „Großen“ kommen sollte. Als ihn Graf Colloredo, unter dessen Zuchttrute er nun gelangte, fragte, ob er gern mit ihm sein wolle, antwortete der Kleine nach einigem Überlegen: „Ja, allein er werde ein wenig weinen.“ Seine originellen Einfälle „amüsierten“ die Eltern, wie Graf Colloredo eigens vermerkte. Obwohl der jüngste, sollte er bald die größten Fortschritte im Lernen machen. Wie der Geschichtsunterricht des von ihm so hochgepriesenen Grafen Hohenwart zum Unterschied von seinem Bruder Franz die für sein ganzes Leben heilsame Wirkung erzielt zu haben scheint, daß man aus der Geschichte zu lernen habe, so fielen auch die freiheitlichen Anschauungen Manfredinis bei ihm auf fruchtbaren Boden. Und dieser Major, der mit Leib und Seele Soldat war, dürfte wohl auch in Karl die Begeisterung für den militärischen Beruf entfacht haben, die um so verwunderlicher erscheint, als die ganze Familie so unmilitärisch als möglich gestimmt war. Der Großherzog, der die kleine toskanische Armee schließlich ganz auflöste, hatte für die soldatische Ausbildung seiner Söhne so gut wie gar nicht vorgesorgt.

Ein tragisches Geschick wollte es nun, daß Karl mit dieser seiner Leidenschaft für den Soldatenstand ausgesprochen kränklich war. Im März 1779 — Karl stand in seinem achten Lebensjahr — traten zum ersten Male die Symptome jener unheilvollen Krankheit auf, die ihn lange Jahre verfolgte — es waren Nervenanfalle und längerwährende Ohnmachten, ein Erbteil seiner bourbonischen Mutter. Er blieb in seinem Wachstum zurück und konnte durch unbedeutende Ereignisse leicht in Erregung kommen. Sein Frohsinn schlug, wie Colloredo bemerkte, unversehens in das Gegenteil um. Es eignete sich, daß er seine Brüder beim Ballspiel bat, nicht nach einem gewissen Bild zu werfen, da er sonst sterben müsse, oder daß er von den drei ersten aufgesetzten Speisen nicht aß, weil er besorgte, vergiftet zu werden. Oft wählte er, den Teufel leibhaft vor sich zu sehen. Er hatte etwas

Träumerisches an sich; in einem solchen Zustand wäre er einmal fast in einen Abgrund gestürzt, hätte ihn nicht sein Lehrer Derichs zurückgehalten. Oft zuckte er an allen Gliedern, während der Blick der verglasten Augen einen starren Ausdruck bekam, oder er begann zu lärmern, zu „fabulieren“ und im Laufe „mit dem Kopfe herumzuwerfen“. Er sagte, er wisse selbst nicht, wie ihm geschehe. Er war öfters gereizt. Bei der Arbeit zeigte er sich verdrossen und zerstreut, besonders bei aufnehmendem Mond.

Der Zustand besserte sich wohl, aber noch im Januar 1787 neigten sowohl Kaiser Josef wie der Vater dazu, Karl mit Rücksicht auf seine schwächliche Gesundheit dem geistlichen Stand zu widmen. „Was Karl betrifft“, so schrieb damals Josef seinem Bruder, „so wird seine Gesundheit darüber entscheiden, ob ihm der geistliche Stand, eine Zivilanstellung oder das Militär mehr zusagt und darnach soll seine weitere Erziehung eingerichtet werden“, und der Großherzog erwiderte prompt: „Ich glaube, wie Du, daß der geistliche Stand sich für Karl am meisten eignen dürfte.“

Allein Karl — hier schon ein zweiter Prinz Eugen — hielt an seinem sich gesteckten Lebensziele fest. Seinem Bruder Franz, der dazu ausersehen war, an der Seite des Kaisers den eben ausgebrochenen Türkenfeldzug mitzumachen, schreibt er am 29. Februar 1788 beziehungsweise: „In der Tat bin ich viel stärker geworden und mein Eifer, mich ganz für den Dienst Seiner Majestät aufzuopfern, nimmt täglich zu. Dieses ist der Gegenstand von vielen meiner Gedanken und Du kannst kaum glauben, mit welchem Schmerz ich alle Nachrichten von der Armee erfahre, besonders, wenn ich nachdenke, daß sich nun die Gelegenheit zu entfernen scheint, bald Seiner Majestät dem Kaiser die Aufrichtigkeit dieser Gesinnungen, die Dankbarkeit für alle diejenigen Gnaden, so er bisher für uns gehabt hat, und meinen Diensteifer beweisen zu können. Wenn ich andererseits überdenke, daß

Heinrich IV. mit 16 Jahren der Schlacht bei Jarnac beige-
wohnt hat, daß das Militär dasjenige Metier ist, zu welchem
ich seit meiner Jugend eine ordentliche Leidenschaft gehabt
habe, daß dieses die beste Gelegenheit ist, in welchem man
es unter so einem Meister, als Seine Majestät ist, lernen
könnte, so blutet mir gänzlich das Herz.“ Und als er dann
hört, daß Franz ins Hauptquartier reiste, um an der Seite des
Feldmarschalls Laudon an der Belagerung der Feste Belgrad
teilzunehmen, entringt sich ihm der Stoßseufzer: „Wie gerne
wäre ich bei der Belagerung von Belgrad!“

Der Erzherzog nützte indessen seine unfreiwillige Muße
bestens dazu aus, nicht nur seinen Geist weiter auszubilden,
sondern auch seinen Körper zu stählen. Er machte fleißig Be-
wegung zu Fuß und zu Pferd und huldigte eifrig dem Tanz-
vergnügen. Es würden lateinische und griechische Klassiker
und andere gute Bücher gelesen, Gesellschaften abgehalten,
die der Pflege geistreicher Konversation dienten, und Kon-
zerte besucht. Auch das Klavierspiel wurde von ihm fleißig
betrieben. Und bald sollte sein ehrgeiziger Drang nach Be-
tätigung befriedigt werden, sollten neue Eindrücke auf die
Seele des hochstrebenden Jünglings einströmen.

Am 12. Februar 1790 erlag Kaiser Josef, kaum fünfzigjährig,
seinem Lungenleiden, das in dem unglücklichen Türkenfeld-
zug sich zur Todeskrankheit entwickelt hatte. Der Groß-
herzog folgte ihm nun in der Regierung. Für Karl bedeutete
dies, daß er endlich auch nach Wien kommen konnte, wo
sein Bruder Franz seit Juni 1784 weilte, um von seinem kaiser-
lichen Oheim persönlich in die Regierungsgeschäfte einge-
weiht zu werden. Der Kaiserresidenz galt all sein Sehnen und
so mag ihm der Abschied von Florenz, der Stätte seiner
ersten Jugend, nicht schwer gefallen sein. Am Abend des
13. Mai traf er mit seinen jüngeren Brüdern — der ältere
Ferdinand war schon früher Franz nachgefolgt — in der alten
Donaustadt ein. Fürs erste bekam er den Klimawechsel un-

angenehm zu verspüren, ein rheumatisches Fieber und Keuchhusten stellten sich ein. Nach seiner Genesung erhielt er von Major Maillard, einem namhaften Militärschriftsteller, Unterricht im Befestigungswesen, das damals noch als eine ganz besonders hohe Wissenschaft galt. Außerdem ließ ihn sein Vater an den Sitzungen der Hofkanzlei und des Hofkriegsrates teilnehmen, so daß er einen Einblick in die politische und militärische Verwaltung der habsburgischen Länder bekam.

Der im zwanzigsten Lebensjahre stehende Jüngling wohnte auch der Krönung seines Vaters zum römisch-deutschen Kaiser bei, die am 9. Oktober 1790 mit althergebrachtem Gepränge in Frankfurt stattfand. Der Aufenthalt in der Krönungsstadt sollte auch für Karl von entscheidender Bedeutung werden. Unter anderen illustren Persönlichkeiten, wie König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, Karl August von Weimar und Goethe, weilten hier auch Herzog Albert von Sachsen-Teschen und seine Gemahlin Marie Christine, bei der nun der schon lange gehegte Wunsch zum Entschluß reifte, den hübschen und geistvollen Neffen, da sie selbst der Kinder entbehrten, an Sohnes Stelle anzunehmen. Schon im folgenden Monat November erhielt die Erzherzogin von ihrem kaiserlichen Bruder die förmliche Einwilligung zur Adoption. Im Januar des nächsten Jahres setzte Marie Christine Karl auch als Erben ihres nicht unbedeutenden Fideikommißbesitzes ein.

Nachdem so alle Formalitäten zur materiellen Sicherstellung der Zukunft ihres Neffen erledigt waren, bat Marie Christine den kaiserlichen Bruder, Karl nach Brüssel kommen zu lassen, damit er nun unter der Obhut seiner Pflegeeltern die Verwaltung der Niederlande kennenlerne. Kaiser Leopold stimmte zu, gab aber bei dieser Gelegenheit von seinem Sohne ein Bild, das alles eher als schmeichelhaft und förmlich darauf angelegt erscheint, seine Schwester zur Zurücknahme ihrer

Bitte zu bestimmen, sicherlich aber nur die gute Absicht verfolgte, einer Verzärtelung Karls von Seite seiner Tante vorzubeugen.

„Hinsichtlich des Charakters“, so heißt es in seinem Schreiben vom 11. Juli 1791, „muß ich noch sagen, daß mein Sohn es nötig hat, daß man fest und streng mit ihm ist. Seit gewisser Zeit gibt er sich Airs mit aller Welt, macht, was er will, hört nicht auf die Ratschläge, die man ihm gibt, und ist nicht mehr sehr fleißig. Er spricht zu entschieden über alles, kritisiert oft alles recht unanständig. Er hat Talent, aber er muß in Zaum gehalten werden; er hat eine Passion für das Militär, aber sie ist zu stark und nicht vernünftig; spricht nur davon und maßt sich sogar ein Urteil darin an, schont seine Gesundheit nicht genug und will sich rühmen, wichtige Geschäfte vorzuhaben, zu tanzen, und all das überstürzt und leidenschaftlich. Er neigt dazu, schroff, heftig und ungestüm zu sein, sich von niemand etwas sagen zu lassen und vermutet immer, daß man wissen will, was er tut: darüber hat man ihm alle möglichen Vorurteile in den Kopf gesetzt und er wird heftig und brüsk, wenn man ihm widerspricht. Man muß ihn mit viel Klugheit und Weichheit, aber zugleich Festigkeit behandeln, denn er hat Lust und System, alles machen zu wollen, was ihm paßt, von niemand abzuhängen, auf alle argwöhnisch zu sein, alles zu kritisieren und einen gewissen Ton seit einiger Zeit anzunehmen, der mir gar nicht gefällt. Auch hinsichtlich der Religion ist er nicht immer so genau, wie ich es wünschen würde; er verkehrt nur gern mit jungen Leuten und Offizieren, wo er dominieren kann; und hinsichtlich seines Benehmens glaube ich ihn geneigt, zärtlich zu sein, aber nicht besonders.“

Die kluge Erzherzogin hatte bald herausbekommen, woher die von dem Vater so hart und strenge gerügten Mängel im Charakter ihres Pflegesohnes herrührten, eben von der im florentinischen Elternhause genossenen Erziehung, die durch-

aus unvernünftig, weil zu pedantisch gewesen war, so daß sich in dem Augenblick, da der Prinz älter und reifer wurde, als ganz natürliche Rückwirkung eine gewisse Ungebundenheit fühlbar machte. „Das Alter von 20 Jahren“, so heißt es in dem schönen Antwortschreiben an den Bruder vom 13. September 1791, das dem Herzen und Verstand der Tochter Maria Theresias alle Ehre macht, „bringt einen Hang nach Unabhängigkeit mit sich, den wenige junge Leute ohne Mißbrauch zu genießen verstehen. Die heutige Jugend hat ihre Menschenrechte wie die Nationalversammlung in Paris. Ohne Zweifel hat Dein Sohn derartige Grundsätze im Gespräch mit jungen Leuten zu Wien oder auf der Reise sich angeeignet, nicht in böser Absicht, sondern in der Überzeugung, daß das höchste Glück in jener Freiheit des Willens bestehe, welche jeden Rat und jede fremde Leitung verschmäht. Derartige schädliche Einflüsse zerstören in jungen Seelen gar oft das, worauf man jahrelang in entgegengesetzter Richtung gewirkt hat, und es ist natürlich, daß man lieber auf die hört, welche dieser Leidenschaft schmeicheln, als auf jene, welche dagegen eifern. Aber mit der Zeit, wenn die erste Hitze verraucht ist, wenn man sich infolge des Mißbrauchs dieser Freiheit übel befindet, wenn Fälle eintreten, wo man sich gezwungen sieht, sich an jene zu wenden, deren Joch man abschütteln wollte, kommt man mit einem so guten Herzen und so viel Geist, wie Dein Sohn besitzt, gern wieder zu sich selbst zurück. Ich habe ihn diesen Winter sorgfältig studiert. Es ist mir dabei nicht entgangen, daß er mit einem guten Herzen und edlen Charakter einen Ungestüm verbindet, den nur äußerer Zwang zurückhält. Ich glaube, daß selbst sein physischer Zustand einigen Anteil daran hat. Die Nerven Karls sind reizbar, das zeigt sich in allen seinen Bewegungen, Handlungen, Wünschen; alles macht er mit Feuer und Lebhaftigkeit. Er hält es nicht lange an einer Stelle aus, und dieses Feuer ist bisher durch nichts zurückgehalten worden, als durch eine gewisse kind-

liche Scheu; ist diese geschwunden, so zeigt sich jenes in seiner ganzen Lebhaftigkeit und, wie Du selbst sagst, kann man diesem Strome nichts entgegensetzen als eine klug angewandte Festigkeit in allen wesentlichen Dingen. Geringfügiges muß man ignorieren, durch Güte und Freundschaft auf sein Herz einwirken und seinen gärenden Kopf zurückzuhalten suchen. Man muß nur darauf sehen, daß die Empfänglichkeit und Güte seines Herzens nicht Schaden leiden, dann wird er sich selbst wieder finden. Man muß Geduld mit ihm haben, um das Feuer recht heraustoben zu lassen.“

Und diese Geduld hoffte Marie Christine aufbringen zu können, weil sie sich, wie sie nicht ohne Bitterkeit bemerkte, darin täglich „mit all den Herren dieses Landes, die ich nicht liebe“, übte. Als bestes Mittel gegen jede Verirrung hielt sie eine „nützliche Beschäftigung“, an der es hier in Belgien nicht fehlen werde. „Was das Militär betrifft“, meinte sie unter anderem, „so hat er uns nicht verhehlt, daß dasselbe sein Lieblingsfach ist. Mit Maß betrieben, wird es auch für dies Land, wo das Militärwesen ganz darniederliegt, nützlich sein. Aber auch da hat er noch sehr viel zu lernen.“ Sie rechnete „ganz und gar auf sein Herz, auf seinen Geist, seinen Ehrgeiz, seine Ruhmbegierde, die mit der Zeit jene Verirrungen seiner ungestümen Jugend verscheuchen werden“, und gab der Hoffnung Ausdruck, dereinst so glücklich sein zu können, Leopold „einen jungen Mann vorzustellen, der Dir sehr viel Freude bereiten wird.“

Der Kaiser konnte nun seinen Sohn beruhigt aus dem Elternhause ziehen lassen. Er bestimmte als Begleitpersonen den Baron Warnsdorff, diesen „ungeschliffenen Rohling“, dann den von der Erzherzogin selber empfohlenen Rittmeister Grafen Philipp Grüne belgischer Abkunft, der sein treuer Lebensgefährte werden sollte, und den Grafen Maldeghem, einen jungen Niederländer. Außerdem gab er ihm eine „moralische Instruktion“ mit, die, wie die Kaiserin mit Ge-

nugtung bemerkte, gedruckt zu werden verdiente und in der Tat ein überaus eindrucksvolles menschliches, für den aufgeklärten Sinn des seinem verstorbenen Bruder Josef gleichgearteten Monarchen zeugendes Dokument darstellt. „Habe immer vor Augen“, so wird Karl belehrt, „daß die Religion hauptsächlich in der Ausübung der christlichen Moral besteht. Das heißt, seine Leidenschaften mäßigen und besiegen, Mildtätigkeit gegen den Nächsten... Eine der ersten Pflichten ist es, jeden mit guter Art und mit Geduld anzuhören, seine ganze Zeit, die Studien, die man gemacht hat, sein Talent, seine Kräfte völlig dem Dienst des Staates zu weihen, ihm alle Annehmlichkeiten der Geselligkeit, Vergnügungen, Ablenkungen und sogar seine Gesundheit nötigenfalls zu opfern... Daraus geht hervor, daß das Amt der Souveräne und der Prinzen, die zur Regierung zugelassen sind, ein Dienst und eine Verpflichtung ist, geschaffen und übertragen ursprünglich durch das Volk... Es ist wesentlich, daß eine Person an der Spitze der Geschäfte sich niemals für irgend etwas erwärmt und begeistert, selbst nicht für das Gute, auch nicht für die Geschäfte, weil alles Leidenschaftliche verwirrt und hindert, daß man das, was getan werden muß, kalten Bluts und mit der nötigen Überlegung tut. Ihr müßt überzeugt sein, daß, so angenehm und fast notwendig im Leben auch die Freundschaft ist, die großen Herren darauf fast gänzlich verzichten müssen, da sie immer von Personen umgeben sind, die von Ihnen zu hoffen oder zu fürchten haben und deren Interesse es ist, sich anders zu zeigen als sie sind.“

Es war dies ganz die Auffassung des „Aufgeklärten Despotismus“, derzufolge der Fürst nur der „Diener“ des Staates war und Kaiser Josef II. sich buchstäblich für das Staatswohl aufreiben konnte. Aber der gestrenge Vater verlangte von Karl noch mehr! Denn der verstorbene Monarch, so gewissenhaft er es mit den ihm durch sein Herrscheramt auferlegten Pflichten genommen, hatte doch nicht auf die Annehmlich-

keiten der Freundschaft verzichtet, an Marschall Lacy einen solchen Freund besessen und noch kurz vor seinem Tode der „Fünf Fürstinnen“, deren traute Gesellschaft ihm lange Jahre hindurch Erholung und Zerstreung gebildet, in treuer Liebe gedacht.

Am 20. September 1791, unmittelbar nach der Krönung Leopolds zum böhmischen König in Prag, wo auf dem Hradschin Wohnung genommen worden war, nahm Karl Abschied von seinen Eltern und Geschwistern, um sich über Würzburg, Mergentheim und Koblenz in die neue Heimat zu begeben. Von Würzburg aus sandte er seinem Bruder Franz einen launigen Reisebericht, der sich über die dem kaiserlichen Prinzen erwiesenen Ehrenbezeugungen und das höfische Leben in den Duodez-Staaten des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation gehörig lustig macht. Der besorgte Vater konnte daraus die erfreuliche Gewißheit schöpfen, daß sein Karl allem Anschein nach bisher mit der ihm auf den Weg gegebenen Mahnung, kaltes Blut zu bewahren, nicht in Konflikt geraten war. „Endlich bin ich hier“, so schreibt er da sehr burschikos, „nach vielen Sekkaturen angekommen. Da ich unter meinem Namen reiste, so waren Deputationen, Kavallerie, Infanterie, Eskorte etc. Die Mutter der Kurfürstin von Sachsen verbietet allen Wirten von Sulzbach, mir ein Quartier zu geben. Ich muß in ihr verwünschtes Schloß, wo sie mir ein Souper von drei Stunden gibt, und zwar mit dem ganzen Hofstaat, so aus einer Patraque — das heißt: alte Schachtel —, einem alten Offizier und einer Dame im mittleren Alter, so sie jung nennt, besteht. Heute ist hier bei Hofe Diner, Konzert, Appartement und Souper!“

Die Pflegeeltern erwarteten ihren Liebling am 27. September in dem Frauenstift Thorn und am 1. Oktober traf Karl in Brüssel ein, von der Bevölkerung freundlich begrüßt. Man erblickte in dieser Sendung des Erzherzogs einen Beweis für die gnädige Gesinnung des Kaisers und seinen Willen, ihre

so hochgehaltene Konstitution zu achten; „denn, sagt man“, so schreibt er an Franz, „der Kaiser würde seinen Sohn nicht herschicken, wenn er nicht willens wäre, die Konstitution zu halten und über uns noch zornig wäre“. Die Belgier hatten Karl schon im November 1790 zum erblichen Großherzog gewählt, offenbar um damit ihre Unabhängigkeit zu bekunden. Er hatte im Palais Royal eine selbständige Hofhaltung und völlige Freiheit in seiner Zeiteinteilung. „Ich lebe“, schreibt er seinem Bruder mit sichtbarem Stolz, „ganz ohne gêne im Hause und beschäftige mich, wie ich will, ohne daß man viel nachsieht.“

Eine solche Aufsicht war allerdings nicht notwendig, denn Karl arbeitete von selbst. Ganz begeistert berichtet Marie Christine dem Kaiser über Karls gute Aufführung. „Ich versichere Dich“, so schreibt sie ihm am 29. November 1791, „daß dieser junge Mann wahrlich so ist, wie man es nur wünschen kann oder, besser gesagt, wie man es sich zu wünschen kaum wagen würde. Er hat keine Laster an sich, keine schlimme Leidenschaft; die Sanftmut seines Wesens ist entzückend. Er ist lebhaft, aber nicht leidenschaftlich. Sein gerader, biederer Charakter bewirkt, daß er nur schwer, was dem zuwiderläuft, verträgt; aber er zwingt sich, nichts davon merken zu lassen, und nur uns gegenüber macht er zuweilen seinem Herzen Luft, doch ohne Leidenschaftlichkeit, indem er beklagt, daß es solche Menschen gibt und daß gerade wir mit solchen zu tun haben. Er geht mit Geduld und Eifer auf die Geschäfte ein; er nimmt mit Aufmerksamkeit und Geduld an den Jointes, die zugleich so notwendig und so lästig sind und oft zwei bis drei Stunden dauern, teil. Er hält pünktlich die Stunden ein, die er sich für alle seine Beschäftigungen vorgeschrieben hat. Selbst in geringfügigen Dingen folgt er mit liebenswürdiger Gelehrigkeit jedem Winke, den man ihm gibt. Auf Bällen, in Gesellschaften unterhält er sich, und gibt es nichts dergleichen, so ist er dennoch fröhlich und begnügt

sich mit den wenigen Personen, die ich gewöhnlich sehe. Ich habe ihn die ganze Zeit über nicht einen Augenblick in übler Laune gesehen. Er geht gern früh zu Bette, was vortrefflich zu unserer Lebensweise und der beschränkten Gelegenheit guter Gesellschaft, die sich hier darbietet, paßt. Ist das Wetter günstig, so promeniert er zu Fuß oder Pferd, wobei man schon merkt, daß er sich auf der Manège fleißig umsieht, indem er bereits besser zu Pferde sitzt. In Gesellschaft ist sein Benehmen offen; er ist allgemein beliebt; spricht mit jedermann und weiß unter den jungen Leuten im Militär die manierlichsten herauszufinden, und wir sind so glücklich, recht nette Leute darunter zu haben. Auch unter den Fremden zeichnet er die anständigsten aus. Auf Bällen gibt es zwar genug unbesonnene Männer und Frauen, aber er weiß sich wunderbar geschickt aus der Affaire zu ziehen, ohne sich zu kompromittieren — wenigstens bisher.“

Und einige Monate später, am 27. Januar 1792, schreibt sie dem früheren Erzieher Manfredini: „Mit bezaubernder Fügbarkeit schickt er sich in das Land und unsere Lebensweise, obgleich das, was er täglich von dem Charakter dieses seit den letzten unseligen Unruhen so sehr entarteten Volkes und dessen Handlungsweise sieht, diametral seiner Art, zu denken und zu fühlen, entgegengesetzt ist. Nichtsdestoweniger benimmt er sich in unserer schwierigen Lage wie ein Mann von vollendeter Erfahrung. Seine entschiedene Neigung für das Militär findet in diesem Augenblicke Nahrung in der nur zu großen Wahrscheinlichkeit eines Krieges mit Frankreich. Doch diese entschiedene Leidenschaft hindert ihn nicht, sich ausdauernd und fleißig mit den schwierigen Partien unserer verwickelten Verfassung zu beschäftigen.“

In der Tat befand sich Karl auf einem vulkanischen Boden. Noch schwelte die Revolution, die durch die politischen und religiös-kirchlichen Reformen Kaiser Josefs in Belgien emporgeflammt, mehr oder weniger verborgen weiter, obwohl sein

Nachfolger die Verfügungen, die so böses Blut im Lande hervorgerufen, fast ohne Ausnahme aufgehoben und die alte ständische Verfassung wiederhergestellt hätte. Es gab eine radikal-revolutionäre und eine gemäßigt-konstitutionelle Partei, die gegenüber der feudalen Verfassung ihren Anteil an der Regierung forderten. „Wir befinden uns hier“, so schreibt am 11. November 1791 Karl seinem Bruder Franz, „in fataler Lage zwischen allen diesen Parteien, welche man nie alle zugleich befriedigen kann, da sie alle das Widerspiel verlangen, und da man, so oft man eine bestraft oder einer Vorteile macht, zwei degoutiert, und die, für welche man etwas getan hat, auch nicht befriedigt, da sie beständig finden, daß man nicht genug für sie und wider die andere getan hat...“

Neben dieser praktischen Betätigung im öffentlichen Leben des gärenden Landes, die vielleicht interessant, aber keineswegs erfreulich war, machte er auch Dienst in der Truppe. Die militärischen Studien wurden eifrig fortgesetzt, namentlich zogen ihn Kriegsgeschichte und Taktik an. Sein Lehrer war hier Oberst Friedrich von Lindenau, ein gebürtiger Leipziger, der sich vor dem Feinde ausgezeichnet und es bis zum Adjutanten Friedrichs des Großen gebracht, sich aber dann mit seinen Vorgesetzten überworfen hatte, worauf der preussische Major in österreichische Dienste getreten war. Auch volkswirtschaftliche Studien wurden betrieben, und zwar war es das berühmte Werk des englischen Nationalökonomen Adam Smith über die Natur und die Ursachen des Volkswohlstandes, mit dem er sich angelegentlichst befaßte. Indes, die ganze Lage der Dinge ließ bald das Militärische in den Vordergrund treten.

Es war tatsächlich so, wie Marie Christine sagte, daß die „Wahrscheinlichkeit“ eines Krieges mit dem revolutionären Frankreich groß sei. Die Nationalversammlung in Versailles hatte bei der Beseitigung des Feudalwesens in Elsaß und Lothringen in die Rechte der dort begüterten deutschen

Reichsfürsten eingegriffen. Doch dies war nur, wie Karl in seiner späteren Studie über die „Vorgeschichte der Französischen Revolution“ mit seinem klaren Blick erkannte, der „Vorwand“. In Wirklichkeit suchten sich die europäischen Mächte gegen die „ansteckende Seuche“ des französischen Revolutionsgeistes zu schützen, „um ihre Macht und ihr Ansehen in ihren eigenen Staaten zu erhalten“. Österreich und Preußen, die beiden Rivalen um die Führerstellung im Deutschen Reich, fanden sich so zu gemeinsamer Abwehr der Gefahr zusammen. Von den französischen Emigranten, Adel und Klerus, gedrängt, ließ sich der etwas ängstliche Kaiser Leopold dazu verleiten, in einer Reihe von Kundgebungen die bewaffnete Intervention eines europäischen Konzertes anzukündigen, wodurch man sich begreiflicherweise in Frankreich bedroht und herausgefordert fühlte. Ohnehin wollte dort die Partei der Jakobiner den Krieg, um sich an der Macht zu erhalten. Den unmittelbaren Anlaß zum kriegerischen Konflikt bot, wie Karl mit bewundernswerter Unvoreingenommenheit feststellt, der ausgewanderte französische Adel, der sich in dem benachbarten Kurfürstentum Trier „bewaffnet und mit feindlichen Absichten versammelt“ hatte, worauf die Franzosen drohten, mit einer Armee dort einzufallen, um jenen daraus zu vertreiben.

Der Erzherzog selbst fühlte sich von den französischen Emigranten, die er in Brüssel näher kennenzulernen Gelegenheit hatte, angewidert und tat das bemerkenswerte Geständnis, daß er einen Sieg dieser adeligen Reaktionäre nicht wünsche und den Ausbruch der Revolution in Frankreich verständlich finde. „Je mehr man“, so schreibt er seinem Bruder Franz freimütig, „die vornehmsten Franzosen, ihre Denkungsart und ihre Art zu handeln kennenlernt, desto weniger verwundert man sich über die Revolution. Es könnte Frankreich kein größeres Unglück geschehen, als wenn alles auf

den vorigen Fuß gesetzt und die Herren wieder zu dem Staatsruder und zur Leitung der Geschäfte kommen würden.“

Als das Jahr 1792 heranbrach, begann man sich auf beiden Seiten für einen Waffengang zu rüsten. Karl nimmt an den militärischen Beratungen teil. In seinem Tatendurst schreibt er ganz kriegerisch seinem Bruder Josef: „Sollte es zu einer Schlacht kommen, so wirst Du was berühmtes hören und alle Leute werden sich wundern, wie die Kerls laufen und unsere Husaren feuern und sie verfolgen können. Unsere Truppen wünschen den Krieg und ich selbst auch, wenn ich die Erlaubnis erhalte, so ich verlangt habe, ihn mitzumachen.“ Kronprinz Franz, die Seele der Kriegspartei in Wien, schwelgt ebenfalls, nur aus anderen Beweggründen, die sich mit dem Geständnis seines Bruders über das Gefährliche der reaktionären Emigranten keineswegs deckte, in dem Gedanken, baldigst mit dem revolutionären Frankreich „raufen“ — es war das ein Lieblingsausdruck auch des späteren Kaisers! — zu können. „Ihr bereitet euch“, so schreibt er Karl am 19. Februar, „zu einem förmlichen Krieg, denn wie es scheint, so versammeln sich die Franzosen zahlreich an euren Grenzen, in der Hoffnung, daß unsere Niederländer rebellieren und sie empfangen werden. Auch seid ihr in einer abscheulichen Lage, denn ihr müßt zugleich mit dem eigenen Lande und den Franzosen raufen. Wir richten uns hier einstweilen zum Krieg. 6000 Mann sind schon im Marsch nach Freiburg und 40.000 stehen bereit, unter Kommando des Fürsten Hohenlohe zu euch zu gehen.“

Die Lage Karls und seiner Pflegeeltern war allerdings „abscheulich“: Freilich, das Bedauern des Bruders in Wien klingt mehr wie Freude darüber, daß es bald losgehen werde, wenn er sich auch nicht verhehlen konnte, daß ein solcher Krieg „eine wahre Säuererei“ zu werden drohe, „weil er vielleicht andere üble Folgen nachziehen wird“. Niemand war sich dieser Gefahr mehr bewußt als Kaiser Leopold und sein

Staatskanzler Fürst Kaunitz. Sie widerstrebten ganz entschieden einer Intervention in Frankreich. Noch im Januar 1792, als man in der französischen Nationalversammlung schon laut den Krieg predigte, erklärte der alte Paladin der Kaiserin Maria Theresia: „Nach meiner Überzeugung wäre es der Gipfelpunkt der Torheit, eine Gegenrevolution in Frankreich mit Gewalt durchführen zu wollen; man muß durch Vernunftgründe auf diejenigen Leute, die überhaupt noch der Überlegung fähig sind, einzuwirken suchen!“

Zum wahren Unglück für Österreich und ganz Europa ward mitten in der Krise der maßvolle, besonnene Habsburger ganz unerwartet, am 1. März 1792, vom Tode dahingerafft und der erst vierundzwanzigjährige Franz, der stets für eine „aktive“ Politik gegen das revolutionäre Frankreich eingetreten war und auch in Paris als das eigentlich treibende Element der Kriegspartei galt, bestieg den Thron. So war es gewiß kein Zufall, daß schon wenige Wochen später die Katastrophe, die sein Vater immer vermeiden wollte, hereinbrach. Am 20. April erklärte König Ludwig XVI. unter dem Druck der Nationalversammlung seinem Neffen den Krieg.

Fünf Tage vorher war Karl nach Wien gekommen, um im Auftrag seiner Pflegeeltern sich mit seinem Bruder über verschiedene, Belgien betreffende Gegenstände zu beraten. Die Lage der Statthalter in dem von Parteien aufgewühlten Lande, schon früher schwierig, war durch die von dem neuen, jungen Kaiser eingeschlagene völlig unsinnige und verkehrte Politik so unerträglich geworden, daß sie nur den einen sehnlichen Wunsch hegten, „aus dieser schrecklichen Galeere herauszukommen“. Gleich die ersten von Franz getroffenen Verfügungen griffen tief in die Autonomie der belgischen Regierung ein. Unter anderem hatte er eine Jointe aus den renitentesten Elementen in Wien versammelt. Der Monarch rechtfertigte diese Maßregel damit, daß er „doch nur tun werde, was Mir passen wird“. Karl gewann von den in Wien für die Regierung

Belgiens maßgebenden Staatsmännern, in erster Linie von dem Vizekanzler Philipp Graf Cobenzl, dem besonderen Vertrauensmann des Kaisers, den denkbar schlechtesten Eindruck. „Ich fange an zu glauben“, berichtet er seiner Tante, „entweder, daß sie die Berichte, die man ihnen sendet, nicht lesen oder daß sie ein so hartes und schweres Fassungsvermögen haben, daß sie dieselben nicht verstehen. Sie kennen die Tatsachen nicht, und sagt man ihnen, wie es sich wirklich verhält, so zeigen sie sich so erstaunt, als wenn man ihnen Märchen aus Indien oder Amerika erzählte. Insbesondere Graf Cobenzl war von der Wirkung des genialen Einfalles durchdrungen, die ärgsten Krakehler und Spitzbuben nach Wien berufen zu haben, um sie hier unschädlich zu machen.“

Und je länger Karl in der Kaiserresidenz verweilt und den „ganzen Wirrwarr“, der da angerichtet wurde, kennenzulernen Gelegenheit hat, desto mehr ist er beunruhigt. „Denn die krasse Ignoranz, welche in der Staatskanzlei über alles, was dies Departement betrifft, herrscht, ist skandalös. Daher kommt es, daß alles, was von dort ausgeht, mißlingt und wir so viele Fehler in der Politik begehen. Ich habe jüngst meinem Bruder gesagt: Du mußt vorzüglich ein Ding im Auge haben: nämlich die richtigen Männer ausfindig zu machen oder sie Dir zu bilden. Alles andere wird gut gehen oder von selbst kommen, sobald Du fähige Männer an der Spitze der Geschäfte hast... Ich versichere Sie, daß alles vortrefflich ginge, wenn er nur den Eingebungen seines Herzens und seines Kopfes folgte. Aber er fühlt, daß er zu jung ist, um nicht Fehler zu begehen, und daß es ihm an Erfahrung mangelt. Unglücklicherweise sind die, welche an der Spitze der Geschäfte stehen, jene, deren er sich bedienen muß.“

Schon also tritt Karl seinem älteren Bruder und Souverän gegenüber als Mahner auf. Schwerlich wird Franz, der bei aller Unreife und äußerlicher Bescheidenheit ein hochentwickeltes, geradezu krankhaftes monarchisches Selbstgefühl

14 + 75
 Mein einziges Kind
 Gott sei mit dir
 nicht abwesend.
 Liebes Kind wachst du
 auf was du bist
 in Gnade erzogen
 zu sein Gott dir
 alles erlaube
 eines Mutter
 Maria Theresia

Widmungsblatt der Kaiserin Maria Theresia
 für ihren Enkel Erzherzog Karl, 1775
 (Familienbesitz)



Erzherzog Karl in der Schlacht bei Neerwinden, 18. März 1793
Ölgemälde von W. Emele 1871—1872 (Familienbesitz)

besaß und schon als Knabe, wie sein Erzieher Colloredo feststellte, vor seinen Brüdern den „Vorzug“ haben wollte, über diese Ausstellungen sonderlich erfreut gewesen sein. Karl sah jedenfalls bald, daß er in Wien gänzlich überflüssig war und wäre gerne nach Brüssel zurückgekehrt, wo man sich eifrigst für den Krieg vorbereitete, aber der ernste Zustand seiner schon seit längerer Zeit schwerkranken Mutter hielt ihn zurück. Als sie, von ihren noch lebenden vierzehn Kindern umgeben, am 15. Mai verschied, schrieb Karl seiner Tante: „In der Bestürzung, in die mich heute der Tod der besten aller Mütter versetzt, kann ich Ihnen nur zwei Worte schreiben, um Ihnen meine äußerste Verzweiflung anzukündigen. Mein Verlust ist sicher nicht mehr zu ersetzen. Nur Sie, teure Tante, welche ich als meine zweite Mutter betrachte, können dieselbe zum Teil ersetzen. Ich empfehle mich daher gegenwärtig noch mehr als je Ihrer Güte und Freundschaft.“

Unmittelbar nach den Trauerfeierlichkeiten reist Karl nach Brüssel zurück, wo er am Morgen des 29. Mai eintrifft und alsbald Gelegenheit findet, seinen seit Jahr und Tag aufgespeicherten Tatendrang auf dem Felde der Ehre zu stillen, denn schon hatten an der belgischen Grenze die Feindseligkeiten begonnen.

IM ERSTEN FELDZUG GEGEN FRANKREICH

Während die österreichischen Niederlande, wie zu erwarten stand, den ersten Stoß des französischen Revolutionsheeres auszuhalten hatten, war die österreichische Hauptarmee erst im Bilden begriffen. Alle Welt hätte erwartet, daß die kriegsgeübten Österreicher im Verein mit dem berühmten „friderizianischen“ Heer mit allem Ungestüm in das von Parteien zerklüftete Frankreich einfallen und auf die Hauptstadt losmarschieren würden, um dort rasch die alte Ordnung wiederherzustellen. So hatte es auch der greise Staatskanzler Fürst Kaunitz gemeint, der gleich nach Kriegsbeginn zum preußischen Gesandten Jacobi seiner Überzeugung Ausdruck gab: „Daß wir siegen, liegt auf der Hand, wir brauchen nur eine Zeitlang unsere Kräfte wirklich anzustrengen! Dies muß aber auch geschehen! Wir dürfen den Feind gar nicht mehr zur Besinnung gelangen lassen, nicht zu mehreren Feldzügen soll es kommen, mit einem Mal, mit wuchtigen, entscheidenden Schlägen muß der Krieg sogleich zu Ende geführt werden. Eifersucht und Mißtrauen seien aus unserem Kreise verbannt, jeder freue sich des glücklicheren Erfolges des anderen, dann wird der gemeinsame Sieg nicht ausbleiben!“

Auch hätte man gedacht, daß die in ihrem Gottesgnadentum schwer beleidigten Majestäten, Kaiser Franz von Österreich und König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, sich an die Spitze der verbündeten Armee stellen würden, um schon dadurch dem legitimistischen Kreuzzug den Stempel größter Bedeutung aufzudrücken. Allein nichts von alledem geschah! Man ließ sich mit dem Aufmarsch bis zum August Zeit und

feilschte indessen in Wien wie in Berlin über die zu verteilenden Länder als Siegesbeute herum. Wiederum standen das verlockende Projekt des Austausches Belgiens gegen Bayern, diesmal von Rußland angeregt, und die Frage der Teilung Polens zur Erörterung.

Es waren Fehler und Irrtümer, die in ihrer ganzen verhängnisvollen Tragweite nur allzubald der Erzherzog erkennen sollte, der vom Schicksal dazu ausersehen war, sie aus erster Hand an seinem eigenen Leibe zu verspüren. Karl begab sich sofort nach seiner Rückkehr aus Wien in das Hauptquartier des Herzogs Albert, das sich in Mons befand. Bei dem Vorstoß auf die Festung Maubeuge an der Sambre kommt es am 11. Juni 1792 bei La Grisuelle zu einem für die Österreicher siegreichen Gefecht, in dem der einundzwanzigjährige Erzherzog die Feuertaufe empfing. Er legte dabei „eine Ruhe und Kaltblütigkeit“ an den Tag, die den Herzog, wie dieser dem Kaiser meldete, „entzückten“.

Allein die Lage mußte sich für den Herzog angesichts der Überlegenheit des Feindes und der Gärung im eigenen Lande geradezu katastrophal gestalten, wenn von der Armee des Herzogs, die nur etwa 40.000 Mann zählte, der Feldzeugmeister Graf Clerfayt, wie es von Wien aus angeordnet worden war, mit 15.000 Mann abgezogen wurde, um zum Hauptheer zu stoßen. Die Erzherzogin-Statthalterin hatte schon im Mai, als sie hörte, daß Franz zur Kaiserkrönung nach Frankfurt komme, den Neffen inständigst, „auf den Knien“, gebeten, von dort einen Ausflug nach den Niederlanden zu unternehmen, um sich persönlich über die in diesem Lande herrschenden Schwierigkeiten zu überzeugen und darnach seine Entschlüsse zu fassen. Doch der Kaiser lehnte diese Bitte ab und schämte sich nicht, wie zum Hohne, als Grund die dort bestehende „üble Stimmung“ anzugeben. Er bestimmte aber, daß Karl und der Minister Franz Graf Metternich, der Vater des späteren Staatskanzlers, nach Frankfurt zur Bericht-

erstattung reisen sollten. Der Erzherzog war fest entschlossen, bei dieser Gelegenheit seinem Bruder über alle die von der Wiener Staatskanzlei gegenwärtig ausgehenden „Ungereimtheiten und Torheiten“, welche „die Indignation aller gutdenkenden und anständigen Menschen erregen“, gründlich die Augen zu öffnen.

Karl traf am 11. Juli in Frankfurt ein und meldete seiner Tante noch am selben Tag: „Ich habe nur einen Augenblick den Kaiser sprechen können, doch habe ich vernommen, daß dank den Leuten, die ihn umgeben, wir ganz in den Händen der Preußen sind, indem wir verpflichtet sind, die Truppen der Niederlande bis zur Höhe von 27.000 Mann zu ihrer Disposition zu stellen. Doch schmeichle ich mir, daß die Sache trotz der Minister meines Bruders gehen wird. Man hofft, daß die Preußen nicht mehr als 8000 Mann fordern werden, und man hofft dies mit Recht. Ich schmeichle mir, daß das Mirakel des Hauses Österreich uns aus der Verlegenheit ziehen und die Vorsehung einen jungen und guten, aber übelberatenen Fürsten nicht verlassen wird. Einstweilen spreche ich mit allen tonangebenden Persönlichkeiten, dem Marschall Lacy, Cobenzl, den Konferenzministern, und ich sehe, daß sie alle von der Unmöglichkeit, so viele Truppen zu liefern, überzeugt sind. Sogar Graf Cobenzl schien mir über die Folgen, die dies haben könnte, erschreckt...“

„Mirakel des Hauses Österreich“ — dieses Wort, das auch Prinz Eugen angesichts der vollständigen Passivität seines kaiserlichen Herrn so gern im Munde führte, zeigt schon an, daß Karl, der einen so trostlosen Einblick in die Natur des Kaisers und seiner maßgebenden Ratgeber erhalten hatte, tatsächlich nur mehr von einem Wunder Rettung sich versprach!

Nach der am 14. Juli — es war just der Jahrestag der Erstürmung der Bastille! — erfolgten Krönung fand der Kaiser endlich Zeit, mit seinem Bruder die niederländischen Angelegenheiten ausführlich zu besprechen. Franz versprach, Karls

Bedenken gegen die gefahrdrohende Entblößung Belgiens von Truppen bei der Entscheidung zu berücksichtigen. „Dann“, so berichtet der Erzherzog seiner Tante weiter, „sprach er mit mir von den Geschäften überhaupt. Ich sagte ihm: Auf daß Du glücklich seiest und Deine Regierung glorreich, mußt Du einen guten Kriegsminister wählen. Er war davon überzeugt und gestand mir, daß er schon lange daran denke und dies als das Hauptobjekt seiner Nachforschungen betrachte, außerdem aber als einen wesentlichen und bisher vernachlässigten Punkt, ein bestimmtes System in bezug auf das politische Verhalten unseres Hofes und unseres Kabinettes, statt, wie bisher, von Tag zu Tag, von der Hand in den Mund zu leben. Kurz, er sagte mir das alles so zutreffend und offen, daß ich entzückt davon gewesen bin. Das alles hat nur meinen Zorn gegen die vermehrt, welche seine geraden und rechtlichen Intentionen zu vereiteln suchen. Sie schreiben mir, ich solle unerschütterlich sein. Das läßt sich gut sagen; aber wer vermag dies in meiner Lage? Glauben Sie mir, es ist eine harte Geduldprobe, die ich hier bestehe.“

Bei einer wenige Tage darauf erfolgten Zusammenkunft des Kaisers mit dem Preußenkönig, der auf Karl keinen sonderlich günstigen Eindruck machte, wurde die Stärke des aus den Niederlanden zu detachierenden Korps zu Karls Genugtuung auf 6000 bis 8000 Mann herabgesetzt. Das Statthalterpaar, das sich ernstlich mit Rücktrittsgedanken getragen hatte, entschloß sich nun, noch auf seinem Posten auszuharren. Karl konnte daher, wie er es mit seinem Bruder bereits ausgemacht hatte, den Feldzug bei der zum Einmarsch in Frankreich bestimmten Hauptarmee mitmachen.

Endlich, Anfang August, konnte sich diese unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig in Bewegung setzen. Sie rückte aus dem Luxemburgischen über Longwy nach Verdun. Karl wurde als Generalmajor und Kommandant einer Brigade — die Ernennung zum „Generalfeldwachtmeister“

erfolgte am 5. September — dem Korps des Feldzeugmeisters Prinzen von Hohënlohe-Kirchberg zugeteilt. Es stand, als Karl bei demselben eintraf, vor Thionville. „Alle wünschen nichts als zu raufen“, so schreibt der junge General frohgemut. „Allein“, so setzt er nachdenklich hinzu, „ich fürchte, zu einer Schlacht wird es nicht kommen.“ Und er sollte recht behalten. Die Beschießung der Festung hatte keinen Erfolg und das Korps rückte zur weiteren Flankendeckung der Hauptarmee nach Neuilly, wo man ohne jede Kenntnis von ihren Bewegungen untätig stehen blieb. Der Rückmarsch scheint beschwerlich genug gewesen zu sein. „Du kannst Dir keine Idee machen“, klagt Karl seinem Bruder Josef, „was unsere Truppe aussteht. Seit einem Monat gießt es alle Tage, so daß es durch die Zelte durchregnet. Viele von unseren Leuten haben keine Schuhe, alle Mäntel, alle Zelte sind voll Löcher und fangen an zu verfaulen. Oft fehlt es uns an Brot und Stroh, kurz an allem, da man uns bald rechts, bald links marschieren macht, ohne daß die Beamten, so uns so herumjagen, daran denken, auch nur einen Strohalm für uns auszusprechen, viel weniger Magazine zu formieren. Wir müssen alles ausschreiben und den Bauern wegnehmen, um nur leben zu können. Kurz, unser Elend ist erstaunlich!“

Die Vorbereitung für den Krieg, obwohl man ihn so lange hatte kommen sehen, war also wie immer keine gute und die Verproviantierung der Truppe auf Kosten des Feindeslandes nicht gerade geeignet, die Herzen der dortigen Landbevölkerung zu gewinnen. Auch was Karl sonst zu sehen und zu hören bekam, mußte ihn nachdenklich stimmen. Schon erkennt der junge General mit dem ihm eigenen unheimlich scharfen Blick die völlige Aussichtslosigkeit und Vernunftwidrigkeit des Krieges gegen das revolutionäre Frankreich, der ja doch nichts anderes als die Gegenrevolution bezweckte, die schon der alte Kaunitz als „Gipfelpunkt der Torheit“ bezeichnet hatte, nur geeignet, alle sich im Innern Frankreichs

in den Haaren liegenden Parteien zu einigen. Und schon fühlt er das Abschwanken des preußischen Bundesgenossen von der Koalition herankommen.

„Überall, wo wir hinkommen“, berichtet er seiner Tante Marie Christine, „ist der Bewohner gut demokratisch gesinnt und sehr verwöhnt; wir werden ihn niemals bekehren.“ Und seinem kaiserlichen Bruder schreibt er etwas deutlicher: „Nach Maß, als wir in Frankreich avanciert sind, haben wir die Landleute und Bauern immer mehr für die neue Konstitution eingenommen und folglich immer mehr uns feind gefunden. Die Art, mit welcher sie von den Preußen und Hessen behandelt werden, bestärkt sie immer mehr in diesen Grundsätzen. Kurz, wir haben das ganze Land so sehr wider die alte und so sehr für die neue Ordnung der Sachen eingenommen gefunden, daß man das Projekt der emigrierten Franzosen, alles auf den alten Fuß herzustellen, als ungerecht und unmöglich ansehen muß. Das preußische Kabinett scheint dies auch einzusehen und das System des Baron Breteuil angenommen zu haben, nämlich eine Konstitution nach dem Modell der englischen in Frankreich einführen zu wollen. Der König von Preußen hat sogar den Breteuil nach Verdun kommen lassen, vermutlich, um das Projekt gemeinschaftlich mit seinem Kabinett auszuschreiben. Die Preußen mögen nun darin die Partei ergreifen, welche sie wollen, so wünsche ich nichts mehr als Dich und unsere Monarchie bald aus diesem Kriege, der uns gewiß gar keinen Nutzen schafft, heraus zu wissen, da es gewiß sehr gleich für uns ist, was für eine Konstitution in Frankreich sein wird. Könnten wir zugleich anstatt aller Entschädigung für die Unkosten, so uns der Krieg gemacht hat, einen glücklichen Tausch — er meinte das Projekt Belgien-Bayern — treffen und einige Jahre Frieden und Ruhe genießen, so würde unsere Monarchie gewiß bald sich wieder erholen und wieder in den blühenden Stand kommen.“

Es war fürwahr ein äußerst vernünftiger Rat! Doch Vernunft war am Hofe des jungen Kaisers ein fremder Begriff! Dem Sohne des konstitutionell gesinnten Kaisers Leopold war es durchaus nicht gleich, was für eine Konstitution in Frankreich sein werde. Schon das bloße Wort brachte, wie man weiß, den phlegmatischen Monarchen in Aufregung. Er führte den Kampf gegen das revolutionäre Frankreich nicht nur zum Zweck der Wiedereinführung der alten Ordnung, sondern auch als Eroberungskrieg gegen das vermeintlich schwach gewordene Land. Aber schon war jenes unglückliche Ereignis eingetreten, das dem Vormarsch der Verbündeten ein Ende setzte — die durch Goethes Schilderung des Feldzuges berühmt gewordene „Kanonade von Valmy“ vom 20. September. Der Dichter hatte richtig die welthistorische Bedeutung dieses Tages erkannt — schwerlich aber mögen die dabei anwesenden preußischen Offiziere, an die er sein Wort richtete, Wert darauf gelegt haben, dieser beschämenden „Niederlage ohne Schlacht“ beigewohnt zu haben.

In der Nacht zum 30. September erhielt Hohenlohe-Kirchberg vom Herzog von Braunschweig den Befehl zum Rückzug auf Verdun. Karl hatte dabei neben den sich wiederum stark geltend machenden Unbilden des Wetters die bittere Empfindung, daß dieser Rückzug nicht notwendig gewesen war und nur einen der „unzählbaren und unverzeihlichen Fehler“ des Herzogs darstellte. Und wie Karl dachten damals alle Einsichtigen, die nicht begreifen konnten, daß man dem französischen Oberbefehlshaber Dumouriez, der von Paris so gut wie abgeschnitten war, aus seiner Klemme half.

Schwer enttäuscht, mißmutig verläßt Karl Mitte Oktober das Korps Hohenlohe und begibt sich über Brüssel ins Hauptquartier seines Oheims Albert, wo er gerade zurechtkommt, um auch hier die schmerzlichen Folgen des verunglückten Feldzuges in der Champagne durchzukosten. Die Franzosen, die nun die Offensive ergreifen, rücken am 21. Oktober in

Mainz ein und dringen erobernd gegen Belgien vor. Dumouriez schlägt am 6. November mit seinen fast um das Doppelte überlegenen Streitkräften die Österreicher, in deren Reihen Karl eine Brigade führte, entscheidend bei Jemappes. Bald ist ganz Belgien von den Franzosen besetzt. Zwei Tage nach der unglücklichen Schlacht nimmt die Erzherzogin Marie Christine Abschied von Brüssel, um sich nach Maastricht auf holländisches Gebiet zu begeben.

Karl begleitet seine Pflegeeltern und geht dann über Bonn nach Münster, wo er nach den Strapazen und widerlichen Eindrücken des Feldzuges Zerstreuung sucht, zugleich seine angegriffene Gesundheit wiederzuerlangen hofft. Da trifft ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel ein Schreiben des Kaisers vom 10. Dezember, das in barschem Tone die Rückkehr zur Armee anbefiehlt. „Da unsere Truppen“, so heißt es da hart und rücksichtslos, „leiden, keine Ruhe noch Winterquartiere erhalten, so wird es sie gefreuen, und es ist nur recht und billig, daß Du ihr Ungemach mit ihnen teilest und ihnen dadurch Mut machest. Niemand sähe Dich lieber hier, als wie ich, allein wo es sich um Deine Ehre handelt und um den Dienst, so müssen die Bande brüderlicher Liebe weichen. Ich muß Dir aufrichtig reden; denn ich habe mir eine Pflicht von jeher daraus gemacht, besonders gegen Euch Brüder, die ich nur glücklich wünsche.“

Der Erzherzog mag über dieses Schreiben des Kaisers, das ihm nichts Geringeres als gröbliche Pflichtverletzung und Fahnenflucht vorwarf, nicht wenig erstaunt gewesen sein. Er bezwang aber seine Gefühle und schrieb ihm am 23. Dezember ruhig zurück: „Wie ich hoffe, wirst Du, bester Bruder, zu sehr von meinem Eifer für Deinen Dienst und von meiner Leidenschaft fürs Militär und überhaupt für alles, wo ich mich unterrichten kann, überzeugt sein, um zu glauben, daß ich entweder aus Unlust und Trägheit oder aus meinem eigenen Kopfe die Armee verlassen habe. Nur da mir alle vornehmsten Personen

diesen Schritt anrieten, habe ich mich dazu bewegen lassen. Selbst FZM. Clerfayt, welchem ich sagte, wie ungern ich die Armee verließ, besonders wenn es einen üblen Eindruck auf selbe machen könnte, versicherte mir, dies sei gar nicht der Fall, und bat mich sogar, die Armee zu verlassen, da ich ihm bei selber sehr ungelegen wäre und sehr viel Angst und Sorgen machen würde, da er damals fürchtete, vielleicht mit seiner ganzen Armee gefangen zu werden. Ich werde nun alles anwenden, sobald als möglich wieder zu der Armee zurückzukehren.“

Der Erzherzog hätte füglich noch hinzusetzen können, daß es die Truppen vielleicht noch mehr „gefremt“ hätte, wenn der Monarch in eigener Person in ihrer Mitte erschienen wäre, um „ihr Ungemach zu teilen“, so wie man es ja vom Kaiser Josef gewöhnt war, denn im Grunde war es eine ungeheuerliche Zumutung, daß sie ins Feld ziehen mußten, weil Franz seine Krongewalt nicht mit dem Volke teilen wollte. Er zog es vielmehr vor, in Wien und den benachbarten Lustschlössern Schönbrunn und Laxenburg im Kreise seiner Familie sich in einer Weise, mit Blinde-Kuh-Spielen und anderen Kindereien, zu unterhalten, daß seine Minister sich veranlaßt sahen, ihren kaiserlichen Herrn auf den Spott und Unwillen, der darüber in der Öffentlichkeit herrschte, aufmerksam zu machen. Seinem Bruder aber, dessen Kränklichkeit ihm bekannt sein mußte, gönnte er nicht die nach den Mühen des unglücklichen Feldzuges wohlverdiente Ruhepause. Daß er dabei vorgab, mit diesem Appell zur schleunigen Rückkehr zur Armee des Bruders eigenes „Glück“ im Auge zu haben, da es ihm, sein Ehrgefühl vorausgesetzt, nicht angenehm sein konnte, eines pflichtwidrigen Verhaltens beschuldigt zu werden, kennzeichnet am besten die Natur des Kaisers, dessen Verschlagenheit und Tücke schon seinen Erziehern unangenehm aufgefallen war. Sicherlich wollte er mit dieser Kränkung des Bruders, der wohl am besten wußte, was er zu tun

habe, und zum Unterschied von seinem kaiserlichen Bruder immer des Vorbildes Josefs II. und der Mahnung seines Vaters, „Dienst“ am Volke zu üben, eingedenk war, sich dafür rächen, daß Karl sich herausgenommen hatte, an der unsinnigen Regierung Kritik zu üben und ihm Ratschläge zu erteilen, so als ob er es besser verstünde. Und vielleicht glaubte er Karl auch die von diesem ihm einst erteilten Püffe heimzahlen zu können. Der Monarch hatte sich eben in keiner Weise geändert: wenn er schon als Kind, wie sein Erzieher Colloredo berichtete, gerne seine Brüder „neckte“, so tat er dies auch jetzt.

Karl reist am 4. Januar 1793 von Münster ab und trifft zwei Tage später in Köln bei seiner Brigade ein. In den Operationen im Felde war für den Augenblick völliger Stillstand eingetreten — um so mehr spielte sich auf dem Boden der hohen Politik ab.

Der Einmarsch der Verbündeten in Frankreich hatte das Schicksal des Königs Ludwig XVI. und seiner Familie besiegelt. Dem bereits im August in Gefangenschaft gesetzten König wurde nach ihrem Rückzug der Prozeß gemacht und am 21. Januar 1793 besteigt er das Blutgerüst. Nun waren die radikalen Jakobiner vollends obenan. Der Erfolg von Jemappes, die Eroberung Belgiens führt zum Angriff auf Holland, die Bastei Englands, das jetzt unter Pitts Führung auf die Seite der Alliierten tritt. Die Aussichten für diese waren also keineswegs ungünstig. Erste Voraussetzung war natürlich, daß Preußen im Bündnis mit Österreich verblieb und man den Krieg gegen die französische Republik mit allem Nachdruck führte — doch gerade in diesem Punkte hatte sich eine bedenkliche Wendung vollzogen.

Eben zur Zeit, da Karl wiederum bei seiner Brigade stand und darüber nachdenken konnte, wie wenig er hier versäumte, ließ das Berliner Kabinett, das sich mit Rußland insgeheim über eine zweite Teilung Polens verständigt hatte, seine

Truppen in die ihm überlassenen Teile einrücken. In Wien schäumte man auf, man hielt sich durch diesen „Januarvertrag“ von Preußen überlistet und Graf Cobenzl mußte die Staatskanzlei verlassen. An seine Stelle trat Franz Freiherr von Thugut, der alsbald seinem ursprünglich lautenden Familiennamen „Thunichtgut“ alle Ehre machte. Mit einem geradezu fanatischen Haß gegen Preußen, diese „infernalische Rasse“, wie er verächtlich sich ausdrückte, übertraf er womöglich seinen politischen Lehrmeister Kaunitz, den thersianischen Paladin. Dies bedeutete leider soviel wie, daß er, in der Stimmung des Siebenjährigen Krieges lebend, am liebsten den Hohenzollernstaat, Österreichs Verbündeten, bekämpft hätte und Preußen, dem diese feindselige Gesinnung nicht verborgen blieb, noch mehr als früher mit nur halbem Herzen mittat. Unter solchen Umständen aber war das, was dem alten Fürsten Kaunitz unter veränderten Verhältnissen ebenso wie Erzherzog Karl als Ziel vorschwebte, ein mit aller Macht und Energie geführter Kampf, wenn er schon geführt werden mußte, selbstverständlich nicht zu erreichen.

Von all diesen diplomatischen und politischen Vorgängen mag Karl nicht viel mehr als eine bloße Ahnung gehabt haben. Er fühlte sich ganz als Soldat, der seine Pflicht tut und darauf brennt, sich durch Taten auszuzeichnen. Und die Wiedereroberung Belgiens, das nächste Ziel des Wiener Kabinetts, mußte ihm, als berufenem Anwärter auf die Generalstatthalterschaft über dieses Land, auch persönlich am Herzen liegen.

ALDENHOVEN — NEERWINDEN

Karl war der Armee des zum Reichsmarschall bestellten Prinzen Friedrich Josias von Koburg-Saalfeld zugeteilt. Auf seinen besonderen Wunsch befehligte er die Vorhut, fünf Bataillone und zehn Eskadronen. Am 1. März 1793 überschreitet er mit ihr bei Morgengrauen die Roer, einen Nebenfluß der Maas, der die französische und die österreichische Armee voneinander trennte.

Schon nach einem Marsch von einer halben Stunde stößt Karl auf den Feind, die Schanze wird erstürmt und die Franzosen weichen zurück. Während Prinz Koburg den Frontalangriff gegen die Stellung des Gegners bei Höngen vorbereitet, führt Karl, gedeckt durch einen kleinen Wald, einen überraschenden Angriff auf dessen linken Flügel bei Aldenhoven. Einige Divisionen Eszterhazy-Husaren werden in den Rücken der feindlichen Position gesandt, die Geschütze auf die beherrschenden Anhöhen gezogen und das Feuer der Franzosen zum Schweigen gebracht. Nun folgen zwei Bataillone Sztaray-Infanterie, von dem Erzherzog selbst geführt, mit klingendem Spiel, er sprengt dann zurück zu dem im Hintèrhalt stehenden wallonischen Dragoner-Regiment Latour, feuert es mit den Worten an: „Diese Franzosen halten sich für unüberwindlich; an euch ist es, brave Wallonen, sie davonzujagen!“ Und dieser Anprall der Dragoner, unterstützt durch die in den Rücken eingesetzten Husaren, war so gewaltig, daß die Franzosen in Unordnung gerieten und bald die Flucht ergriffen. Das gleichzeitige Erscheinen des Feldzeugmeisters Clerfayt, der bei Jülich die Roer überschritten, machte die Niederlage voll-

ständig. Der Feind verlor etwa 1500 Mann, während die Kaiserlichen nur 10 Tote und 40 Verwundete zu beklagen hatten. Erzherzog Karl hatte sich bei diesem Gefecht durch persönlichen Mut derart hervorgetan, daß der Oberkommandierende nicht anstand, ihm den Hauptanteil an dem glücklichen Ausgang, der den Gewinn der Maaslinie zur Folge hatte, zuzuschreiben.

Tags darauf setzte die kaiserliche Armee ihren Vormarsch fort, am 6. März stand sie jenseits der Maas. Dumouriez, der Sieger von Jemappes, war auf die Kunde von diesen Mißerfolgen seiner Generale aus Holland abgereist und am 11. März in Löwen, etwa 50.000 Mann stark, eingetroffen. Bei Tirlemont stieß er mit der Vorhut der Österreicher zusammen, die nur an die 40.000 Mann zählten. Prinz Koburg führte sie in der Nacht zum 17. März hinter die Kleine Geete zurück und bezog auf den Höhen des rechten Ufers dieses Flusses, der die Chaussee nach Brüssel kreuzt, eine gute Stellung. Von dort aus gedachte er den Feind am 19. März anzugreifen, doch General Dumouriez kam ihm zuvor.

Am Morgen des 18. März gibt Dumouriez den Befehl zum Angriff und läßt seine Truppen über die Kleine Geete rücken. Seine Absicht ist, den rechten Flügel der österreichischen Armee zu umgehen. Der Stoß trifft zunächst die linke Flanke und das Zentrum, wo um die Dörfer Racour, Oberwinden und Neerwinden mit wechselndem Erfolg erbittert gekämpft wird. Die Entscheidung sollte indessen auf dem rechten Flügel fallen, wo Karl mit seiner Vorhut stand. Es war um drei Uhr nachmittags, als der Erzherzog zu einer kühnen Offensive gegen den bei dem Dorf Dormael stehenden, ihm überlegenen Feind übergeht. Bei Einbruch der Nacht ist der linke Flügel der Franzosen vollständig zertrümmert, und dies war das Werk Karls. Auf seinem weithin sichtbaren Schimmel war er im heftigsten Feuer an jene Punkte geeilt, die am meisten in

Gefahr standen. Die Österreicher hatten 2000 Mann, die Franzosen aber das Vier- und Fünffache verloren.

Das Merkwürdige an diesem Tag von Neerwinden war, daß sowohl der österreichische wie der französische Oberbefehlshaber von dem Ausgang der Schlacht vollständig überrascht wurden: Prinz Koburg hatte an seine Niederlage, Dumouriez an seinen Sieg geglaubt. Der Prinz soll denn auch, wie versichert wird, gegen Abend den Befehl zum Rückzug gegeben, sein Generalstabschef Mack ihm dieses Vorhaben ausgedeutet haben und dabei von Karl unterstützt worden sein. Vom Erzherzog selbst ist keine ausführliche Schilderung dieser Schlacht, die ihn, wie Oskar Criste sagt, „mit einem Schlag zu einem der berühmtesten österreichischen Generale, dem Feldherrngaben zugemutet werden durften, gemacht hat“, erhalten. In dem Bericht an Franz, den er tags darauf erstattete, beschäftigte er sich — auch hier an den Prinzen Eugen gemahnend — mit den Verdiensten anderer. Auf Vorschlag des Prinzen Koburg aber erhielt er vom Kaiser die höchste militärische Auszeichnung, das Großkreuz des Maria-Theresien-Ordens, das ihm am 12. April im Lager von Quiévrain überreicht wurde. Doch vielleicht der schönste Lohn war es, daß er nun bei seinen Soldaten wie ein Abgott verehrt wurde. In diesen Tagen von Aldenhoven und Neerwinden war es, daß ein großer wallonischer Dragoner in hellem Erstaunen über die Haltung des „kleinen“ Generals ahnungsvoll ausrief: „Dieser Kleine wird seinen Weg machen, denn er ist für einen Prinzen tapfer!“

Die nächste Folge des Sieges von Neerwinden war der Wiedergewinn Belgiens. Schon am 25. März zieht Karl an der Seite des Prinzen Koburg in Brüssel ein, von der Bevölkerung jubelnd begrüßt. Die Huldigung galt nicht bloß dem Schlachtenhelden, sondern auch dem Generalgouverneur, zu dem ihn der Kaiser am Tage von Neerwinden ernannt hatte. Vier Tage

darauf rückt Karl mit seiner Avantgarde bereits in Mons ein. Festung auf Festung fällt.

Schon aber war als weitere Folge der Schlacht von Neerwinden eine sensationelle Wendung eingetreten: General Dumouriez, den als unglücklichen Feldherrn in Paris das Strafgericht erwartete, läßt sich in Unterhandlungen mit dem österreichischen Oberbefehlshaber Prinzen Koburg ein. Vereint mit den Kaiserlichen will er in Frankreich die verfassungsmäßige Ordnung wiederherstellen. Doch die Armee läßt ihn im Stich, worauf er zum Feind übergeht. Karl begrüßt ihn am 6. April in Mons und erhält von Dumouriez als Mann von „Geist und Charakter, der viel zu wagen und auszuführen imstande sei“, den besten Eindruck. Dumouriez hatte die vier französischen Kommissäre, darunter den Kriegsminister Beurnonville, die ihn gefangen nehmen sollten, verhaften lassen und den Österreichern ausgeliefert. Auf das hin erklärte sich der Nationalkonvent bereit, die königliche Familie freizulassen, wenn man die vier Kommissäre herausgebe. Man hätte meinen sollen, daß Kaiser Franz nicht einen Augenblick zögern werde, dieses glänzende Angebot anzunehmen, das der unglücklichen Königin Marie Antoinette, seiner Tante, das Leben gerettet haben würde. Der Prinz Koburg hatte denn auch bereits mit dem Gegner ein Abkommen in diesem Sinne getroffen. Allein die Wiener Regierung lehnte es in merkwürdiger Verblendung ab. Die großartige Gelegenheit, dem Revolutionskrieg ein Ende zu setzen, war damit verpaßt, weil man am Kaiserhofe nichts von einer Anerkennung der Revolution, auch nicht einer konstitutionellen Regierung, wissen wollte. Siegestrunken wie man war, ging alles Sinnen und Trachten auf eine großangelegte Gegenrevolution, einen Rachefeldzug gegen die Mörder König Ludwigs XVI., auf die Rückführung der alten Ordnung in Frankreich — also gerade auf das, was alle Vernünftigen, nicht zuletzt Erzherzog Karl, als unheilvoll ansahen!

Zunächst freilich ging alles gut vonstatten. Eine preußisch-



Erzherzogin Marie Christine
Tochter Maria Theresias, Gemahlin des Herzogs
Albert von Sachsen-Teschen, 1742—1798

Gemälde von Roslin (Familienbesitz)



Herzog Albert von Sachsen-Teschen

Miniatur von Isabey, 1812

(Familienbesitz)

österreichische Armee eroberte Mainz zurück und drang siegreich im Elsaß vor. Und gerade jetzt muß Karl die Armee, die er zum entscheidenden Sieg geführt und ihn so lieb gewonnen hatte, verlassen, um sich seiner neuen Aufgabe als Generalgouverneur der Niederlande zu widmen. „Er ist so betroffen“, schreibt der Karl unterstellte General Kray, „und darüber unzufrieden, daß er Tränen fallen ließ. Er sagte mir: ‚Lieber General Kray, ich kann vor Herzeleid nicht schlafen, daß ich die Armee verlassen muß. Ich fing erst an, mein Handwerk zu lernen, und nun, da ich daran so viele Freude habe, muß ich es absagen.‘“

Am 23. April reiste er nach Brüssel ab, wo seiner unangenehmste Arbeit und Aufregungen harreten. „Ich bin zu einer Aufgabe ersehen“, klagte er seinem Oheim Albert, „von der ich nichts oder nur wenig verstehe, und das in einem der kritischsten Momente und mit einem Minister wie Metternich! Ich bin trostlos darüber und fühle mehr denn je das Unglück, von Ihnen getrennt zu sein.“ Auch seinem ehemaligen Lehrer Hohenwart, der nun Bischof von St. Pölten war, schildert er mit sichtlichem Kummer seine „sehr beschwerliche“ Lage: „Ein Land leiten zu müssen, welches, noch voll vom Geiste verschiedener Revolutionen, in Parteien geteilt ist, und in welchem noch ein stilles Feuer unter der Asche glimmt, welches besonders durch unsere Nachbarn erhalten wird, ist sehr schwer. Und was mir oft sehr hart fällt, ist, Befehle aus der Entfernung von 200 Meilen aus einem Lande, wo man weder mit der hiesigen Lage, noch mit der Verfassung dieser Provinzen bekannt ist, zu erhalten und mich oft gezwungen zu sehen, diese Befehle nicht ausüben zu können, aber sie doch manchmal ohngeachtet wiederholter Vorstellungen ausüben zu müssen, obwohl ich von dem Schaden überzeugt bin, der daraus entstehen muß. Nur mit der Zeit und mit vieler Geduld darf ich mir schmeicheln, daß es mir vonstatten gehen wird, die Ruhe vollkommen herzustellen.“

Nicht weniger trüb wie die innere Lage Belgiens beurteilt Karl die Aussichten des Feldzuges gegen das revolutionäre Frankreich. Weit entfernt von dem rosenroten Optimismus des Wiener Kabinetts, das vermeinte, in Kürze in Paris zu sein, und dort die Wiederherstellung der alten Ordnung diktieren zu können, besorgte er eher, die Franzosen wieder hier zu sehen. Zu gut kannte er die Zustände in der österreichischen Armee, in der wenig tüchtige Heerführer zu finden waren, und nicht zuletzt den Leichtsinn und die Unfähigkeit der Wiener Regierung, die, wie vom Teufel geritten, alles verkehrt machte und förmlich alles auf eine Katastrophe anlegte. Noch lag kein bestimmter Plan für diesen Feldzug vor. Er wandte sich daher an den Kaiser mit der Bitte, möglichst bald nach Brüssel zu kommen, um hier alles mit den Generalen selbst zu besprechen. „Sind wir mit diesem Feldzugsplan nicht bald fertig“, schreibt er am 14. Dezember 1793 seinem Bruder, „so eröffnet der Feind die Kampagne voraus, und nichts kann uns schädlicher sein; er manövriert hinter seinen Festungen, bedroht uns bald rechts, bald links, wir dehnen uns wieder wie heuer aus, um alles zu decken, auf einmal rafft er seine Kräfte zusammen, greift uns an, wo wir es am wenigsten vermuten, dringt durch, und anstatt, daß wir uns in dem Innern seines Landes befinden sollten, ist er in dem unserigen. Wärest Du nun hier, so wäre nichts leichter, als diesen Plan in Deiner Gegenwart zwischen unseren Generalen zu konzertieren, allein da Deine Reise sich in die Länge zieht und dieser für die künftigen Kampagnen und folglich für Europas Heil entscheidende Gegenstand keinen Aufschub leidet, so scheint es äußerst wichtig, sich damit zu beschäftigen.“

Schon früher, einige Wochen nach der Hinrichtung der Königin Marie Antoinette, die zu vermeiden gewesen wäre, hatte Karl seinem Bruder — beschämend genug! — die ungeheure Wichtigkeit dieses Feldzuges, auf den „das ganze

Augenmerk von Europa“ gerichtet sein sollte, vor Augen gestellt. „Denn man muß sich nicht darüber betrügen, die künftige Campagne ist entscheidend; entweder geht es uns von statten, durch große Fortschritte denen in Frankreich herrschenden Unordnungen ein Ende zu machen, oder wenigstens Schranken zu setzen; oder alle Thronen, alle Monarchien in Europa sind unsicher; und dann wird es nicht lange dauern, daß in allen Staaten das Volk dem Beispiel des französischen folgen wird.“

Allein alle diese Alarmrufe halfen nichts — der Kaiser kam nicht. Der ihm nun vorgelegte Operationsplan stieß in Wien deshalb auf Bedenken, weil er auf die aktive Mitwirkung Preußens berechnet war, Minister Thugut aber einer solchen entschieden widerstrebte.

Während so in Belgien unsichere Zustände herrschten und man sich in Wien in einer völligen Sorglosigkeit und Untätigkeit erging, war man in Paris fieberhaft bemüht, die im letzten Feldzug erlittene Schlappe wieder gutzumachen. Die ablehnende Haltung des Wiener Hofes gegenüber dem Angebot des Generals Dumouriez hatte hier die Kriegsstimmung verschärft und die neuen Männer des Konvents, Danton und Robespierre, die auf eine Eroberungspolitik großen Stiles drängten, fanden jetzt den richtigen Mann dazu — Carnot. Im August 1793 wird von ihm die allgemeine Volksbewaffnung, die „levée en masse“, eingeführt, so daß Frankreich mit einem Schlag eine Armee von 600.000 begeisterter Streiter zur Verfügung stand.

Damit war ein neues Element von ungeheurer Tragweite in das Staatsleben und die ganze Kriegführung eingetreten. Es zeugt von dem Weitblick des Erzherzogs, der immer bemüht erscheint, aus der Vergangenheit wie aus der Gegenwart zu lernen, daß er als einer der ersten diese Bedeutung eines Volkes in Waffen erkannte und im Einvernehmen mit den belgischen Ständen die Wehrhaftmachung des Landvolkes

beschloß. „Da ein großer Teil der französischen Armee“, berichtet er dem Kaiser am 12. November 1793, „aus bewaffneten Bauern besteht, so haben wir geglaubt, bewaffnete Bauern könnten ihnen in den Orten, so wir durch unsere Armee nicht genugsam decken können, genugsam Widerstand leisten... Um aber zu großen Kosten auszuweichen, welche entstehen müßten, wenn diese Bauern immer unter Gewehr bleiben sollten, und um nicht dadurch den Ackerbau von zu viel Armen zu berauben, so habe ich folgende Organisierung vorgeschlagen, welche einstimmig genehmigt und angenommen wurde. Alle Bauern in denen Dörfern an denen Grenzen vom Meer bis Menin, welche die Waffen werden ergreifen wollen, werden Gewöhre und Patronentaschen bekommen, und man wird den Orth bestimmen, wo sich die Bauern von verschiedenen Ortschaften bewaffnet und mit Lebensmitteln auf 5 oder 6 Tage begeben sollen, sobald die Glocken werden geläuthet werden. Nur bei Annäherung des Feindes wird die Sturmglocke geläuthet werden und, nachdem sich der Feind wird zurückgezogen haben, wird man dem Bauern wieder erlauben, sich nach Haus zurück zu begeben.“

Es war freilich nur ein schüchterner Anfang einer Volksbewaffnung, die sozusagen auf dem guten Willen der Landbevölkerung aufgebaut erschien, aber ein vielverheißender! Im übrigen aber ging des Erzherzogs Sorge in erster Linie auf die Schlagfertigkeit der Feldarmee, mit der es allerdings traurig genug bestellt war. Schon der erste Feldzug in der Champagne hatte gezeigt, daß so gut wie gar nicht für sie vorgesorgt worden war. In der Tat hatte man sich in Wien, in dieser leichten Atmosphäre, die den Hof des jungen Kaisers kennzeichnet, den Krieg ganz anders, so als einen bloßen „Spaziergang nach Paris“, als „militärische Promenade“ vorgestellt. Vor allem dachte man nur an „einen einzigen Feldzug: einige Regimenter leichter Kavallerie, vor die französischen Festungen gelegt, würden genügen, um mit offenen

Armen aufgenommen und, durch erbeutete Artillerie und zahllose Mitläufer verstärkt, siegreich nach Paris geleitet zu werden“. Nun aber, nachdem sich alle diese Erwartungen nicht erfüllt hatten und die Mängel der Ausrüstung, je länger der Krieg währte, um so stärker und empfindlicher sich fühlbar machten, zeigte sich bald, besonders in der Armee, eine schwere, beständig wachsende Mißstimmung.

Niemand kannte deren Ursachen besser als Erzherzog Karl. In wiederholten Schreiben wandte er sich an seinen kaiserlichen Bruder, um ihn darüber zu unterrichten. Was die Mannschaft betraf, hob er die Schwierigkeit des Dienstes bei sehr mangelhafter Bekleidung und die Vernachlässigung der Militärspitäler hervor. Die Verwundeten „liegen auf Stroh, unter dem Dach, ohne Chirurgie, ohne Sorge, oft ohne das Nötigste zu essen zu bekommen, und müssen wie die Hunde hinstarben. Das Brüsseler Spital allein kostete der Monarchie in zweieinhalb Monaten so viel Menschen wie eine Schlacht, etwas weniger als Neerwinden“. Und auch unter den Offizieren herrsche „allgemeine“ Unzufriedenheit. Man beklage sich über das Protektionsunwesen, demzufolge nur die in der Umgebung des Prinzen Koburg und des Fürsten Hohenlohe befindlichen Personen, die vermöge ihrer hochadeligen Geburt in den Stab gekommen seien, Belohnungen erhielten.

Vor allem aber war es nach Karls innerster Überzeugung unbedingte Notwendigkeit, daß der Krieg gegen Frankreich mit aller Kraft und Energie geführt werde und zu diesem Zweck der Kaiser in eigener Person sich ins Hauptquartier begeben, um schon durch diese Geste aller Welt die hohe Bedeutung des Waffenganges anzuzeigen und den Mut seiner Truppen zu befeuern.

Indes, Monat um Monat verstrich wieder, ohne daß der Kaiser diesem dringenden Appell, dessen Berechtigung so klar am Tage lag, Folge gegeben hätte. Da entschloß sich nun Karl über stürmisches Drängen des Oberbefehlshabers Prin-

zen Koburg und des Generalstabschefs Mack zu einem allerdings ungewöhnlichen Schritt. Er begibt sich persönlich nach Wien, wo er unangemeldet am 27. März 1794 eintrifft.

Karls Ankunft in der kaiserlichen Residenz wirkte auf Kaiser Franz und seine Minister vollkommen überraschend und allem Anschein nach überaus peinlich. Daß die Wiener den Erzherzog, als sie ihn im Theater sahen, jubelnd begrüßten, wird den auf seinen volksbeliebten Bruder stéts eifersüchtigen Monarchen schwerlich mit dem eigenmächtigen Schritt des Generalstatthalters ausgesöhnt haben. Baron Thugut, von allem Anbeginn auf den Erzherzog schlecht zu sprechen, will weder von einem Zusammengehen mit dem ihm verhaßten Preußen, worauf der Operationsplan Macks aufgebaut war, noch von einer Verstärkung der Armee wissen. Karls ganzer Erfolg war nur eine gründliche Verstimmung gegen ihn wegen seines dienstwidrigen Verhaltens, denn die Abreise des Kaisers zu seiner Armee, die jetzt tatsächlich erfolgte, war bereits vor der Ankunft des Erzherzogs, am 25. März, beschlossen worden.

VERLUST BELGIENS — KARL IN WIEN

Kaiser Franz reiste am 2. April 1794 in Begleitung Karls von Wien ab — sicherlich mit sehr gemischten Gefühlen; denn das Militärische lag ihm gar nicht, wie er denn auch zum Unterschied von Josef II., der für gewöhnlich die Uniform seines Cheveaulegerregiments trug, im Alltag nicht anders als im Bürgerkleide zu sehen war. Eine Woche später, am 9. April nachmittags, langte er in Brüssel ein. Der Magistrat empfing ihn feierlich und übergab ihm unter dem Stadttor, das mit der Inschrift: „Caesar adest, tremant Galli“ (Der Kaiser ist da, die Franzosen erzittern) geziert war, die Schlüssel der Stadt.

Am 14. April traf er bei seiner Armee in Valenciennes ein, und nun sollte die große Offensive einsetzen, für die General Mack den Plan ausgearbeitet hatte. Im Anfang ging auch wirklich alles gut, so daß die boshafte Bemerkung Franz Xaver Hubers, des Verfassers der zeitgenössischen Schrift „Beytrag zur Charakteristik und Regierungs-Geschichte der Kaiser Joseph II., Leopold II. und Franz II.“: „Venit, vidit — perdidit“ (Kam, sah — verlor) nicht ganz am Platze war. Die Österreicher nahmen die Festung Landrecies und siegten am 26. April bei Maroilles-Prisches, wobei sich Karl, der kurz vorher, am 22. April, zum Feldzeugmeister befördert worden war, wiederum besonders auszeichnete. Aber bei Tourcoing, wo es am 18. Mai zu einer großen Schlacht kam, fiel die Entscheidung gegen die Österreicher aus. Der „Vernichtungsplan“ des Generalquartiermeisters Mack, demzufolge der Feind durch einen konzentrischen Angriff von sechs Kolonnen aufgerieben hätte werden sollen, hatte sich nicht bewährt. Nicht

daß er der Großartigkeit entbehrte, allein es war doch ungemein gewagt, mit einer Armee von etwa 70.000 Mann einen Gegner von rund 90.000 Mann, der auch sonst in keiner Weise unterlegen erschien, „vernichten“ zu wollen. „Wie immer siegte das Praktische über die eitle Theorie“, so urteilte kurz der Erzherzog.

Wohl hatten die Österreicher vier Tage später bei Tournai einen Erfolg zu verzeichnen, aber im Hauptquartier hielt man die Sache für verloren. In dem Armeebefehl vom 23. Mai fand dieser völlige Mangel an Vertrauen deutlichen Ausdruck. Die blutigen Gefechte der letzten Tage, so heißt es da, hätten „auf besorgniserregende Weise“ die Streitkräfte geschwächt und man sei angesichts der weiten Entfernung von den Hilfsquellen nicht in der Lage, die „schreckenerregenden Lücken zu füllen“, während der Feind über „unerschöpfliche“ Reserven verfüge.

Nach dieser ebenso offenen wie richtigen Erkenntnis der völligen Aussichtslosigkeit des Krieges wäre es wohl am geratensten gewesen, unter Preisgabe der wieder unhaltbar gewordenen Niederlande möglichst rasch Frieden zu schließen. Dazu rieten denn auch mehrere hohe Generale, darunter Mack, weil es klar zutage getreten war, daß man nur mehr die Geschäfte Englands besorgte. Doch die kriegslustigen Wiener Kreise vertraten eine andere Meinung und suchten daher den Kaiser schleunigst aus der gefährlichen, weil zum Frieden geneigten Atmosphäre des Hauptquartiers herauszubringen. Der Kaiser ließ sich dies nicht zweimal sagen und reiste am 13. Juni heim.

Bald darauf trat die verhängnisvolle Wendung ein: die Kaiserlichen wurden am 26. Juni bei Fleurus so entscheidend geschlagen, daß Belgien aufgegeben werden mußte. Die Schlacht, die von zwei Uhr morgens bis fünf Uhr nachmittags währte, war bis gegen Mittag an allen Punkten für die österreichische Armee siegreich gewesen, Karl selbst hatte mit

seiner Kolonne zweimal Fleurus genommen, aber der Prinz von Koburg brach auf die Nachricht von dem Fall der Festung Charleroy hin die Schlacht ab. Im Heer, das sich schon wegen der Abreise des Kaisers preisgegeben sah, löste der Rückzugsbefehl die größte Mißstimmung aus.

In dieser Situation hielt sich Karl wieder für verpflichtet, seinem kaiserlichen Bruder ins Gewissen zu reden. Die Monarchie, so führt er in einer Denkschrift vom 9. August aus, kann nicht mehr die Mittel aufbringen, um den Krieg fortzuführen, es fehle an Geld und Mannschaft. Man müsse daher Frieden schließen, auch wenn man die Niederlande opfern sollte. „Preußen sieht diesem Augenblicke mit Vergnügen entgegen, und wenn England auch nicht eine solche Denkungsart gegen uns heget, so eifert es uns doch zum Kriege bloß aus Privatabsichten an. Die französische Marine ist noch nicht gänzlich zerstört, die Kolonien noch nicht alle durch die Engländer erobert, ihre Absicht noch nicht erreicht. „Wenn es diese erreicht habe, werde es seine Bundesgenossen getrost fallen lassen. Auch Frankreich sei kriegsmüde und werde vielleicht dazu einwilligen, das unhaltbare Belgien gegen das Elsaß zu vertauschen.

Es war ein guter Rat! Karl hatte richtig die demütigende Rolle Österreichs als Festlanddegen für das selbstsüchtige England und die Friedensliebe Preußens durchschaut. Schon begann tatsächlich der Berliner Hof mit Frankreich ernsthaft über einen Frieden zu verhandeln. Allein die geradezu verzweifelte Finanzlage Österreichs hätte es geboten, dem Beispiel seines Verbündeten zu folgen. Die Leiter des Finanzwesens sahen sich zur Entlastung ihres „ächzenden Gemütes“ veranlaßt, immer aufs neue die Bitte „Da nobis pacem!“ zu wiederholen und auf die Zwecklosigkeit der weiteren Kriegführung hinzuweisen. Sie meinten: Erst muß Friede sein, dann wird die französische Republik von selbst zerfallen und einer konstitutionellen Monarchie Platz machen. Für das Jahr 1794

hatte man die „schreckbare“ Summe von rund 100 Millionen Gulden errechnet, die, wie es schien, durch keine wie immer gearteten Mittel aufgebracht werden konnten.

Nicht zuletzt gab die vollständige Kriegsmüdigkeit der Feldarmee zu denken. Von einem ungenannten Offizier derselben war an den Generaladjutanten des Kaisers, Franz von Rollin, eine Denkschrift geschickt worden, die dem Kaiser über die Stimmung im Heere die Augen öffnen sollte. „Der Geist der Armee“, heißt es da, „ist so herabgefallen, daß von den Generalen an bis zum gemeinen Mann der Wunsch nach Frieden allgemein herrscht.“ Jeder Befehl zum Rückmarsch verursache heitere Gesichter. Vom General bis zum Fähnrich fluche alles laut über das Wiener Kabinett, das „durch die anderen Puissancen duppiret“ worden. Nur die „Großen“ hätten in ihrem eigenen Interesse zu diesem Kriege geraten, der Frankreichs König und Königin auf das Schafott und das Land um die so vortreffliche, weil gegen den Adel gerichtete Konstitution von 1791 brachte. Man möge doch aus der Revolution die Nutzenanwendung ziehen und sich sagen: Jeder Staat in Europa muß seine Politik, seine Gesetze „nach der dermaligen Denkensart proportionieren“, weil sonst die „Revolution“ allgemein um sich greift, und sie tritt in jedem Lande früher oder später ein, je nachdem dessen Einwohner mehr oder weniger aufgeklärt sind und sich den Franzosen nähern.

Selbst in der unmittelbaren Umgebung des Kaisers regten sich Stimmen, die mit aller Entschiedenheit zum Frieden rieten und auf die völlige Sinnlosigkeit des gegenwärtigen Krieges hinwiesen. Gegen wen, so fragt der Staatsratskonzipist Philipp Freiherr von Stahl, einer der Vertrauten des Kaisers, in seiner Denkschrift vom August 1794, wird eigentlich Krieg geführt? Man führt ihn, so antwortet er scharf, „wider die Opinion einer mächtigen, aus lauter Feuerteilen zusammengesetzten und zu einer Revolution aus Verzweiflung gebracht

ten Nation und vergaß, daß eine mit Bajonetten bekämpfte Opinion die Zahl deren Anhänger vermehre. Aber man sah diese Revolution für Rebellion an und glaubte ihr daher durch einen Kreuzzug in die Champagne spielend ein Ende zu machen“. Hätten die Verbündeten ein Defensivsystem angenommen, dann öffentlich erklärt, sie wollten sich nicht in das Innere Frankreichs einmischen, und sich wechselseitig dahin verbunden, keinerlei Kriegsentschädigung zu verlangen, so wäre viel Unglück vermieden worden. Die Zerstörung der Opinion wäre nur durch Selbstüberlassung möglich gewesen. So aber hätten die Verbündeten Öl ins Feuer gegossen, der „tollen“ Partei in Frankreich zum Siege verholfen, die nun auf ganz Europa aufmunternd wirken werde. Freilich, so setzte Stahl spitz hinzu, man denke auch an Eroberungen, aber was habe man schon von ein paar „lumpichten Palatinats gezwungener Unterthanen“! Im übrigen opfere man sich nur für die Interessen Albions und Hollands auf, wo doch alles an der Erhaltung des Deutschen Reiches und seiner Verfassung gelegen sei.

Man sieht: Karl stand mit seiner Meinung über die Unsinnigkeit eines „Prinzipienkrieges“, des Kampfes wider eine „Opinion“, die im eigenen Lande trotz der Pariser Schreckensherrschaft noch immer großen Anhang hatte, keineswegs allein. Auch er hatte mit Nutzen die berühmt gewordene Schrift des Franzosen Mallet du Pan, „Betrachtungen über die Französische Revolution“, studiert und sie, offenbar in der Absicht, daß sein kaiserlicher Bruder etwas daraus lerne, im Juli des Vorjahres ihm nach Wien geschickt. Mallet du Pan vertrat hier den Gedanken, daß noch nie in der Weltgeschichte eine Meinung „mit Kanonen“ unterdrückt werden konnte. Eine Idee mit Gewalt ausrotten zu wollen, sei eine „politische Gasconade“. Eine „Gegenrevolution“ habe keinen Sinn; die französische Nation sei hinlänglich gestraft, weil sie die wahre Freiheit verkannt und nunmehr in tiefe Knechtschaft gesun-

ken sei. Der Sache der Verbündeten schade es, daß sie nicht offen ihre Ziele angeben. So sei es gekommen, daß man ihnen Eroberungspläne zuschreibe, wodurch der Krieg ins Endlose verlängert werde. Auch sei man in Frankreich davon überzeugt, daß die fremden Mächte sich nur einmischten, um den Despotismus wiederum einzuführen, und dieser Meinung müsse durch eine ehrliche Bekanntgabe der Absichten, welche die Alliierten mit ihrer Intervention verbänden, entgegengetreten werden.

Dies freilich konnte der Wiener Hof nicht tun, weil er dann hätte bekennen müssen, daß er es eben auf Eroberungen und auf eine Wiederherstellung der alten Ordnung in Frankreich abgesehen habe. Thugut in seiner „weltverheerenden unsinnigen Hartnäckigkeit“, wie Baron Hormayr seine Politik treffend bezeichnet, wies jeden Gedanken an Frieden weit von sich. Nach der erzwungenen Räumung Belgiens gab er auch das linke Rheinufer preis, schaute dafür um so schärfer auf Polen. Der Krieg sollte weitergehen. Nachdem es aber dem Kaiser klar war, daß an dem schlechten Ausgang des Feldzuges lediglich die Führung des Heeres die Schuld tragen konnte, trat am 1. September an die Stelle des Prinzen von Koburg General Clerfayt.

Auch Karl wurde bald darauf zur Rheinarmee versetzt, was, da es dort nichts anderes zu tun gab als sich zurückzuziehen, einer Außerdienststellung gleichkam. Am 23. September langte er im Hauptquartier des Reichsfeldmarschalls Herzog Albert von Sachsen-Teschen ein, das sich in Schwetzingen befand, aber bald nach Heidelberg verlegt wurde. Die Lage der Armee gestaltete sich immer kritischer. Am Christtag hielt es Karl neuerdings für seine Pflicht, den Kaiser zu ermahnen, entweder Frieden zu schließen oder sich ohne Zeitverlust derart zu rüsten, daß man den nächsten Feldzug mit besserem Erfolg zu führen imstande sei. In einem zweitägigen Kriegsrat vom 16. und 17. Januar 1795 verfaßten die Heerführer ein Protokoll,

worin sie mit aller Entschiedenheit erklärten, daß eine aussichtsreiche Weiterführung des Krieges nur durch Vereinigung mit der Armee Clerfayts, neuerliches Zusammenwirken mit Preußen und Sachsen und Bereitstellung bedeutender Geldmittel möglich sei.

Wenige Tage darauf, am 20. Januar, verläßt Karl, dessen Gesundheitszustand durch die vorausgegangenen Aufregungen schwer erschüttert war, die Armee. Am 26. Januar trifft er in der kaiserlichen Residenz ein, um seine Kräfte wieder zu sammeln. Er hat nun Gelegenheit, die geradezu wahnwitzige Politik des Ministers Thugut und des ganz von ihm beherrschten Kaisers aus nächster Nähe kennenzulernen. Den zu dieser Zeit über die künftigen Operationen geführten Verhandlungen wird Karl wohlweislich nicht zugezogen. „Man hat“, so berichtet er dem Herzog Albert am 21. Februar mißmutig, „alles so geheim gehalten, daß, obgleich mir der Kaiser versprach, er werde mich den Operationsplan lesen lassen, ich nicht das Mindeste davon erfahren konnte und alles nur zwischen Baron Thugut und Oberst Gomez vereinbart wurde, welch letzterem man auf das strengste untersagte, wem immer etwas davon zu sagen. Der Kaiser hat sich oft mit mir über all diese Dinge unterhalten. Ich benützte die Gelegenheit, ihn von der Lage in Kenntnis zu setzen, in der sich die Armee befindet. Aber aus allem, was er mir sagte, konnte ich erfahren, daß die Minister ihm die Dinge anders darstellen müssen, als sie in Wirklichkeit sind, daß sie ihn glauben machen, als sei für alle Bedürfnisse hinlänglich gesorgt und als sei der Friede unmöglich, was doch nicht der Fall ist. Der Kaiser wünscht den Frieden sehnlich, aber man schützt vor, daß derselbe nicht zu erzielen sei. Vielleicht, daß wir mit unseren vereinten Kräften imstande sein werden, einen glänzenden und glücklichen Feldzug zu führen. Für meine Person glaube ich nicht daran, denn ich sehe nicht, daß man die dazu erforderlichen Mittel besitzt oder anwendet. Ich gestehe

Ihnen, daß ich sehr schwarz in die Zukunft sehe. Glücklicherweise verzögert das abscheuliche Wetter die Eröffnung und verschafft uns ein wenig Ruhe.“

Das klang nicht sehr hoffnungsvoll! Und in der Tat gestalten sich die Aussichten für den nächsten Feldzug alles eher denn günstig. Am 5. April schloß Preußen zu Basel einen Sonderfrieden mit Frankreich. In Wien sprach man entrüstet von „Verrat“ und hatte wahrhaftig dazu wenig Grund, weil man in Berlin nur zu wohl die feindliche Stimmung des Kaiserhofes kannte und die Fortsetzung des Krieges für gänzlich zwecklos hielt. Für Karl konnte dieses Abspringen des Bundesgenossen keine Überraschung bilden, denn er hatte schon seit langem mit wachsender Sorge die Verstimmung des Hohenzollernstaates und die sich daraus ergebenden Verhandlungen mit dem Feinde verfolgt.

Zu allem hatte sich Karl durch sein beständiges Drängen auf Frieden oder kräftiges Zusammenwirken mit Preußen Thuguts Haß in vollster Schärfe zugezogen. Aber auch sein Pflegevater, Herzog Albert, war in Ungnade gefallen, weil er mit der Unterzeichnung des Heidelberger Protokolls vom Januar auf den gleichen Standpunkt sich gestellt hatte. In einem Schreiben vom 13. Februar gab ihm der Kaiser zu verstehen, daß er sich die von ihm verlangte Hilfe Preußens aus dem Kopf schlagen müsse. Als der Herzog dann von geplanten Veränderungen im Armeekommando hörte, gab er eine Woche später seine Demission, die schließlich, nachdem fast zwei Monate verstrichen waren, vom Kaiser angenommen wurde. Doch mußte es Karl auf sich nehmen, den Herzog davon in Kenntnis zu setzen. Albert und Marie Christine übersiedelten nun nach Wien, wo sie neben dem Augustinerkloster Wohnung nahmen.

Karl hielt sich meist im Schloß Laxenburg auf, um in der ländlichen Ruhe sich besser als in der Stadt erholen zu können. Er litt wiederum stark unter seinen epileptischen Anfällen. Noch im März war er nicht so hergestellt, um wieder zur

Armee einrücken zu können. Bisweilen fühlte er sich, wie er seinem Oheim Albert berichtete, acht, ja auch zehn und fünfzehn Tage hindurch ganz wohl, bis ihn ein Anfall wieder für vierundzwanzig Stunden krank mache; sobald dieser Anfall vorüber sei, befinde er sich neuerlich so gut, als wenn nichts geschehen wäre. Die Ärzte versprachen ihm Genesung, verlangten aber von ihm Geduld.

Hier in Laxenburg war Karl Zeuge jener Explosionskatastrophe, die sich am 10. Juli 1795 bei der Herstellung von Feuerwerkskörpern ereignete und seinem jüngeren Bruder Leopold, dem Palatin, das Leben kostete. Karl wohnte gerade ein Stockwerk über der Unglücksstätte und war somit auch in Gefahr gestanden. Der Unfall, der in der Welt das größte Aufsehen erregte, wirkte wieder auf den Gesundheitszustand des feinfühligem Erzherzogs, der seinen Bruder unter furchtbaren Qualen dahinsterven gesehen, nachteilig zurück. Ihm wäre etwas von der Natur des Kaisers zu wünschen gewesen, der es glücklich zuwege brachte, gerade in Laxenburg seine Belustigungen fortzusetzen, eine Tatsache, die, wie ihm der Regierungspräsident Graf Saurau amtlich mitzuteilen für gut fand, im Publikum äußerst abfällig besprochen wurde.

Karl benützte aber seinen Wiener Aufenthalt auch dazu, sich in seiner Eigenschaft als Heerführer theoretisch zu vervollkommen. Unter der Einwirkung seines Lehrers Lindenau verfaßt er eine Anzahl von kriegsgeschichtlichen Arbeiten, so eine „Vorgeschichte der Französischen Revolution“ und vor allem eine Abhandlung „Über den Krieg mit den Neufranken“, worin der Erzherzog den Nachweis erbrachte, daß er aus den Ereignissen der letzten Feldzüge, da die grundstürzende Schöpfung des französischen Volksheeres durch Carnot bereits zutage getreten war, zu lernen wußte, so wie er ja auch — zum Unterschied von seinem kaiserlichen Bruder — aus dem Drama der Französischen Revolution die politische Nutzenanwendung zu ziehen verstanden hatte.

Der Erzherzog beginnt seine Untersuchung mit der Feststellung, daß das allen Voraussetzungen und berechtigten Annahmen so ganz widersprechende Ergebnis des nun schon vier Jahre währenden Krieges, besonders aber des Feldzuges von 1794, ausschließlich durch „unsere“ Generals“ verschuldet wurde. „Die Hauptkunst des Feindes und unser vornehmster Fehler bestand darin, den Krieg, sowohl im großen als im kleinen, in einen Offensivkrieg für den Feind, in einen Defensivkrieg für uns zu verwandeln. Und zwar deshalb, weil wir uns sowohl im Offensiv- als im Defensivkrieg immer ausdehnen, unsere Macht nie vereinigen und dadurch dem Feinde die Möglichkeit lassen, uns anzugreifen, wo und wie er will, ohne daß er von unserer durch diese Ausbreitung geschwächten Armee etwas zu befürchten habe. Wir sehen diese Ausdehnung unserer Verteidigungslinie als notwendig an, um das von uns besetzte Land und unsere Magazine gegen Streifereien des Feindes zu decken.“

Hier wird also das alte Kordonsystem verworfen und die Forderung nach einer dem Hauptkörper der Armee vorauszusendenden leichten Truppe, der die Aufgabe zufällt, die Bewegungen des eigenen Heeres zu verschleiern, aufgestellt, vor allem aber der größtmöglichen Konzentration der Kraft im Kriege das Wort geredet, in welchem Gedanken er sich mit seinem Gegner Napoleon begegnet. Ganz napoleonisch mutet es an, wenn er sagt: „Überhaupt muß man sich in diesem Kriege zur Hauptregel machen — man führe einen Verteidigungs- oder Angriffskrieg — dem Feinde immer so viel als möglich auf dem Nacken zu sein, ihm immer auf dem Fuße zu folgen, ihn anzugreifen, sobald man es nur immer mit Vorteil tun kann, besonders wenn er — sollte es auch nur mit einem Teile seiner Armee sein — sich in einem offenen Terrain befindet; dem Gefechte dagegen auszuweichen . . ., wenn er es in einem seiner Art zu fechten vorteilhaften Terrain liefern wollte. Dies kann man nur, wenn man seine Kräfte



Erzherzog Karl als Reichsgeneralfeldmarschall

Schabkunstblatt von J. Pichler nach J. Kreutzinger, 1799
(Heeresmuseum Wien)



Erzherzog Karl

Bleistiftzeichnung von P. Krafft, um 1820
(Albertina, Wien)

beisammen hat und seinen Gegner nie aus den Augen läßt. In offenem Terrain müssen wir schlagen, immer in großen Körpern fechten, immer attackieren . . .“

So bereitete sich Karl in einer Zeit, da die alten Generale aus der Schule Lacys und Laudons gründlich versagt hatten, die in seinen Feldzügen gemachten Erfahrungen verwertend, für seine Aufgaben vor, die ihm in den folgenden Jahren zuteil werden sollten.

REICHSGENERALFELDMARSCHALL

Die von Karl so sehr begrüßte Waffenruhe währte nur bis zum September 1795, da die Armeen der französischen Generale Jourdan und Pichegru den Rhein überschritten, Mannheim nahmen und Mainz einschlossen. Dem tatkräftigen Zusammenwirken Clerfayts und Wurmsers gelang es indessen, den so gefährlichen Doppelangriff zurückzuweisen. Mannheim wurde zurückerobert, Mainz befreit. Aber nach diesem glänzenden Erfolg der österreichischen Waffen schließen die siegreichen Generale einen neuen Waffenstillstand — sehr zum Ärger des britischen Kabinetts, das eine Offensive auf das linke Rheinufer erwartete.

Auch in Wien war man schwer enttäuscht. Gegen Clerfayt als den Höchstkommandierenden geht nun eine systematische Hetze los, die ihn schließlich dazu nötigt, „aus Gesundheitsrücksichten“ um seine Enthebung zu bitten. In dem kaiserlichen Handschreiben vom 9. Februar 1796, worin ihm diese bewilligt wird, erscheint schon angedeutet, daß Erzherzog Karl zu seinem Nachfolger ausersehen sei.

Die Ernennung zum Reichsgeneralfeldmarschall bedurfte indes der Bestätigung durch den Reichstag. Am 21. Februar wurde in Regensburg das kaiserliche Hofdekret überreicht, das den Entschluß des Kaisers, den Erzherzog an Stelle des Feldmarschalls Grafen von Clerfayt mit dem Kommando über die Kaiserlichen und Reichstruppen provisorisch zu betrauen, bekanntmachte und der Erwartung Ausdruck gab, daß der Reichstag bald sein Gutachten abgeben werde. Die Reichsversammlung stimmte am 5. April zu und in dem kaiser-

lichen Hof-Ratifikationsdekret vom 20. April sprach Kaiser Franz „im Vertrauen auf des Herrn Erzherzogs schon ruhmwüdigst bewiesene Tapferkeit, erprobte militärische Kenntnisse und ausgezeichneten patriotischen Eifer“ die Zuversicht aus, „daß Höchstdieselbe in dieser neuen Eigenschaft Ihre in den vorigen Feldzügen um das werthe deutsche Vaterland bereits erworbene Verdienste vermehren und den Erwartungen Sr. kaiserlichen Majestät und des Reiches durch ausharrende Tätigkeit und Heldenmut entsprechen werden.“

So hatte Karl in dem jugendlichen Alter von vierundzwanzig Jahren jene Würde erreicht, die einst der größte österreichische Feldherr, Prinz Eugen, bekleidete. Sicherlich schwebte dem Erzherzog die imposante Gestalt des heldenhaften Savoyers als leuchtendes Vorbild vor Augen, mit dem sein ganzer Entwicklungsgang so viele gemeinsame Züge aufweist: beide schwächlich von Körper, für den geistlichen Stand bestimmt, aber von leidenschaftlicher Liebe zum Soldatenstand erfüllt, müssen sie nicht nur gegen den äußeren Feind, sondern auch mit der eigenen Regierung Krieg führen, die stets bereit erscheint, sich in neue Kämpfe zu stürzen, ohne an die Herbeischaffung der dazu erforderlichen Mittel zu denken, und nicht zuletzt durch Kabalen und Intrigen den Sturz des seiner Siege wegen unneideten Feldmarschalls herbeizuführen sucht.

Die Ernennung zum Reichsfeldmarschall und zum Führer der beiden Rheinarmeen hatte Karl sicherlich nicht dem allgewaltigen Minister Thugut zu verdanken. Doch man fand für den im Reich beliebten Clerfayt, nachdem er militärisch versagt hatte, keinen geeigneteren Nachfolger und Karl hatte sich nun einmal als Sieger von Neerwinden bereits einen über das engere Vaterland hinausreichenden Namen gemacht, war auch im Heer beliebt. Nicht zuletzt aber war man gar nicht gewillt, dem Erzherzog die oberste Leitung des Kriegswesens auch wirklich zu überlassen. Als den eigentlichen Führer

scheint Thugut den General Heinrich Graf Bellegarde aus-
ersehen zu haben, der dem Erzherzog als Adlatus beigegeben
und zu diesem Zweck zum Feldmarschalleutnant befördert
wurde. Bellegarde, ein ebenso gebildeter wie schwerfälliger
Offizier, dem jede Entschlußkraft mangelte, hatte — natürlich
im Einvernehmen mit dem Außenminister Thugut — den Feld-
zugsplan zu entwerfen, der Feldmarschall hatte dann diesen
Plan einfach auszuführen und damit erschien der Sieg ge-
sichert!

So wenigstens dachte sich Kaiser Franz in seinem kindlich
beschränkten Geist, der alles von dem Eifer und Gehorsam,
nichts aber von dem Talent und Genie erwartete, die Durch-
führung. Daß der Feldherr auch einer ganz unerwarteten
Situation gegenüberstehen kann, die ein blitzschnelles Han-
deln erforderlich macht, blieb dem Monarchen wie seinen
Beratern anscheinend gänzlich verschlossen!

In der dem Reichsfeldmarschall am 4. April eingehändigten
„Instruktion“ wurde ihm im strengen Ton ausdrücklich be-
fohlen, „die feindlichen Armeen, eine nach der anderen, wo-
möglich zu schlagen und dann Landau zu belagern“. Auch
sollte er sich jeder Einmischung in die Politik enthalten,
widrigenfalls er, wie ihm angedroht wurde, vom Kaiser
desavouiert werden würde. Nicht zuletzt wurde er mit Rück-
sicht auf seine Jugend und mangelnde Erfahrung an den Rat
ausgewählter Männer gewiesen!

Nachdem man sich am Kaiserhofe solcherart gegen ein
eigenmächtiges Vorgehen des neuen Reichsfeldmarschalls hin-
länglich gesichert zu haben glaubte, konnte Karl am 6. April
die Residenz verlassen, um sich ins Hauptquartier zu begeben
und befehlsgemäß den Feind „womöglich“ zu schlagen. Daß
dies aber mit den ihm zur Verfügung gestellten Mitteln
geradezu unmöglich war, dies bekam Karl alsbald mit er-
schreckender Deutlichkeit zu sehen, als er am 11. Mai in
Mainz angelangt war, um den Oberbefehl über die beiden

Armeen zu übernehmen. Wiederum drängt sich das Bild des Prinzen Eugen auf, wenn man Karls Klagen über den schier trostlosen Zustand des Kriegsinstrumentes, mit dem er operieren sollte, zu hören bekommt. „Die Monturstücke“, schreibt er am nächsten Tage dem Kaiser, „sind oft so schlecht, daß wir sie nicht brauchen können. In vielen Schuhen ist die Sohle von Pappendeckel, so daß der Schuh bei der ersten Nässe auseinandergeht, die Gattien und Hemden sind voll Span und die Hosen dann und wann so kurz, daß ich sie kaum anziehen könnte.“

Doch abgesehen von diesen Mängeln in der Kriegsausrüstung, die wieder auf die herrschende Geldnot zurückgingen, war auch der Geist der Armee auf einen erschreckenden Tiefpunkt gesunken. Dies zeigte sich auf sinnfällige Weise in der massenhaften Fahnenflucht. „Von Kaiser-Infanterie“, so meldet Karl am 14. Mai dem Bruder, „desertierten von 190 Rekruten 145 mit Ober- und Untergewehr auf einmal zu den Preußen und feuerten auf die, welche sich ihnen widersetzen. Von ‚Lacy‘ desertierten 83 von 100, bei ‚Wallis‘ 33 von 120, so daß die Transporte immer um die Hälfte schwächer ankamen als sie ausmarschierten.“ Offizier und Mannschaft hatten eben vom Kriege genug und sehnten sich nach Frieden.

Der Kaiser kannte natürlich diese Stimmung sehr wohl und äußerte sich höchstindigniert, daß es mehrere in der Armee gebe, die noch fortwährend „Meine Beharrlichkeit in dem gegenwärtigen Kriege in einem falschen Lichte betrachten“, aber er konnte nicht verhindern, daß diese Betrachtungen allgemein wurden und den guten Geist unter seinen Soldaten im Felde nicht zu heben vermochten. Der Kaiser, der niemals nach den Ursachen einer ihm unliebsamen Erscheinung zu forschen pflegte, vermeinte der fortschreitenden Desorganisation seines Heeres durch scharfe Befehle und strenge Maßregeln beikommen zu können, und erreichte damit nur eine Steigerung der Unzufriedenheit. So waren also die Aussichten

für den kommenden Feldzug wahrhaftig nicht die besten! Noch vor kurzem hatte der französische General Dumouriez gesagt, es sei „nichts so schwer, als österreichische Soldaten zu besiegen, nichts so leicht, als ihre Generale zu schlagen“, doch nun sah es so aus, als sollte auch der gute Ruf des österreichischen Soldaten der Vergangenheit angehören. „Wir können es uns nicht verhehlen“, so hatte im Juni 1795 Oberst Graf Dietrichstein, ein Vertrauter des Wiener Hofes, dem Minister Thugut berichtet, „alle Welt weiß es, daß unsere Armee — unsere einzige Ressource — alle Tage mehr sich desorganisiert... Wir haben sehr schlechte Offiziere und keine Generale.“

Die französische Armee dagegen verfügte über eine ganze Reihe ausgezeichneter junger Generale. War es die Aufhebung des Unterschiedes der Geburt, die diesen Wandel hervorrief, oder die Furcht vor der Guillotine im Falle einer Niederlage — tatsächlich befehligten in der Rhein- und Moselarmee wie in der Sambre- und Maasarmee neben Jourdan und Moreau ein Kleber, Desaix, Saint-Cyr, Oudinot, Bernadotte und Marceau, und in der italienischen Armee Napoleon Bonaparte.

Der Kriegsplan Carnots ging dahin, mit den zwei Armeen vom Oberrhein und vom Niederrhein gegen die Donau vorzudringen und dann vereint mit der aus den Alpen kommenden italienischen Armee zum Todesstoß auf die habsburgische Monarchie anzusetzen. Und schon hatte Napoleon Bonaparte die Offensive ergriffen, zwang den mit Österreich verbündeten König von Piemont-Sardinien zum Frieden und drängte in kühnem Siegeslauf die Österreicher unter dem alternden Beaulieu bis an die Adda zurück. Grund genug also für die Strategen am Wiener Kaiserhofe, den Reichsgeneralfeldmarschall zu einem Angriff auf Oberelsaß aufzufordern, um durch einen großen Erfolg in Deutschland der ungünstigen Lage in Italien eine Wendung zu geben.

Karl hielt einen solchen Vorstoß aber für unausführbar. Er

beschränkte sich, als der Waffenstillstand am 21. Mai gekündigt wurde, auf die Defensive und mußte es, wie die Dinge lagen, als eine glückliche Fügung ansehen, daß sich allem Anschein nach auch in der ihm gegenüberstehenden französischen Armee der Wunsch nach Frieden geltend machte. Diesen Eindruck wenigstens hatte der dort als Geisel für den am letzten Mai ablaufenden Waffenstillstand zurückbehaltene Major Schuhay erhalten. General Marceau ließ die vielsagende Bemerkung fallen, daß man französischerseits bereit sei, die Niederlande zurückzustellen oder eine Entschädigung dafür zu geben, und erbot sich auch, deswegen beim Direktorium in Paris anzufragen. Immer wieder äußerte er die Meinung, „als ob nichts leichter wäre, als zwischen uns und Frankreich den Frieden zustande zu bringen“.

Karl hielt sich für verpflichtet, den Bericht des Majors seinem kaiserlichen Bruder zuzusenden, der ihn an Thugut weiterleitete. Der Minister aber wies wieder den Gedanken an Frieden weit von sich, sprach ergrimmt von „Hauptquartierpolitik“ und bat den Monarchen, seinem Bruder die erforderlichen Weisungen zu geben, „auf daß sich fortan die Armee ein für allemal jeder Verhandlung über den Frieden enthalte“. Und sein Starrsinn vermochte auch nicht durch die üblen Nachrichten, die fortgesetzt aus Italien kamen, gebrochen zu werden. Er glaubte noch die österreichischen Generale verhöhnen zu müssen, die sich „von einem jungen Menschen von 27 Jahren, ohne jede Erfahrung, an der Spitze einer Armee von Freiwilligen und Briganten“ schlagen ließen. Doch dem schwer bedrängten Beaulieu mußte Hilfe gebracht werden. So wurde beschlossen, nicht weniger als 24 Bataillone, 10 Jägerkompagnien und 4 Kavallerieregimenter, zusammen etwa 26.000 Mann, von der Rheinarmee abzuziehen und sie unter dem Kommando des Feldmarschalls Wurmser, der bisher die Oberrheinarmee befehligt hatte, nach Italien zu schicken. Daß bei dieser Sachlage nicht mehr an eine Offen-

sive in Deutschland zu denken war, dies sah der Kaiser ein. Karl erhielt also Befehl, sich auf die Defensive zu beschränken, „es sei denn“, wie der Monarch vorsichtig hinzufügte, „die Umstände ließen Dir auch ohne den Dir abgenommenen Truppen noch zu, etwas zu unternehmen, welches Du dann nach Umständen tun kannst“.

Unter solchen Verhältnissen mußte Karl froh sein, daß nicht er es war, der mit der „äußerst gehässigen und traurigen Kommission“, wie er dem Kaiser schreibt, betraut wurde. Aber die Wahl des Grafen Wurmser konnte er als keine glückliche bezeichnen. „Gott gebe“, vertraut er dem Bruder an, „dem Feldmarschall den Segen und daß die große Hitze seine Kräfte, so abzunehmen anfangen, nicht noch mehr schwächel!“

Der Erzherzog änderte also wiederum seine Dispositionen. Die Truppen wurden über die Glan zurückgezogen, er selbst schlug sein Hauptquartier zu Ober-Moschel zwischen der Glan und der Alsenz auf, mußte freilich schon auf einen weiteren Rückzug gefaßt sein. Bevor er jedoch seine neue Defensivstellung, die von Bingen bis Neustadt reichen und an die Oberrheinarmee sich anschließen sollte, bezogen hatte, erfolgte von Seite der französischen Sambre- und Maasarmee Jourdans auf das Korps des Prinzen von Württemberg an der Sieg ein Angriff, so daß es sich am 4. Juni bis an die Lahn zurückzog. Dieser Rückzug der kaiserlichen Truppen, der unter der dortigen Bevölkerung einen panischen Schrecken hervorrief, bildete bekanntlich den historischen Hintergrund für Goethes „Hermann und Dorothea“.

Karl erfährt am nächsten Tag die neue Wendung und eilt sofort mit allen verfügbaren Streitkräften an die Lahn, um den Feind auf Düsseldorf zurückzuwerfen. Am 15. Juni kommt es zur Schlacht von Wetzlar, die Franzosen werden so vollständig geschlagen, daß sie bis zum Rhein zurückgehen mußten. Dieser erste selbständige Sieg Karls entflammte, wie ein unvoreingenommener Zeuge aussagt, einen geradezu „fanati-

schen Geist“ für den glücklichen Feldherrn, der sich wieder tollkühn jeder Gefahr ausgesetzt, einmal durch sein persönliches Eingreifen an der Spitze von vier Grenadierbataillonen die Situation gerettet hatte. „Die Art“, so schrieb Graf Bellegarde an den Grafen Dietrichstein ganz begeistert, „wie sich der Erzherzog in dem Treffen von Wetzlar gezeigt, wo er alle Energie eines großen Charakters, alle Talente und die ganze Festigkeit eines großen Generals entwickelte, läßt nicht zweifeln, daß mit dem Vertrauen der Truppen, das er sich vollständig erworben hat, der Sieg ihm zufällt. Ich bin kein Höfling, ich bin kein Lobhudler, das wissen Sie, bester Freund, aber ich kann das Benehmen des Erzherzogs nicht genug rühmen. Er hat sich würdig des Ranges gezeigt, den er einnimmt, würdig des Vertrauens seines erhabenen Bruders, der keinen General besitzt, wie er ist. Er allein wird eines Tages die Stütze der Monarchie sein, er allein vermag den militärischen Geist in der Armee wiederherzustellen, die gänzlich erschlafften Federn der großen Maschine wieder anzuspannen, die ohne einen Chef dieser Gattung ein Körper ohne Seele ist...“

Der Kaiser beeilte sich auf die Nachricht vom Siege bei Wetzlar, seinem Bruder die Genugtuung darüber auszusprechen. „Die Freude“, so schreibt er ihm, „die es mir gemacht, besonders da die erste Affäre in Deiner Gegenwart glücklich gewesen, kannst Du nicht glauben.“ Er wünschte nur, daß der Gegner standhalten und Karl so Gelegenheit haben würde, die ganze feindliche Armee zu vernichten. Hierauf dankte er seinem Bruder dafür, daß er den Aufträgen bezüglich der Truppensendungen nach Italien so pünktlich nachgekommen sei. „Geschwinder und besser hätte es gewiß nicht geschehen können, auch wird, wie ich hoffe, die Wiedereinnahme der Lombardei, die darauf erfolgen wird, gewiß, weil Du dadurch einen vorzüglichen Dienst der Monarchie leistest, Deine größte Belohnung sein.“ Und auch Thugut war, wie der Graf Diet-

richstein Bellegarde berichten konnte, „entzückt“, weil er sein Vertrauen auf den Erzherzog gerechtfertigt sah, wobei er offenbar ganz vergaß, daß gewiß nicht sein Vertrauen es war, das Karl an die Spitze der österreichischen Armee gesetzt hatte. Und Dietrichstein fügt geradezu außer sich vor Freude hinzu: „Er ist der Messias, den uns der Himmel sendet, wir haben dessen wohl in Wirklichkeit Not!“

Weniger entzückt war Karl über die Erfahrungen, die er in diesen Tagen gemacht hatte. Es fehlten ihm tüchtige Armeeführer, die ihn in der Kriegführung wirksam unterstützt hätten. „Leider“, so schreibt er dem Kaiser, „überzeuge ich mich alle Tage mehr, daß es uns sehr an Generalen fehlt, auf welche man sich verlassen und zählen kann, da es unmöglich ist, überall selbst zu sein und Alles aus dem Hauptquartier zu dirigieren. . . Bei Gelegenheit der nun vorgefallenen Affären wirst Du vielleicht sehr viel über mich reden hören, weil ich bei Wetzlar verschiedene Personen scharf zu ihrer Schuldigkeit anhielt und Leuten abschlug, sie in der Relation zu nennen, mit denen ich nicht ganz zufrieden war und die mich doch sozusagen zwingen wollten, sie Dir anzurühmen. Allein ich hoffe, Du wirst alles Gerede nicht glauben. Schärfe ist leider, wie ich Dir zu Wien schon sagte, nötig, da sich viel Unordnung und Indisziplin vom ersten bis zum letzten in unserer Armee eingeschlichen hat. Andererseits werde ich gewiß Jedem Gerechtigkeit leisten, Dir aber auch bloß Diejenigen besonders anempfehlen, so sich um Deine Gnade verdienstlich gemacht haben werden.“

Wie schwer es war, gegen hohe Herren, die ihre Unfähigkeit gezeigt hatten, mit Maßregelungen vorzugehen, das zeigte der Fall des Herzogs Ferdinand von Württemberg, der nach seinem Versagen an der Sieg sein Kommando an den Feldzeugmeister Wilhelm Graf Wartensleben abgeben mußte. Der Herzog protestierte gegen seine Absetzung und verlangte eine Untersuchung. Die Ablösung in dem Augenblick, da er geschlagen

worden, sei für ihn, wie er meinte, „eine Art Schandfleck und Vorwurf, als habe er seine Schuldigkeit nicht getan“. Der Herzog ging dann nach Wien und schloß sich jener Gruppe von „Schreibern“ an, die alle Schritte des Feldherrn, wie dies seinerzeit auch beim Prinzen Eugen der Fall war, hämisch glossierten, bekritteltten und — Gehör fanden.

Und fast schien es so, als sollte sich bald die Gelegenheit dazu bieten, denn dem Sieg von Wetzlar folgte ein schlimmer Rückschlag auf dem Fuße. Der französische General Moreau hatte den Umstand, daß Erzherzog Karl einen Teil der Niederrhein-Armee an die Lahn geführt, den anderen gegen Mainz zurückgenommen und Graf Wurmser die Oberrhein-Armee nach Mannheim zurückgezogen hatte, um bald darauf nach Italien abzugehen, zur Überschreitung des Rheins bei Kehl benutzt. Der Reichsgeneralfeldmarschall hatte dann den Oberbefehl über den Hauptteil der zwischen Sieg und Lahn stehenden Truppen an den Feldzeugmeister Graf Wartensleben übertragen, er selbst eilte mit 15 Bataillonen und 33 Eskadronen über Mainz und Darmstadt nach Mannheim, wo er am 1. Juli eintraf. Er will Moreau angreifen, um den Oberrhein zu behaupten, aber die Schlacht bei Malsch am 10. Juli bringt ihm keinen entscheidenden Erfolg und der Rückzug des Generals Wartensleben nötigt ihn, starke Besatzungen in die Festungen Mannheim und Philippsburg zu legen.

Karls Streben ging nun dahin, wie er später in seinen „Grundsätzen der Strategie“ erklärt, „dem Feinde die Vorrückung Schritt vor Schritt streitig zu machen, ohne sich zu einer Schlacht zwingen zu lassen, dagegen die erste Gelegenheit zu ergreifen, seine in zwei Armeen geteilten Truppen zu vereinigen und sich dann mit Überlegenheit oder wenigstens mit verhältnismäßigen Kräften auf eines der feindlichen Heere zu werfen.“ Die zwei französischen Armeen sollten also auseinandergehalten werden, während er sich mit den Streitkräften Wartenslebens vereinigen konnte.

Doch in diesem Augenblick, da die feindlichen Truppen in Südschwaben herannahten, begann die „große Fürstenflucht“, wie das „Hamburger politische Journal“ das verhängnisvolle Ereignis bezeichnet: eine große Menge deutscher Reichsfürsten, allen voran die geistlichen, verlassen ihre Residenz. Ihnen nach folgten die vermögenden Adelligen und Bürger, alle Straßen waren mit Fahrzeugen jeder Art bedeckt und viele Reisende mußten, da die Wirtshäuser vollbesetzt waren, im Freien übernachten. Man sah damals, da keine Pferde mehr aufzutreiben waren, mit Ochsen bespannte Wagen, auf denen elegante Damen und Herren saßen. Am 17. Juli schloß der Herzog Friedrich Eugen von Württemberg mit den französischen Bevollmächtigten unter den schmachvollsten Bedingungen einen Waffenstillstand ab, und das gleiche taten eine Woche später die schwäbischen Kreisstände. Der Erzherzog sah sich daher genötigt, die schwäbischen und badischen Kontingentsruppen durch General Frelich bei Biberach umstellen und entwaffnen zu lassen.

Noch schmerzlicher als der Verlust dieser Truppen traf Karl der Abfall des unter dem Befehl des Generalleutnants Lindt stehenden kursächsischen Korps, das dem schändlichen Beispiel folgte. Das Reich hatte die Sache des Kaisers vollständig verlassen. Und zu allem begann man jetzt in Wien gegen den Reichsfeldmarschall zu schüren, nicht zuletzt Prinz Ferdinand von Württemberg, den Karl nach seinem Mißerfolg an der Sieg durch Wartensleben hatte ersetzen lassen und der sich nun schwer in seiner militärischen Ehre gekränkt fühlte. „Der Prinz von Württemberg“, schreibt Dietrichstein an Bellegarde, „der ebenso unklug als geschwätzig ist, zieht gegen Seine königliche Hoheit, sowie gegen Sie los. Er legt sich so wenig Rücksicht auf, daß, wenn er mir sagte, was, wie ich weiß, er anderen sagt, ich, selbst wenn ich nicht Ihr Freund; sondern ein einfacher Bekannter wäre, mich für ver-

pflichtet halten würde, ihm ins Gesicht zu fahren, obgleich er Prinz ist.“

Doch auch die Stimmung gegen Thugut war jetzt in Wien nicht gut. Die Rufe nach Frieden wurden dringender denn je laut. Schon sah sich der Adel, angesteckt von der Flucht der Fürsten in Süddeutschland, nach Zufluchtsstätten um. Selbst der einflußreiche Generaladjutant des Kaisers, Feldmarschallleutnant Rollin, neigte zu den Friedensfreunden. Aber die plötzliche Enthebung von seinem Posten zeigte, daß Thugut noch im Vollbesitz seiner Macht stand. Zwar hegte auch der Minister wie der Kaiser die größte Sorge, daß „diese wütenden Carmagnolen“, wenn auch zurückgeworfen, von neuem hervorbrechen könnten, aber man vertraute darauf, daß es, wenn irgendwem, so dem Erzherzog Karl gelingen werde, die Gefahr zu beschwören. „Die Aufgabe, welche dem Erzherzog vorbehalten ist“, schreibt Thugut dem Adlatus des Erzherzogs, Grafen Bellegarde, „wird stets sehr ruhmvoll sein. Er wird die Ägide Deutschlands in dem kritischsten Momente sein und, indem er den durch so viel Unglück verdunkelten Ruhm unserer Waffen erheben wird, wird er zugleich durch seine Erfolge die Basis eines ehrenvollen Frieden legen.“

Freilich, wie der Erzherzog bei dem Zustand seiner Armee dieser Aufgabe gerecht zu werden vermochte, das wußte auch Bellegarde nicht zu sagen. „Erzherzog Karl“, so schrieb er Thugut zurück, „verdient dieses Vertrauen sicher; aber die Probe ist stark, der er ausgesetzt ist und selbst der erfahrenste General könnte an derselben vielleicht scheitern. Ich als treuer und ergebener Diener werde ihn sicher nicht verlassen, aber wie ich stets daran gezweifelt habe, ob ich mit meiner Einsicht ihm so nützlich sein würde, als ich wollte, bei der Leitung einer Maschine, die so kompliziert ist und deren Federn so gelitten haben, fühle ich gegenwärtig mehr als je die Unzulänglichkeit meiner Mittel und meiner Kräfte und ich mache mir den Vorwurf, der Idee der Pflicht mich gefügt

zu haben, unter der Eure Exzellenz im Namen Seiner Majestät diese schwierige Aufgabe dargestellt haben . . .“

Ein allzu großes Vertrauen in den Sieg spricht gewiß nicht aus diesen Zeilen. Es nützte auch dem Erzherzog nicht viel, wenn man von Wien aus seinen Mut dadurch zu stärken suchte, daß man ihn „in eine Reihe mit den größten Feldherrn“ zu stellen bereit war und die Überzeugung aussprach, „die Orte, an denen er sich gegenwärtig befindet und die noch von den großen Namen eines Turenne, Condé, Montecuccoli, Mercy und Baden wiederhallen“, würden auch bald von dem Seinigen widerhallen. Ganz auf sich, auf seine eigene Kraft gestellt, erfüllt von dem Geist jenes größten Feldherrn, der hier merkwürdigerweise ausgelassen erscheint, des Prinzen Eugen, geht er in aller Ruhe daran, seine Dispositionen zu treffen, um im gegebenen Augenblick zum entscheidenden Schlag auszuholen.

WÜRZBURG — DER „RETTER GERMANIENS“

Erzherzog Karl hatte sich angesichts der bedrohlichen Lage veranlaßt gesehen, den Rückmarsch an die Donau zu vollziehen. Am 25. Juli 1796 trifft er in Böhmenkirch ein. Zwei Tage später entwirft er dem Kaiser ein ausführliches Bild über seine augenblickliche Situation, die wohl geeignet erschien, ihn zu einem äußersten Kraftaufwand zu bewegen.

„Nie war sie in diesem ganzen Kriege“, so heißt es da, „so kritisch als in dem jetzigen Augenblick. Der heurige Feldzug wird das Schicksal der Monarchie entscheiden. Wir stehen mit 70.000 Mann gegen zwei feindliche Armeen im Felde, wovon jede 70.000 Mann beträgt, gegen einen Feind, der den Vorteil hat, der Angreifende zu sein, folglich seine Bewegungen so einleiten zu können, wie es seinem Plan am meisten entspricht. Wir sind auf eine Defensive reduziert, die in diesem Kriege mit diesem Feinde immer üble Folgen nach sich zieht und die in unserer jetzigen Lage desto traurigere nach sich ziehen muß, da wir unsere Defensive nicht nach taktischen Grundsätzen einleiten können, sondern die Deck- und Wegschaffung mannigfaltiger Magazine, Depots, Artilleriegut, Spitäler, Monturvorräte usw. jede unserer Bewegungen, jede meiner Maßregeln einschränkt, mich oft in die Notwendigkeit versetzt, fehlerhafte Stellungen zu verteidigen, fehlerhafte Bewegungen zu machen und die Vorteile so mancher guten Position und richtig berechneter Bewegungen fahren lassen zu müssen.“ Eine Defensive könne nur dann Vorteil gewähren, wenn man durch eine gewonnene Schlacht oder Benützung einer vom Feinde gegebenen Blöße in eine Offensive über-

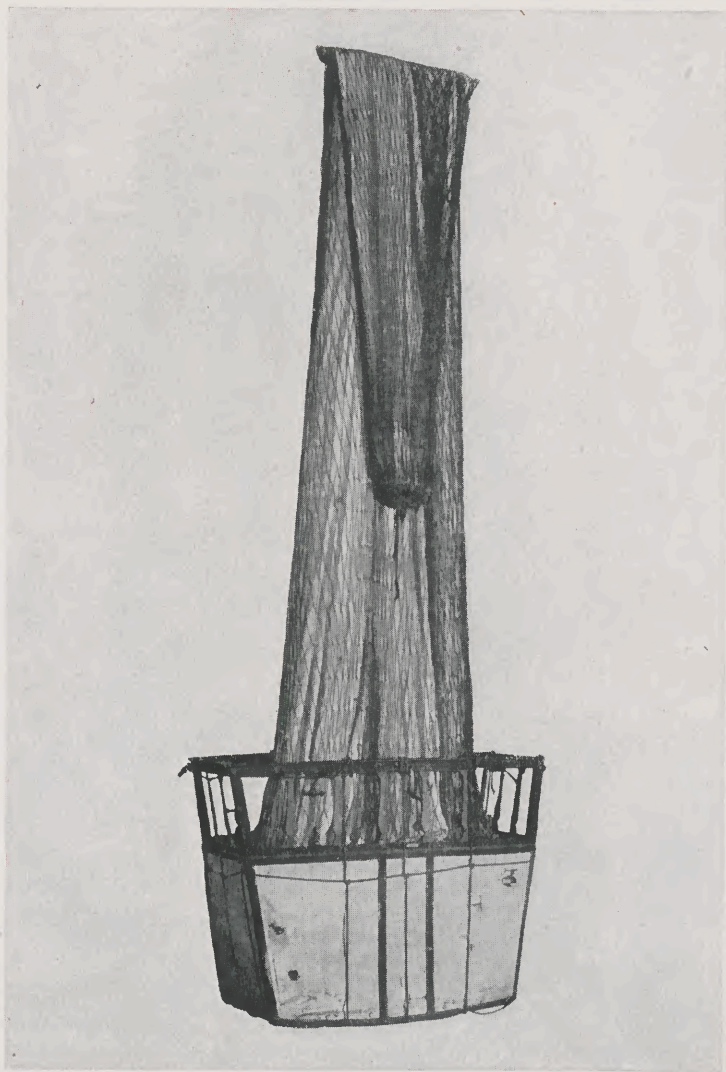
gehen und dem Kriege dadurch eine entgegengesetzte Wendung geben könne. „Die zu große Überlegenheit des Feindes macht mir dies unmöglich; das glücklichste Gefecht schwächt mich zu sehr, während ein doppelter Verlust für den Feind unbedeutend ist. Selbst durch eine gewonnene Schlacht kann ich also den Feind nicht außerstand setzen, ferners offensiv vorzugehen, noch bin ich auch dann vermögend, die strengste Defensive zu verlassen. Sogar ein Sieg kann mir also nur schädlich sein, weil er mich so schwächt, daß der Feind verhältnismäßig gegen mich stärker als vor selbem ist. Wenn der glänzendste Sieg keine guten Folgen haben kann, wie schrecklich müssen nicht die einer verlorenen Schlacht sein, und doch kann der Feind nicht bloß durch Nehmung von Positionen im Vordringen aufgehalten werden. Stellungen, welchen ein Feind nicht ausweichen oder aus welchen er nicht herausmanövrieren könnte, sind wenige in der Natur. Diese können nur durch Gefechte, so man auf der Stelle erwartet, alle anderen nur dadurch behauptet werden, daß man dem Feind in seinen Manövers zuvorkommt und seine Pläne durch Schlachten vereitelt. Kann man dies nicht mit Vorteil tun, so ist das sichere Resultat eines dergleichen Defensivkrieges, daß man so weit zurückgedrückt wird, als der Feind nur vorpoussieren kann oder will. Dies wird ohne Zweifel das Ende des unserigen sein, wenn ich nicht durch baldige Verstärkungen instand gesetzt werde, der Sache eine andere Wendung zu geben und den Krieg in einen offensiven Krieg zu verändern. Ohne diesen kann ich bald mit der Armee bis an unsere Grenzen zurückgedrückt und der Ausgang dieses Feldzuges sehr unglücklich werden.“

Dies klang nicht sehr hoffnungsfreudig. Doch der Erzherzog durfte die Lage nicht rosiger schildern als sie war, weil er seinen Bruder nur zu gut kannte und daher wußte, daß er nur, unter äußersten Druck gesetzt, sich zu einer Maßregel aufzuraffen imstande war. Daher fuhr Karl drohend fort: „In



Die Schlacht bei Würzburg, 1796

Kolorierte Federzeichnung von J. B. Duvivier (Heeresmuseum Wien)



Französischer Kriegsluftballon
erbeutet nach der Schlacht bei Würzburg, 1796

(Heeresmuseum Wien)

diesem wichtigen, in diesem für die Monarchie so entscheidenden Augenblick bleibt daher meines Ermessens nichts anderes übrig, als alle Kräfte anzustrengen, damit er ein vortheilhaftes Ende nehme. Schicke daher zu Deiner Armee alle Truppen, so in Deinen Erblanden noch müßig stehen und welche zu schwach sind, um unseren übrigen Feinden zu imponieren und zu dem Ausschlag des Krieges nun auch nichts beitragen . . .“

Karl hatte im Augenblick bloß 34.736 Mann zur Verfügung. Er benötigte mindestens 20 Bataillone Verstärkung, um den ihm nachdrängenden Feind im Schach zu halten und gegebenenfalls die Offensive ergreifen zu können. „Solange dies nicht der Fall ist“, schrieb Bellegarde an Thugut, „gibt es keine Grenze für unseren Rückzug; denn der Feind wird, der Armee ausweichend, sich stets auf ein abgetrenntes Korps werfen, dessen General den Chock gar nicht erwarten, sondern sich oft, selbst ehe er die Kräfte seines Gegners gesehen hat, zurückziehen wird, und diese Rückzugsbewegung eines Theiles wird stets die des Restes der Armee zur Folge haben.“

Unter dem Druck dieser dringenden Vorstellungen sagte der Kaiser baldige Hilfe zu, doch blieb es im ganzen bei dem Versprechen. Warum er es nicht einzulösen vermochte, das sagte der Monarch selber — weil eben niemand mehr mittun wollte. „Deine Berichte“, so schreibt er Karl ganz verzweifelt, „haben mich überwiesen, daß die verschiedenen Rückzüge der Armee seit der unglücklichen Verlassung von Würzburg durch den FZM. Wartensleben eine natürliche Folge der nacheinander erfolgten Ereignisse gewesen sind. Du siehst selber ein, wie sehr es zu wünschen wäre, daß Du Dich in neue Verbindung mit der Wartenslebenschens Armee setzen könntest, um einen bestimmten Plan festzusetzen, wie man den weiteren Fortschritten des Feindes Einhalt tun könnte. Denn nebst dem Unglück, so weit von den Festungen und unseren darin eingeschlossenen Garnisonen entfernt zu werden, so ist der

Schrecken in ganz Deutschland, ja sogar in meinen eigenen Erblanden so übermäßig, daß es mich oft in Verlegenheit über die Mittel, Deine Armee zu verstärken und zu unterstützen, setzt, nachdem alles mit Unwillen geschieht.“

„Wenn ich Dir dieses sage“, so setzte der Kaiser vielsagend hinzu, „so geht meine Absicht gewiß nicht dahin, daß Du Dich vielleicht durch allzukühne oder unüberlegte Unternehmungen der Gefahr aussetzen möchtest, das Herz Meiner Staaten dem Feinde zu öffnen, sondern ich wünsche, daß Du alle Gelegenheiten ergreifen mögest, die die Kriegskunst Dir darbieten mag, um die Keckheit des Feindes zu demütigen und den Mut Meiner Truppen zu erwecken. Du hast es schon einmal getan und ich hoffe, es wird Dir ein andermal noch weit besser glücken.“

Das hieß soviel wie: Karl soll den „kecken“ Feind, wenn es auf sichere Art gehe, schlagen, aber nicht am Ende durch ein allzu kühnes Wagnis die Gefahr einer Niederlage und der darauf folgenden Besetzung der Monarchie heraufbeschwören! Ein Erfolg in Deutschland war schon deshalb dringend vonnöten, um die völlig gesunkene Kriegslust zu heben und den niederschmetternden Eindruck der Mißerfolge auf dem italienischen Kriegsschauplatz zu verwischen. Denn dort ging es wiederum sehr schlecht. „Ich wollte“, so heißt es an Karl schmeichelnd weiter, „daß ich Dich zerschneiden könnte, denn wäre es möglich, so müßte eine Hälfte von Dir nach Tirol gehen. Wie es bei dieser doch bei 70.000 Mann starken Armee zugeht, ist unbegreiflich. Du wirst vielleicht schon bereits hiervon unterrichtet sein. Die Armee, sagt man, will nicht mehr raufen; was wahr ist, ist aber, daß die Insubordination und Unordnung dabei im höchsten Grade ist. Man begreift nicht, wie es möglich ist, den ersten Tag den Feind aufs Haupt zu schlagen und dann 10 Tage nacheinander bis Trient zu laufen. Ich habe mich nicht enthalten können, dem FM. Wurmser darüber ganz aufrichtig zu schreiben. Daß Du den FML. Fre-

lich dahin abgeschickt hast, ist recht gut geschehen, denn es ist in Vorarlberg ebenfalls unordentlich zugegangen, so daß das Landvolk ganz unwillig wird, nichts als über Verräterei schreit und nicht mehr die Waffen tragen zu wollen anfängt . . . Sonst gibt's nichts Neues als erstaunlich viel zu tun und mit unwilligen Menschen und Raisoniers zu streiten.“

Es war das naive Eingeständnis, daß der kluge Erzherzog nur allzusehr recht getan hatte, wenn er den kaiserlichen Bruder schon seit Jahren zu bewegen suchte, Frieden zu schließen, wozu so oft eine passende Gelegenheit sich gefunden hatte, daß aber all dieses Drängen an der Sucht des Kaisers, weiter zu „raufen“, die wiederum der Furcht vor den Folgen einer Niederlage entsprang, gescheitert war. Anstatt die dringend erbetenen Verstärkungen zu erhalten, mußte also Karl darauf gefaßt sein, noch weitere Truppen nach Italien zu entsenden, wo die Dinge allerdings schlimm genug standen. Am 3. August war Feldmarschalleutnant Quosdanovich bei Lonato, zwei Tage darauf Feldmarschall Wurmser bei Castiglione geschlagen, Mantua wiederum von den Franzosen eingeschlossen worden.

Der Reichsmarschall war also auf sein Feldherrntalent angewiesen und — auf die Fehler seiner Gegner. Ein solcher war es, daß General Moreau es versäumte, der ihm gegenüberstehenden Armee des Erzherzogs schärfer nachzustoßen und sich mit dem nur fünfzehn Meilen entfernten General Jourdan zu vereinigen. Umgekehrt sollte es nun Karl gelingen, durch eine Reihe äußerst geschickter Operationen sich mit dem von Jourdan hart bedrängten Wartensleben zu verbinden.

Der Erzherzog läßt am Lech 25.000 Mann unter dem Feldmarschalleutnant Latour zurück. Er hat die Aufgabe, Moreau zu täuschen und dessen Vormarsch zu verzögern, während Karl selbst mit dem Rest von 28.000 Mann seinen Zug zu Wartensleben unternimmt. Es zeugt von seinem strategischen Meisterblick, wenn er Latour auf dessen Bedenken beim Abschied

sagte: „Wenn auch Moreau bis vor Wien kommt, so tut es nichts, wenn ich nur Jourdan schlage!“

Zwei Tage später, am 17. August, gewinnt er bei Ingolstadt das nördliche Donauufer. Am selben Tage war Wartensleben von Jourdan hinter die Naab zurückgedrängt worden. Ungeachtet dieser Hiobsbotschaft rückt Karl weiter vor, wendet sich gegen den auf Jourdans rechtem Flügel stehenden Bernadotte, der am 22. August aus seiner Stellung bei Teining geworfen und am nächsten Tage bei Neumarkt zum Rückzug auf Nürnberg gezwungen wird, so daß der Erzherzog nun in Jourdans rechter Flanke zu stehen kommt. Der französische Oberbefehlshaber entschließt sich daher zum Rückzug aus seiner Stellung bei Amberg. Am 24. August geht auf Karls gemessenen Befehl Wartensleben mit seiner ganzen Streitmacht zum Angriff vom Osten her vor, während General Hadik vom Süden und der Erzherzog vom Westen her auf Jourdan losstürmt. Dieser kann sich mit dem größeren Teil seiner Truppen noch rechtzeitig dem Kampf entziehen, aber sein linker Flügel war hart mitgenommen und seine Arriergarde fast aufgerieben worden, so daß 31 Offiziere und 700 Mann in den Händen des Siegers blieben.

Jourdan war wohl der ihm zgedachten Vernichtung entgangen, aber Karl hatte den großen Erfolg erzielt, daß dem Vordringen der Franzosen ein Halt gesetzt wurde und er seine Vereinigung mit Wartensleben vollziehen konnte, während die gegnerischen Armeen auch weiterhin getrennt blieben. Am 3. September kam es dann bei Würzburg zur entscheidenden Schlacht, die dem Reichsmarschall einen vollen Sieg brachte, so daß sich Jourdan, von seiner Rückzugslinie abgedrängt, förmlich fluchtartig hinter die Lahn zurückziehen mußte.

Die nächste Folge der siegreichen Schlacht war die Kapitulation der Zitadelle von Würzburg, der Festung Marienberg. Unter der 800 Mann starken Besatzung befand sich auch die

erste Luftschifferkompagnie, die mit zwei Ballons, dem „Intrépide“ und dem „Hercule“, ausgerüstet war. Das erstere Luftschiff fiel nebst einer Fahne, 94 Geschützen und anderem Artilleriegerät in die Hände der Kaiserlichen. Vom Erzherzog verfolgt, strebte die geschlagene Armee dem Rhein zu, um sich bei Köln über den Strom zurückzuziehen. Bei dieser Verfolgung der Franzosen erstand den Truppen Karls eine wohl unerwartete, aber sehr kräftige Hilfe von Seite der Landbevölkerung, die erbarmungslos gegen ihre Peiniger vorging. „Wenn die Fürsten Deutschlands“, so schrieb Bellegarde an Thugut, „unter dem Eindrucke der Furcht uns zum größten Teil verlassen haben, so schließen ihre Bauern, die noch Germanenblut in den Adern fühlen, tapferer und kriegerischer als jene, sich uns in großer Zahl an, um ihren verhaßten Feind zu vernichten, dessen Betragen ihre Rachsucht geweckt hat.“

Durch den Rückzug Jourdans war auch das Schicksal Moreaus besiegelt. Karl greift ihn mit allen ihm zur Verfügung stehenden Kräften entschlossen an und schlägt ihn am 19. Oktober bei Emmendingen und fünf Tage später bei Schliengen, worauf der französische General am 25. Oktober über den Rhein zurückgeht, um hier die zwei letzten Plätze auf deutschem Boden, Kehl und Hüningen, zu verteidigen. In seiner schwer bedrängten Lage bietet er einen Waffenstillstand an. Der Reichsgeneralfeldmarschall zeigt sich für seine Person bereit, den Antrag anzunehmen, weil die Einnahme der beiden Festungen nur mit schweren Opfern bewerkstelligt werden konnte. Überdies denkt er daran, die Waffenruhe dazu zu benutzen, Teile der Rheinarmee nach Italien zu werfen, um Mantua, Österreichs Schlüsselpunkt im Süden, zu retten. So übermittelt er denn das Angebot dem Kaiserhof, stößt hier aber auf den entschiedensten Widerstand. Man besorgt hier, ein Waffenstillstand würde „den Glanz unserer Triumphe verdunkeln oder an unsere Schwäche glauben machen“. Ja, Thugut geht so weit, daran zu zweifeln, ob der Antrag auch wirklich von

Moreau gestellt wurde. Er sei nur dem Erzherzog, so meint er, „von Faulenzern suggeriert“ worden, die, seine Güte mißbrauchend, „den Karneval in Wien zubringen möchten“. Karl wird daher vom Kaiser beauftragt, den Waffenstillstand unter keinen Umständen abzuschließen, sondern Kehl einzunehmen. „Du hast viel Vorzügliches in diesem Feldzug getan“, so schrieb Franz seinem Bruder ermunternd, „und Wunder gewirkt, allein ohne Kehl wäre alles dieses, wenigstens zum Teil, nicht von Bestand... Schone also weder Geld noch Mühe noch Leute, um diese Absicht zu erhalten.“

Karl fügte sich. Die Belagerung der beiden Festungen Kehl und Hüningen wurde in Angriff genommen, die allerdings, wie er voraussah, große Opfer erforderte. Kehl kapitulierte am 9. Januar, Hüningen am 1. Februar 1797.

Der Reichsmarschall war jetzt der große Held, in ganz Deutschland als „Retter Germaniens“ gefeiert und mit den größten Feldherrn wie einem Friedrich dem Großen in eine Reihe gestellt. Die Befreiung des deutschen Reiches, das Werk weniger Tage, wird mit den ruhmvollen Siegeszügen des Prinzen Eugen verglichen. Die Universität Freiburg im Breisgau verleiht ihm die höchste akademische Würde, indem sie ihn zum Rector perpetuus wählt. Zur Erinnerung an seine Siege werden Denkmale errichtet. Auch im Feindeslager beugt man sich in Ehrfurcht vor der Größe des jungen Helden.

Nicht zuletzt wird dem Erzherzog in seiner österreichischen Heimat begeistert gehuldigt. Die Erzherzogin Marie Christine erlebt jetzt nach den vielen Leiden der letzten Jahre die stolze Genugtuung, ihren Liebling, an den sie immer geglaubt, so geehrt zu sehen; sie sammelt die auf ihn erschienenen Gedichte und schickt sie ihm zu. In edler Bescheidenheit glaubt der Feldmarschall seine strahlenden Erfolge dem Oberst Lindenau als seinem Lehrer verdanken zu müssen. „So lange ich lebe“, schreibt er ihm, „wird meine Dankbarkeit für Sie dauern, und diese sei Ihnen Bürge für meine Achtung und aufrichtigste Er-

gebenheit.“ Schwer mag es ihm auf die Seele gefallen sein, daß seine Bitte, diesen Offizier, der „durch seine erprobten Talente von großem Nutzen sein könnte“, zu seinem Generalquartiermeister zu ernennen, abschlägig beschieden wurde. Dagegen gab man ihm wie zum Hohne einen anderen Mann, Oberst Duka, an die Seite, von dem man in Wien nicht nur nichts Empfehlendes, sondern sogar Nachteiliges auszusagen wußte. „Ich schicke Dir“, so schrieb ihm damals der Kaiser, der es wieder geraten fand, seinen Bruder etwas zu „neck“, den Obersten Duka, der bei Wurmser gewesen ist, mit der Bitte, daß Du ihn behalten, aber genau auf seine Ausführung Obacht geben mögest, indem ich alle Ursache habe, diesem Mann seit den Affären in Italien nicht mehr zu trauen. An Geschicklichkeit fehlt es ihm nicht, ich bitte Dich also, ihn so zu verwenden, daß er nicht schaden könne.“

An diese beständige Abhängigkeit vom Wiener Kaiserhofe mit den üblichen Quertreibereien und Schikanen mag der Reichsgeneralfeldmarschall mit Sorge gedacht haben, als ihm, dem Sieger von Amberg und Würzburg, der Jubel der vom Feinde befreiten Bevölkerung entgegenbrauste. Er war Feldmarschall, hatte aber auch in den rein militärischen Sachen — von den politischen zu geschweigen — so gut wie gar nichts zu reden. Der siebzigjährige Feldmarschall Wurmser war dazu ausersehen, den seiner Aufgabe nicht mehr gewachsenen Feldzeugmeister Beaulieu abzulösen — aber stand von dem neuen Feldherrn, dessen Kräfte, wie Karl dem kaiserlichen Bruder mehr als deutlich sagte, „abzunehmen anfangen“, viel Besseres zu erwarten? Und wenn dann alles schief ging, mußte nicht schließlich er selber in die Bresche springen?

GEGEN NAPOLEON

Gerade um die Zeit, da Erzherzog Karl seine glänzenden Siege in Deutschland erfocht, traf aus Italien eine Unglücksbotschaft nach der anderen am Wiener Hofe ein. Auch Wurmser war es nicht beschieden, das Glück an seine Fahnen zu heften. Bei seinem Versuch, das von den Franzosen blockierte Mantua zu entsetzen, wird er am 8. September 1796 bei Bassano so geschlagen, daß er sich in die Festung zurückziehen muß. Auch der von dem Feldzeugmeister Alvintzi im November unternommene dritte Entsatzversuch scheitert. Anstatt aber, was so nahegelegen wäre, die günstige Gelegenheit, da durch den Rückzug der französischen Armeen aus Deutschland auch Napoleons Stellung in Italien gefährdet erschien, zu einem Friedenschritt zu benützen, erhält Alvintzi Befehl, neuerdings vorzurücken. Dieser wird jedoch am 14. Januar 1797 bei Rivoli vernichtend geschlagen, und damit war das Schicksal der heißumstrittenen Festung Mantua entschieden — am 2. Februar kapitulierte Wurmser.

Nun rührten sich wiederum die Anhänger des Friedens am Wiener Hofe. Karl selbst wurde nach der Residenz berufen, um seine Meinung abzugeben. Die Lage war in jeder Hinsicht hoffnungslos geworden. Die hervorragendsten Generale, wie Lacy und Clerfayt, verhehlten nicht ihre Sorge, daß Österreichs Stellung in Italien verloren sei. Von England, das sich als Verbündeter in keiner Weise bewährt hatte, war so wenig wie vom Reich Hilfe zu erwarten. Aber Thugut bestand auch jetzt auf Fortsetzung des Krieges.

So wird also Karl dazu ausersehen, die Situation zu retten



Erzherzog Karl befreit Deutschland von den Franzosen, 1796
Originalentwurf von H. Füger für die Tapeten im Arbeitszimmer des Erzherzogs im Hofkriegsratsgebäude
(Albertina, Wien)



Umhängetuch mit dem
Monogramm des Erzherzogs
Karl und einem auf seine Siege
bezüglichen Vers in Seidenstickerei.

Solche Tücher wurden
von den Damen der Gesell-
schaft um das Jahr 1800 aus Ver-
einerung für den Erzherzog getragen.
(Heeresmuseum Wien)

und die Leitung der Operationen in Italien zu übernehmen. Der Kaiser wendet sich in einem herzbewegenden Schreiben vom 25. Januar an die oftbewährte Opferwilligkeit seines Bruders. „Ich finde mich“, so heißt es da im Tone des schüchternen Bittstellers, „bemüßigt; Dich neuerdings mit Aufträgen einer anderen Art zu belästigen. Ich kenne zu sehr Deine unbegrenzte Liebe für Meine Person, die ich Dir vom Herzen erwidere, und Deine Anhänglichkeit für die Monarchie, um nur einen Augenblick zu zweifeln, daß Du Dich nicht mit Freuden was immer für einem Auftrag unterziehen wirst, der zu Meinem Wohl und jenem der Monarchie führet. Nachdem Du jetzt Meinen Waffen am Rhein ihren alten Ruhm wiedergegeben hast, so bringt mich Mein unbegrenztes Vertrauen auf Dich und der Drang der Umstände dahin, Dir die Herstellung Meiner betäubten Lage in Italien ebenfalls aufzutragen.“

Karl wird wohl schon, so heißt es weiter, das meiste wissen und aus den beifolgenden Berichten „das üble und unerklärbare“ Ende des letzten Versuches zur Befreiung Mantuas ersuchen können. „Ich trage Dir, bester Bruder, der Du es allein im Stand bist, die Heilung dieser Wunde und die Herstellung dieser Armee, mit ihr den wichtigsten Teil des Interesses Meiner Monarchie, auf, der Mir auch durch seine Folgen täglich wichtiger wird. Die Hauptsache in diesem Augenblick besteht nun Meines Erachtens darin, dem Feind ohne Verzug sein weiteres Vordringen für jetzt zu verhindern, und zugleich sich mit den Mitteln zu beschäftigen, um mit neuen Kräften in Italien zu erscheinen und die Schandflecken des vergangenen Feldzuges zu tilgen. Du siehst, daß hiebei kein Augenblick zu verlieren und die Zeit kostbar ist.“

Der Erzherzog möge also den besten General sogleich zu Alvintzi schicken und ihm einen tüchtigen Offizier vom Generalstab, „den Duka ausgenommen“ — das war just jener Mann, den der Kaiser statt des erbetenen Obersten Lin-

denau als Chef des Generalstabes ins Hauptquartier geschickt hatte! —, mitgeben, außerdem ganz nach seinem Belieben ausgezeichnete Offiziere von der Rheinarmee nehmen, um sie in Italien zu verwenden. Karl selbst aber wolle sobald als möglich seine Reise zu der italienischen Armee antreten. „Auf Deine Gegenwart daselbst und auf das Vertrauen der Truppen in Deine Person nach ruhmwürdigsten Siegen in Deutschland, hoffe Ich einzig und allein und diese wird gewiß das sicherste Mittel sein, den Mut der Soldaten wieder zu beleben.“ Wenn er sich so an Ort und Stelle eine genaue Kenntnis von der dortigen Lage verschafft hätte, wäre es wünschenswert, ihm, dem Kaiser, genaue Rechenschaft über die Pläne für den künftigen Feldzug zu geben. „Ich bitte Dich aber nur zu bedenken, daß das Wohl des Staates erfordert, sobald als möglich in Italien vor allem die Oberhand zu gewinnen . . . Ich habe Dich nun in den Fall gesetzt, Mir und der Monarchie den wichtigsten Dienst zu leisten, den Du je in Deinem Leben die Gelegenheit haben wirst. Ich verlasse Mich auch hierin sowie bisher jederzeit auf Deinen Eifer und Rechtschaffenheit . . .“

In einem Postskriptum wird Karl noch einmal aufgefordert, alles für den Sieg in Italien vorzukehren. „Nebst allem, was Ich Dir in diesem Brief geschrieben, können Dir vielleicht noch andere gute Mittel und Gedanken einfallen, um die italienische Armee herzustellen; so auch können Dir viele Ursachen von Gebrechen aufstoßen, die von hier zu beurteilen platt unmöglich ist. Ich gebe Dir freie Hand, alle Mittel zu ergreifen, wenn nur der Endzweck erreicht wird, aus einer geschlagenen und verachteten Armee eine geschätzte, ordentliche und siegreiche herzustellen. Wenn Du alles nötige in Italien getan, so komme auf wenige Zeit zu Mir, um dann, wie Ich Dir in dem Brief geschrieben, das fernere mit Dir auszumachen.“

Es war etwas viel, was hier der Kaiser von dem Erzherzog verlangte! Selbst Thugut fühlte die „Größe des neuen Opfers,

das Seine Majestät von seinem erhabenen Bruder fordert, der in jeder Beziehung ein wenig Ruhe nach so vielen und so glorreichen Anstrengungen bedarf“, wie er förmlich höhrend durch Bellegarde Karl mitteilen ließ. Aber er war dessen „sicher, daß Seine königliche Hoheit vornehmlich den unsterblichen Ruhm berücksichtigen wird, überall der Retter der Monarchie gewesen zu sein“. Und er vertraute ihm ganz im Geheimen an, „daß Seine Majestät in nicht allzuferner Zeit dem Erzherzog den Titel und Charakter eines Generalissimus der gesamten bewaffneten Macht verleihen wird, wie sie einst Prinz Eugen besaß“, womit der Minister nicht undeutlich zu verstehen gab, daß der Erzherzog natürlich erst Napoleon besiegen müsse!

Die große Mehrheit des Wiener Publikums, vor allem Marie Christine, war, wie der preussische Gesandte nach Berlin berichtet, über das dem Erzherzog zugemutete Opfer empört, weil man besorgte, „daß die eben erst errungenen Lorbeeren des angebeteten Prinzen rasch verwelken werden. Wenn wirklich auch dieser bisher vom Glück begünstigte Feldherr seinen Ruhm einbüßen und der Kranz des rührigen Bonaparte um ein neues Blatt bereichert werden sollte, so werden es die Wiener, wie ihr Murren deutlich machen wird, dem Baron Thugut nimmer verzeihen, daß ihr Idol für ein verfehltes, aussichtsloses Unternehmen aufgeopfert wurde“. Und die Erregung stieg, als nach dem Fall der Festung Mantua die Lage auf dem italienischen Kriegsschauplatz wirklich ganz unhaltbar geworden war. Indes, Thugut ließ sich durch diese Stimmen des Unwillens, das Grollen der „Canaille“, wie er, der zum Baron erhobene Bürgerliche, das Volk zu nennen beliebte, keineswegs einschüchtern. „Gewiß“, so schloß er heuchlerisch, „man darf den Ruhm Seiner königlichen Hoheit nicht aufs Spiel setzen, man muß darauf die größte Rücksicht nehmen, aber wenn die Interessen des Staates fordern, daß etwas riskiert werde?“ Die Heuchelei lag darin, daß es nicht im Inter-

esse des Staates gelegen war, die letzte Karte gegen Napoleon auszuspielen und den eben erworbenen Ruhm des Erzherzogs für eine verlorene Sache zu opfern.

Noch kannte Karl, als ihn die Nachricht von seiner neuen Bestimmung erreichte, nicht den katastrophalen Zustand der italienischen Armee in seiner Gänze. Er verhehlte nicht seinen Unmut darüber, daß man ihn monatelang mit der Belagerung der beiden Rheinfestungen aufgehalten habe, zögerte indes keinen Augenblick, dem Hilferuf des Kaisers Folge zu leisten. In seinem Antwortschreiben vom 2. Februar versichert er seinem Bruder, daß er alles, was in seinen Kräften stehe, tun wolle, gibt aber zugleich der Erwartung Ausdruck, daß „die großen Beschwernisse“, die er zweifelsohne in diesem Geschäft auf jeder Seite finden werde, dem Kaiser zur Entschuldigung zu dienen hätten, wenn er „etwa fehlen oder unglücklich sein sollte“.

Unverzüglich sandte Karl, während er selbst durch die Übergabe seines Kommandos über die Rheinarmee aufgehalten wurde, seinen Generalstabschef, den Oberstleutnant Mayer von Heldensfeld, in das Hauptquartier der italienischen Armee. Mayer traf sie in einem geradezu schauerhaften Zustand an. Die Regimenter zählten nur 200 bis 300 Mann, die meisten Bataillone waren ohne Kommandanten, manche hatten sogar nur drei Offiziere. Ihr kläglicher Zustand verkörperte sich in ihrem unglücklichen Führer. Mayer fand den greisen Alvintzi im Bette liegend, mit geschwollenen Füßen, den Bericht über seinen Feldzug jeden Augenblick mit dem Ausruf unterbrechend: „Mein Gott! Wenn nur der Erzherzog oder sonst wer das Kommando von mir übernähme!“

Trotz dieser verzweifelten Lage hatte der Feldherr das ihm von dem französischen General Leclerc gemachte Angebot eines Waffenstillstands abgelehnt, was Mayer geradezu „unbegreiflich“ erschien, weil man so doch die Möglichkeit gehabt hätte, die italienische Armee, die für den Augenblick ganz

und gar operationsunfähig war, halbwegs auf gleich zu richten. Aber Alvintzi war der Abschluß einer Waffenruhe von Wien aus strikte untersagt worden.

Am 11. Februar trifft der Erzherzog selbst im Hauptquartier zu Conegliano ein. Er findet hier, wie er dem Kaiser alsbald meldet, „die Überbleibsel der Armee des FML. Alvintzi noch hinter der Piave, aber in dem elendesten Zustand und so desorganisiert als möglich“. Nachdem die allernotwendigsten Verfügungen getroffen waren, reist er, wie ihm vom Kaiser befohlen worden, nach Wien, um diesem Bericht zu erstatten und sich die weiteren Weisungen zu holen. Inzwischen aber hatte Kaiser Franz auf Thuguts Betreiben seine Anordnung geändert und Karl den Befehl erteilt, bei seiner Armee zu bleiben. Schon in Schottwien angelangt, erhält er diese Gegenorder, beschließt aber, seine Reise fortzusetzen, und langt noch an demselben Tage, dem 21. Februar, in der Residenz ein, zur sehr geringen Freude seines kaiserlichen Bruders und des Ministers Thugut.

Um so herzlicher war die Aufnahme des illustren Ankömmlings von Seite der Wiener, die ihn, als er noch am Abend des 21. Februar mit dem Monarchen im Hofburgtheater erschien, mit stürmischem Jubel begrüßten. Der Beifall steigerte sich noch, als der Vorhang sich hob und eine von dem Dichter Alxinger verfaßte und von dem Kapellmeister Weigl vertonte Kantate gesungen wurde. Zu Ehren des sieggekrönten Marschalls war Wien an zwei aufeinanderfolgenden Tagen festlich beleuchtet. Wie indessen Karl bei all diesen Ehrungen im Innersten zu Mute war, das bekundet wohl am besten seine Antwort auf die Glückwünsche des Feldmarschalls Fürsten de Ligne: „Sie befinden sich in einem Irrtum! Der General, der einen glänzenden Feldzug gewonnen hat, heißt Bonaparte; von ihm ist Italien erobert, von ihm sind unsere vier Armeen vernichtet worden!“

Nach einem Aufenthalt von einer Woche reist der Erz-

herzog am 29. Februar von Wien ab und trifft am 4. März in Udine ein. Auf die erstaunte Frage seines Generalstabschefs, wieso er schon da sei und ohne die nötigen Verstärkungen, erwidert er mit einem schmerzlichen Lächeln: „Man hat mich von Wien fortgejagt!“ Man war hier jedenfalls heilfroh darüber, ihn so rasch als möglich los geworden zu sein, weil seine Mahnung zum Frieden oder zur Aufstellung einer neuen Armee nach wie vor kein geneigtes Gehör fand.

Wenige Tage darauf, am 9. März, langte Napoleon Bonaparte im Hauptquartier zu Bassano ein, um sofort den Kampf aufzunehmen, ehe der Gegner Verstärkungen aus Deutschland erhalten konnte. So standen sich also die beiden berühmt gewordenen Heerführer gegenüber! Während aber Napoleon in einem zündenden Armeebefehl sein aus vierzehn Schlachten und siebenzig Gefechten siegreich hervorgegangenes Heer in der Stärke von 43.000 Mann zur kräftigsten Fortsetzung des ihnen aufgezwungenen Kampfes und zum Marsch auf die Kaiserresidenz auffordern konnte, hatte der Erzherzog vollkommen entmutigte Truppen vor sich, die kaum noch 30.000 Mann zählten und nicht mehr als Kriegsinstrument dienen konnten. Napoleon durfte damals triumphierend ausrufen: „Bisher habe ich Armeen ohne Feldherrn besiegt, nun eile ich, einen Feldherrn ohne Armee zu bekämpfen!“

Karl konnte unter solchen Umständen nicht daran denken, den Tagliamento, der leicht zu überschreiten war, zu halten. Wenn der Kaiser wirklich gehofft haben mag, daß das Erscheinen seines Bruders den raschen Siegeslauf der österreichischen Armee einleiten werde, mag ihn der erste Bericht Karls aus Passariano vom 16. März aus allen Himmeln gerissen haben. „Ich muß“, so heißt es da, „in dem gegenwärtigen Augenblick jeder Schlacht ausweichen, die mit Trümmern einer Armee ohne Kavallerie und mit sehr wenig Artillerie nur unglücklich ausfallen könnte und deren Resultat die gänzliche Zerstörung dieser Truppen wäre, ohne daß ich dann die

mindeste Hoffnung haben könnte, sie je wieder brauchen oder instand setzen zu können... Drängt der Feind, ohne sich aufhalten zu lassen, rasch vor, so bringt er meine Armee ganz auseinander, ehe ich Zeit gehabt habe, sie zusammenzustellen, zu organisieren, verhindert die Vereinigung der Truppen, so von der Rhein-Armee im Anmarsche sind, mit den hiesigen, und kann die Armee, wo nicht ganz zerstören, wozu er nicht viel Mühe braucht, weil er mir so überlegen an Kräften ist, sie wenigstens außerstand setzen, die Oberhand über ihn in diesem Feldzuge zu gewinnen. Vernachlässigt er aber den jetzigen Augenblick, so kann es mir glücken, ihn nach erhaltenen ersten Verstärkungen aufhalten und späterhin, wenn ich alles, was ich zu erwarten habe, werde an mich gezogen haben, angreifen zu können.“

Ein Alarmschuß vom Tagliamento her ließ den Erzherzog den Brief abbrechen — er bewies, daß Napoleon den ihm so günstigen Augenblick nicht vernachlässigt hatte. Der Angriff war vom Gegner zu Mittag eröffnet worden. Nach längerem Geschützkampf übersetzten seine Truppen den Fluß. An ersten Widerstand war tatsächlich nicht zu denken. Wie sehr die Kaiserlichen bereits demoralisiert waren, belehrte den Erzherzog in erschreckender Weise das Verhalten der Kavallerie, die er zur Deckung des Rückzuges gegen den Feind ausgeschiedt hatte. Noch vor dem Zusammenstoß „kehrte sie“, wie er seinem kaiserlichen Bruder mit sichtbarem Unmut meldet, „ohne attackiert zu werden, mit einem großen Geschrei um und lief im größten Karriere davon“. General Schulz, der sie befehligte, wurde darauf gefangen genommen. Den Erzherzog, der sich an der Attacke beteiligt hatte, hätte vielleicht dasselbe Schicksal getroffen, „wenn das Husarenpferd, was ich ritt, nicht sehr gut gewesen wäre“. Und als dann Generalmajor Prinz zu Hohenzollern mit Zuhilfenahme seiner Fußtruppen neuerdings einen Angriff versuchte, lief die Reiterei „gänzlich“ davon; er entkam nur, wie durch ein Wunder, mit

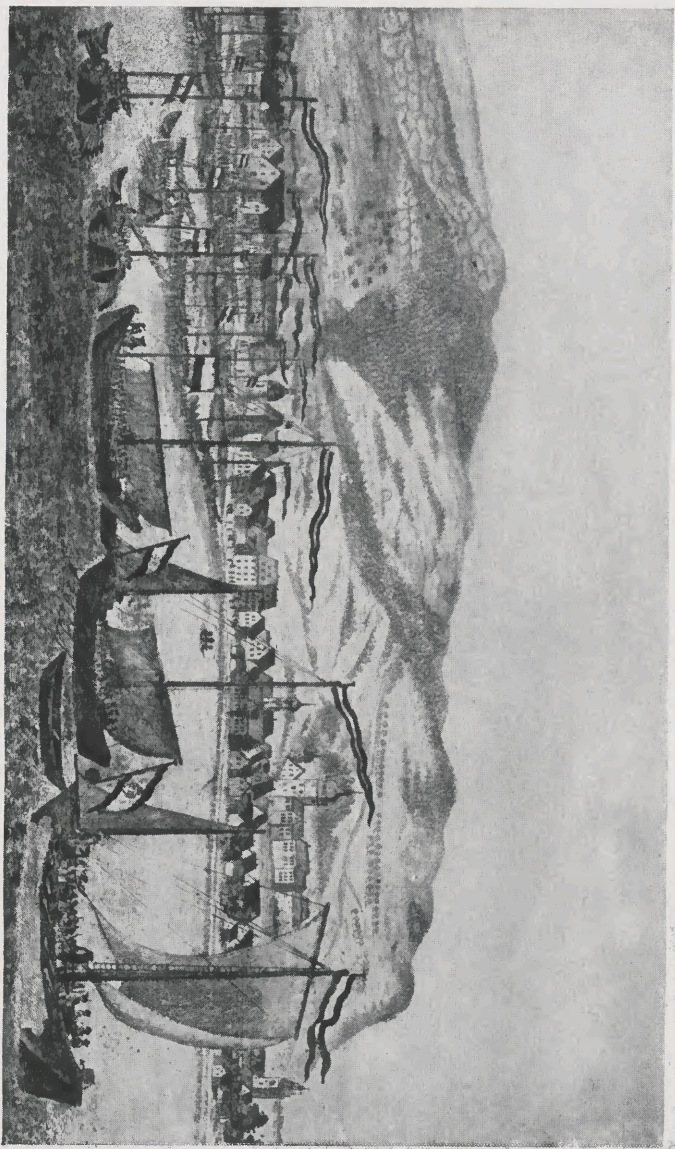
Zurücklassung seines Hutes. Karls Bericht schließt trostlos genug: „Was sich von so einer erschreckten, elenden Truppe, die überdies so schwach ist, zu erwarten steht, überlasse ich Dir zu beurteilen. Ich fürchte sehr, Bonaparte wird sich jetzt in das Gebirge werfen, den Kreuzberg forcieren, während dem er mich mit seiner zahlreichen Kavallerie en échec halten wird; und dann sind die Truppen, so sich in Tyrol befinden, die von der Rheinarmee kommen und meine ganz von einander getrennt, sie können gesprengt werden und ich bekomme nie eine Armee zusammen, mit der ich ihm die Spitze bieten könnte. In dieser traurigen Lage der Sachen hängt unser Schicksal bloß von Bonaparte ab. Ich werde zwar mein möglichstes tun, um ihn aufzuhalten, allein von den elenden wenigen Truppen, so ich habe, kann ich mir gegen seine Überlegenheit und seine tapferen Leute nicht viel versprechen und traue mich überdies die Rheinarmee nicht mehr zu degarnieren aus Furcht, daß der Feind auch da vordringe; da ich schon 18.000 bis 20.000 Mann ihrer besten Truppen, auf deren erprobte Tapferkeit ich mich ganz verlassen kann, von da weggenommen habe.“

Karl versucht, sich auf seinem Rückzug hinter dem Isonzo zu halten. Doch auch das ist nicht mehr möglich, er trachtet nun Tarvis zu erreichen. Bei den dortigen Kämpfen am 22. und 23. März setzt er sich wiederum persönlich der größten Gefahr aus, als er die Flichenden zum Stehen bringen wollte. Allein die Truppen halten nirgends stand. „Ich hatte weder Bitten, noch Belohnungen, noch Drohungen geschont“, schreibt Karl dem Kaiser, „um unsere Leute beisammen zu behalten, ich hieb sogar so unter sie hinein, daß ich meinen Degen brach, als ich sah, daß sie anfangen, auseinanderzulaufen, aber alles war umsonst! Sie flohen, ohne daß man sie weder in Defilees, noch an Brücken oder Steigen halten konnte, und zerstreuten sich in den Schluchten und auf den Felsen.“ Nur dank der Tapferkeit des Oberstleutnants Fédak vom 9. Husaren-



Erzherzog Karl bei der Erstürmung von Mannheim, 18. September 1799

Kolorierte Radierung von J. L. Rugendas (Heeresmuseum Wien)



Die Flottille auf dem Bodensee, die am 9. April 1799 zum erstenmal ausgefahren ist.
Zeitgenössische kolorierte Radierung (Heeresmuseum Wien)

regiment, der selber, schwer verwundet, gefangengenommen wurde, ertging Karl dem gleichen Schicksal.

Der Kaiser zeigte sich auf diese Nachricht hin sehr besorgt, er machte seinem Bruder Vorwürfe darüber, daß er sich so sehr der Gefahr aussetze, in Gefangenschaft zu geraten, „denn sonst“, so fügte er mit einer großartigen Geste hinzu, „bliebe mir nichts übrig, als selbst hinzugehen, wo indessen alles in die größte Verwirrung käme“. Und Karl erwiderte gerührt: „Ich danke Dir sehr, bester Bruder, für die Gnade, die Du haben willst, mir zu befehlen, mich nicht zu sehr auszusetzen. Sei versichert, daß das die mindeste meiner Sorgen ist und daß ich gern mein Leben aussetze und hergebe, wenn nur der Sache dadurch gedient sein kann. Bei dieser Armee muß ich mich mehr als bei jeder anderen exponieren, weil ich sehe, daß sozusagen gar kein Bataillon mehr stehen will, wenn sie mich nicht mit ihnen in dem größten Feuer sehen — wenn dann die Truppe auf einmal auseinander läuft, muß man notwendig in das Gedränge kommen.“

Die Niederlage bei Tarvis aber hatte zur Folge, daß die Verbindung mit Tirol unterbrochen und Karl auf die vom Rhein herangezogenen Verstärkungen angewiesen war. Von Villach aus richtet er am 24. März an den Kaiser ein Schreiben, worin er ihm die Unmöglichkeit, den mehr als doppelt so starken Gegner aufzuhalten, auseinandersetzt und zugleich die Absicht ausspricht, seinen Rückmarsch fortzusetzen, um seine Streitkräfte auf der Linie Ingolstadt—Linz—Wien zu konzentrieren.

Angesichts dieser fortgesetzten Hiobsbotschaften des Feldherrn nimmt der Wiener Hof eine höchst merkwürdige Haltung ein. Anstatt alles nur Menschenmögliche zu unternehmen, um den Erzherzog aus seiner verzweifelten Lage herauszureißen, schiebt man alle Schuld an ihr Karl zu, weil er damals seine Armee in Italien verlassen habe und nach Wien gekommen sei.

„Ohne Dich über vergangene Sachen zu kritisieren“, bemerkte der Kaiser scharf, „so glaube ich, alles dieses wäre nicht geschehen, wenn Du bei Deiner Armee geblieben wärest, anstatt nach Wien zu kommen.“ Der Erzherzog durfte zu seiner Rechtfertigung zurückschreiben: „Daß meine Reise wider Deine Intentionen war, schmerzt mich, allein wie Du weißt, hattest Du mir zweimal geschrieben, daß ich nach Wien kommen solle. Einen wesentlichen Unterschied auf die Geschäfte glaube ich nicht, daß sie gemacht hat, weil ich die Truppen, so hier waren, nie verwenden konnte, um die drei Divisionen, nebst einer vierten en réserve, so Bonaparte gegenüber uns gelassen hatte, anzugreifen, da, wie Du weißt, nur eine Division gegen den Papst marschiert war. Hätte ich auch angegriffen und die Brenta gewonnen, so wäre ich un-
streitig davon weggejagt worden, mit dem Unterschiede, daß es 8 bis 10 Tage eher geschehen wäre als jetzt. Die Truppen hätten sich noch schlechter benommen als jetzt...“

In dieser äußerst kritischen Situation, da Karl gegen den scharf nachstoßenden Napoleon und zugleich gegen die böseartigen Machenschaften des Wiener Hofes sich zu wehren hatte, erfüllte sich wieder einmal das „Mirakel“ des Hauses. Napoleon selber war es, der die Hand zum Frieden reichte. In seinem „philosophischen“ Brief vom 31. März weist er auf einen Versuch des Pariser Direktoriums hin, Frieden mit Österreich zu machen, der durch England vereitelt worden sei. „Gibt es also“, so fragt er, „keine Hoffnung, uns zu verständigen, und müssen wir wirklich fortfahren, uns nur für die Interessen und Leidenschaften einer dem Kriegsübel selbst fernbleibenden Nation zu erwürgen?“

Nach diesem deutlichen Ausfall gegen England und die seiner Meinung nach von dem Londoner Kabinett bestochenen Minister des Kaisers ruft er die Vermittlung des Erzherzogs an: „Sie, Herr Chefgeneral, der Sie durch Ihre Geburt dem Throne so nahe stehen und erhaben sind über die kleinen

Schwächen der Minister und Regierungen, sind Sie entschlossen, sich den Titel des Wohltäters der Menschheit, des wahren Erretters von Deutschland, zu verdienen? Was mich betrifft, ich würde, wenn die Eröffnung, die ich Ihnen hiermit zu machen die Ehre habe, das Leben auch nur eines einzigen Menschen retten könnte, stolzer sein auf die damit erworbene Bürgerkrone als auf den traurigen Ruhm, der aus kriegerischen Erfolgen erwächst.“ Und um seinem Friedensangebot einen größeren Nachdruck zu geben, ließ er die Division Massena die Pässe von Neumarkt nehmen, wobei freilich viel mehr als „das Leben eines einzigen Menschen“ zugrundeging, um Karl weiter zurückzudrängen und ihm die letzten Verbindungen mit dem Westen zu unterbinden.

Der Erzherzog mag nicht wenig angenehm überrascht worden sein, als ihm diese Friedensbotschaft am 1. April in sein Hauptquartier geflattert kam. Sofort sendet er sie nach Wien, wo bereits eine wahre Panikstimmung ausgebrochen war. Man packte, der Adel voran, die Habe, um nach Böhmen oder nach Ungarn zu fliehen, und versuchte vorher das Papiergeld gegen Münze umzutauschen, so daß die Banken ihre Schalter schließen mußten. Gegen den Minister Thugut wurden Rufe ausgestoßen: „Den Spitzbuben hängen wir noch auf, den Kerl schlagen wir noch tot!“

Am Wiener Hofe, wo die Nachricht von Napoleons Friedensantrag am 3. April einlangte, wagte man jetzt doch nicht, ihn einfach zurückzuweisen. Bereits am folgenden Tage ergeht vom Kaiser an Karl die Aufforderung, die erforderlichen Schritte einzuleiten. „Ohngeachtet ich nicht sehr überzeugt bin von allen Menschlichkeitsempfindungen der Franzosen“, schreibt er ihm, „die Bonaparte anführt, und von ihrem Wunsch, Frieden zu machen, so sind dennoch, wie Du es selbst zum Teil siehst, unsere Umstände so traurig, daß es höchst unpolitisch wäre, dem Feinde Gelegenheit zu geben, mit Wahrheit sagen zu können, wie er bis jetzt ohne Grund

getan, daß wir seine Friedensanträge hartnäckig abgeschlagen haben. Die Würde, die Du bekleidest, Dein Stand und andere Betrachtungen lassen nicht zu, daß Du persönlich mit Bonaparte eine Zusammenkunft haben mögest. Ich trage Dir also auf, den Bellegarde und Merfeldt hiezu zu bestimmen, damit sie mit Bonaparte oder was immer für einer von selbem bestimmten Person zusammenkommen.“ Da die Hauptsache sei, den Fortschritten des Feindes Einhalt zu tun und Zeit zu gewinnen, so wäre darauf zu sehen, ob nicht ein Waffenstillstand, anfangs auf nur zehn Tage und dann womöglich auf längere Zeit, zu erhalten sei. Wien werde inzwischen in Verteidigungszustand gesetzt werden. Da dies aber langsam und hart vonstatten gehe, möge der Erzherzog „so langsam als möglich zurückgehen und hiedurch Wien decken“.

Der Kaiser dachte also, wie man sieht, auch jetzt eigentlich nur daran, „Zeit zu gewinnen“ und weiteren Widerstand zu leisten. Deshalb erging am gleichen Tage an die Wiener Bürgerschaft ein Aufruf zu den Waffen, falls der Feind, „durch wandelbares Kriegsglück getäuscht, wider besseres Verhoffen jede Aussöhnung übermütig ablehnte oder auf unmäßigen, die österreichische Nation drückenden Forderungen bestände“. Zwei Tage darauf, am 6. April, wendet sich der niederösterreichische Regierungspräsident Graf Saurau auf dem Rathaus in einer zündenden Ansprache an die Wiener, um die Begeisterung, die beim ersten Appell nicht sehr groß gewesen zu sein scheint, zu entfachen, und hat Erfolg. Die Bürger strömen in hellen Scharen zu den Waffen, bald stehen 37.000 Mann zum Ausrücken bereit. Der Herzog von Württemberg, also jener General, den der Erzherzog abgesetzt hatte, wird vom Kaiser zum Oberbefehlshaber des Aufgebotes ernannt. Am 17. April findet auf dem Glacis in Gegenwart des Kaiserpaares die feierliche Fahnenweihe statt.

Der Appell zur Volksbewaffnung — ganz gleichgültig, ob die dadurch entflammte patriotische Begeisterung echt oder

vielfach nur ein Strohfeuer, eine „Hetz“, wie behauptet wurde, gewesen ist — war jedenfalls ein sehr wirksames Mittel, das namentlich in Tirol den vorrückenden Franzosen nicht wenig zu schaffen machte und auf Napoleon, der mitten im Feindeslande stand, gewiß nicht ohne Eindruck bleiben konnte. So erklärt sich seine Rolle als Friedensengel und der auffallend rasche Abschluß des Präliminarfriedens, der am 18. April in Leoben stattfand. Österreich verzichtete hier gegen eine entsprechende Entschädigung auf Belgien und trat die Lombardei an die Zisalpinische Republik ab, wofür es das venezianische Gebiet zwischen Oglio, Po und Adriatischem Meer nebst Istrien und Dalmatien erhielt.

Mit dem Abzug der Franzosen aus den habsburgischen Erblanden war Karl, den der Kaiser so innig, so flehentlich zu deren Rettung nach Italien gerufen, entbehrlich geworden. Daß man Bedenken hatte, ihn als Erzherzog zum Unterhändler für die in Leoben geführten Friedensverhandlungen zu bestimmen, war wohl eine bloße Ausrede — es werden schon, wie der Kaiser bemerkte, „andere Betrachtungen“ gewesen sein, die diese Ausschaltung wünschenswert erscheinen ließen. Kurz, Karl wurde nach Mannheim geschickt, um wieder das Kommando über die Rheinarmee zu übernehmen, und erfuhr auf privatem Wege den am 17. Oktober 1797 erfolgten Abschluß des Friedens von Campo Formio, der für die Monarchie opferreich genug ausfiel. Thugut mußte sich nämlich in einem geheimen Artikel dazu entschließen, zu den in Leoben vereinbarten Abtretungen von Belgien und der Lombardei auch auf das linke Rheinufer von der Schweizergrenze bis an die Nette oberhalb von Andernach und Mainz zu verzichten. Zur Ordnung der deutschen Reichsangelegenheiten, vor allem zur Entschädigung der Reichsfürsten, die ihr Gebiet links des Rheines verloren, sollte in Rastatt ein Friedenskongreß einberufen und auf diesem, wie ein kaiserliches Hofdekret mit wahrhaft groteskem Humor verkündete, „auf der Basis der

Integrität Deutschlands Verfassung und Wohlfahrt zur bleibenden Wonne der friedliebenden Menschheit auf Jahrhunderte befestigt werden“, das heißt: es sollte Deutschland von Napoleon unter wohlwollender Patronanz des Kaisers endgültig vernichtet werden.

Mit dem gleichen Hohn konnte jetzt der mit den Finanzen wohlvertraute Oberste Kanzler Graf Kollowrat die Donaumonarchie glücklich preisen, die zehn Jahre lang so kostspielige Feldzüge hatte bestreiten können! Man durfte nur nicht darnach fragen, wie nun dieses Österreich aussah! Schon im Sommer 1794 hatte der kluge Staatsrat Eger jeden einen Schmeichler oder einen Staatsfeind geheißt, der noch an die Möglichkeit eines vierten Feldzuges zu glauben vorgebe. Und um dieselbe Zeit wußte Kollowrat keinen Krieg zu nennen, der, so lange das Haus Habsburg stehe, ein gleiches gekostet hätte. Auch geben schon, meinte er, Greise und Kinder den Ländern ein bedrohliches Aussehen.

Die Freudenbezeugungen des Wiener Volkes über das endliche Zustandekommen des Friedens hatten also einen sehr ernstesten Hintergrund. Niemand mußte sich darüber klarer sein als der Kaiser, der als absoluter Herrscher für die schweren Opfer an Gut und Blut verantwortlich erschien. Es war daher von seinem Standpunkt aus begreiflich, daß er sich einen Sündenbock aussuchte, dem er die Schuld an dem unglücklichen Ausgang des langen Ringens aufhalsen konnte. Daß er dazu gerade seinen Bruder Karl auserwählte, Karl, der ihm gleich nach Beginn des ersten Feldzuges, in richtiger Erkenntnis der völligen Aussichtslosigkeit eines weiteren Kampfes und dann immer wieder dringendst zum Frieden geraten hatte, entbehrt nicht der Ironie. Doch der Erzherzog hatte die in ihn gesetzte Erwartung, daß er Napoleon schlagen werde, nicht erfüllt und sollte dafür auch büßen. Aber den Mut, den Abgott seiner Armee selber von ihr abzuberufen, brachte der Monarch nicht auf; daher sollte der Feldherr, damit gleichsam

vor aller Welt sein Verschulden bekennd, seine Enthebung vom Kommando erbitten. „Ich bitte Dich nur“, so heißt es in dem famosen Schreiben des Kaisers vom 16. November, „es so anzustellen, daß es nicht erscheine, als ob ich Dir den Befehl gegeben, hieher zu kommen, sondern als ob diese Reise auf Dein eigenes Verlangen geschehe. Deine Reise brauchst Du auch dieser wegen ohne Eile zu machen. Von der Armee aber wegzugehen und das Kommando an FZM. Latour zu übergeben, bitte ich Dich so bald als möglich, so wie ich Dich um das strengste Geheimnis ersuche, daß ich Dir befehle, hieher zu kommen.“

Der Reichsgeneralfeldmarschall mußte also die Armee, die er zum Siege geführt, mit der er Deutschland aus der Gewalt des Feindes gerettet, „auf eigenes Verlangen“ verlassen, weil der Kaiser sich nicht getraute, die Verantwortung für diesen gehässigen Schritt zu übernehmen, und er tat ihn, weil hauptsächlich seine Gemahlin Marie Therese und sein Außenminister Thugut es wünschten!

Wahrhaftig ein groteskes Bild: Franz, der „Selbstherrscher“ von Gottes Gnaden, der seine „geliebten“ Völker jahrelang auf den Schlachtfeldern bluten läßt, weil er seine Regierungsgewalt nicht einschränken lassen, nicht mit dem Volke teilen will, handelt nach den Weisungen und Eingebungen einer Hofkamarilla, die in ihrem Schuldbewußtsein den Erzherzog wie das leibhaftige böse Gewissen scheut! Darum brauchte Karl sich auch nicht mit seiner Reise nach Wien so sehr zu beeilen, aber er sollte schleunigst das Kommando abgeben, um seiner Verabschiedung den vollen Charakter einer Maßregelung zu geben!

Karl gehorchte. Es war dies eben seine Art, ruhig und ergeben sein Schicksal zu tragen und seinem Bruder als Oberhaupt der Familie und Souverän zu gehorchen, statt sich zu wehren, — eine Art, die seine Pflegemutter mit Sorge verfolgte, weil er dadurch, wie sie meinte, „die Gutgesinnten und Eifrigen

entmutigte und die Bösen dreist machte, da sie sehen, daß man ihn ungestraft im Stiche lassen kann“. Nachdem Karl sein Kommando an Latour übergeben hatte, trifft er am 24. November in Wien ein. „Er lebt hier zurückgezogen wie in Schwetzingen“, schreibt die Erzherzogin ihrem Bruder, dem Kurfürsten von Köln, „er ist derselbe geblieben, bescheiden, freundlich, klug, nur viel ernster, fast traurig. Wenn man ihn ansieht, möchte man kaum glauben, daß dies der Held ist, der durch seine Fähigkeiten die Monarchie gerettet hat ...“

GOUVERNEUR VON BÖHMEN

Nach der famosen Bemerkung des Kaisers, man könne seine Ankunft in Wien erwarten, mußte Karl darauf gefaßt sein, daß sein Verweilen in dieser Stadt seiner Sehnsucht nicht von langer Dauer sein werde. Schon am 12. Dezember 1797 wird er zum Gouverneur und Generalkapitän des Königreiches Böhmen ernannt und begibt sich eine Woche später nach seinem neuen Bestimmungsort. Am 23. Dezember langt er in Prag ein, von der Bevölkerung freudigst begrüßt. Er nimmt zunächst auf dem Hradschin Wohnung, übersiedelt aber bald in das Palais des Grafen Philipp Kinsky in der Herrengasse, das die Erzherzogin Marie Christine gekauft und ihrem Neffen überlassen hatte.

Die Stellung, die mehr eine repräsentative war, machte für Karl den Besuch der Theater und Konzerte, auch von Bällen notwendig, von denen ihm aber diejenigen die liebsten waren, die recht früh begannen, „so daß“, wie er seinem Oheim Albert schreibt, „man um neun Uhr in seinem Bette sein kann, selbst wenn man auf den Ball geht und nicht tanzt wie ich“. Größeres Vergnügen bereitete es ihm, daß er jetzt wiederum seine Studien fortsetzen konnte. Jedoch ein Augenleiden nötigt ihn zur äußersten Zurückhaltung. Ein Sturz vom Pferde läßt Schmerzen in einem Fuß zurück, die Ärzte verordnen ihm eine Badekur in Teplitz. Während derselben erreichte ihn die schmerzliche Nachricht vom Tode seiner Pflegemutter, der nach längerem Leiden am 24. Juni 1798 eingetreten war. Niemand teilte mehr die Trauer des Herzogs Albert, die in dem von Canovas Meisterhand geschaffenen Grabmal in

der Wiener Augustinerkirche zu so ergreifendem Ausdruck kommt, als Erzherzog Karl.

Am 4. Juli wieder nach Prag zurückgekehrt, unternimmt er Dienstreisen, um sich von dem Stand seiner Truppen zu unterrichten, widmet sich wiederum den Studien und beschäftigt sich da eingehend mit Montesquieu. Er „bewundert“ diesen „großen Mann“, wie er seinem Pflegevater schreibt — seinem kaiserlichen Bruder hätte er dies nicht sagen dürfen —, „der, indem er die Größe und den Verfall der Römer beschrieb, zugleich die Geschichte unserer Zeit und der großen Nation schilderte“. Und Karl meinte damit in klarster Erkenntnis, daß das revolutionäre Frankreich zum Untergang verurteilt sei, weil es seine Freiheit mißbrauchte, und diese Entwicklung schon weiter fortgeschritten wäre, hätten nicht die Reaktionsäre am Wiener Hof den famosen Einfall gehabt, die konstitutionelle Regierung zu bekämpfen.

Und verschiedene Anzeichen sprachen dafür, daß man sich in Wien auch jetzt schon wiederum für einen Krieg vorbereitete. Es wurden Truppen zusammengezogen, Rekruten ausgehoben, verschiedene Plätze, wie Braunau und Schärding, befestigt. Eine sofort nach Friedensschluß errichtete Militärhofkommission sollte Reformen im Heereswesen durchführen. Auch Karl wurde aufgefordert, seine Vorschläge zu machen, die aber dann nicht berücksichtigt wurden. Über die politischen Hintergründe dieser Geschäftigkeit, die in Frankreich nicht verfehlte, großes Aufsehen zu erregen, erfuhr er nichts, höchstens, daß ihm sein kaiserlicher Bruder gelegentlich anzudeuten geruhte, daß die Lage seit Campo Formio „viel häßlicher sei als jemals“.

Nicht daß der Erzherzog gerade ein besonderes Verlangen gehabt hätte, in die politischen Verhandlungen hineingezogen zu werden, er haßte die damals üblichen Winkelzüge der Diplomatie, die, wie er meinte, „so oft im Widerspruch stehen mit der Denkungsart der Soldaten“, aber wissen muß auch ein

Soldat in hervorragender Stellung, was in der Staatskanzlei vorgehe, und die Art, wie man ihn vollständig im Ungewissen beließ, war auf jeden Fall verletzend.

„Ich kümmere mich nicht um die politischen Neuigkeiten“, so schreibt er Mitte August an Herzog Albert, „ich möchte nur wissen, ob wir den Krieg noch in diesem Jahre haben werden oder nicht. Denken Sie nur, daß wir nirgends ein Magazin haben, um die Armee auch nur vier Tage leben zu lassen. Sie sehen, wie wichtig es wäre, daß man vorsähe oder doch sagte, was man will, da man in diesem Falle Dispositionen machen oder den Erfordernisaufsatz für den Hof entwerfen würde. An all das denkt man in Wien nicht; man glaubt, man dürfe nur ‚Marsch!‘ sagen und alles werde gehen. Die Zukunft macht mich zittern.“ Und ein andermal äußert er sich: „Ich weiß von allem nichts. Ich weiß weder was man glaubt noch was man will. Der Marschall von Sachsen hatte wohl recht, wenn er sagte, die Generale seien wie die Mäntel, die man liebt und schätzt und anlegt, wenn es regnet, und die man an den Nagel hängt, wenn der Regen vorüber ist.“ Diese Unwissenheit aber brachte Karl oft in peinliche Situationen. „Alle Welt“, klagt er Albert, „quält mich mit Fragen, was ich unternehmen werde, und ich kann nur ausweichend antworten. Die einen halten mich für einen großen Politiker, der nichts ver-raten will, und die wenigsten setzen voraus, daß ich gar nichts weiß... Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich von nichts unterrichtet bin und daß ich täglich mit Ungeduld die Post erwarte in der Hoffnung, aus der peinlichen Lage gezogen zu werden, in der ich mich befinde, nichts zu wissen, und in der Besorgnis, bei der mindesten Verfügung, die ich treffe, fehl zu greifen. Ich kenne keine anderen Neuigkeiten als jene, die Sie mir schreiben oder die mir FML. Staader zukommen läßt, der nur Dinge meldet, die in der Regel zwei oder drei Tage danach in die Zeitungen kommen.“

Aber auch über die rein militärischen Dinge, die ihn unmit-

telbar angingen, wurde Karl im Unklaren gelassen. Seine Anfragen wurden entweder gar nicht beantwortet oder so, daß er sich nicht auskannte. Als er einmal vom Hofkriegsrat die schleierhafte Antwort erhielt, er möge nach eigenem Ermessen und nach Umständen handeln, ruft er verzweifelt aus: „Was soll denn das heißen ‚nach Umständen‘?“ Eben nach diesen hatte er sich vergebens erkundigt. „Krieg oder Frieden“, so schreibt er einmal resigniert seinem Pflegevater, „ich sehe so schwarz in die Zukunft, als man nur sehen kann, noch schwärzer als ich im letzten Winter in Wien sah, wo Sie glaubten, ich sähe zu schwarz.“

Anfangs Oktober 1798 wird Karl vom Kaiser nach Wien berufen, „weil man“, wie dieser richtig bemerkte, „mündlich weit leichter als schriftlich die Sachen ausmacht“. Es geschah dies aber nicht etwa, zum mindesten nicht in erster Linie, um mit dem Erzherzog militärische Fragen zu besprechen, sondern es handelte sich um eine Heiratssache, die natürlich keine Herzensangelegenheit des Prinzen, vielmehr eine Sache hochwichtiger politischer Natur war. Schon seit Jahren verfolgte nämlich Thugut den Plan, das Bündnis mit Rußland durch eine Eheverbindung zu untermauern. Nunmehr, da der Krieg mit Frankreich wieder vor der Tür stand, kam dieser Heiratshandel ins Rollen: Großfürstin Alexandra, die Lieblingstochter des Zaren Paul, sollte mit einem Erzherzog vermählt werden, und zwar dachte man in Petersburg zunächst an Karl. Allein Thugut entschied sich für den jüngeren Bruder Josef, und dieser reiste denn auch an den Zarenhof, um offiziell als Brautwerber aufzutreten.

Karl hat also das Nachsehen und kann wiederum gehen. Er erhält nun den Befehl, sich in das Hauptquartier in Friedberg bei Augsburg zu begeben, um das Kommando über das noch auf Kriegsfuß befindliche österreichische Reichskontingent zu übernehmen. Am 12. November langt er dort ein. Über seine Tätigkeit oder besser gesagt Untätigkeit berichtet er seinem

Oheim Albert mit Galgenhumor: „Wir beschäftigen uns, Grillen zu fangen und politische Kombinationen zu machen.“ In Wien wird indessen über den Feldzugsplan für die kommende Kampagne, die bereits drohend in der Luft hing, verhandelt. Der Kaiser hatte Karls Generalstabschef, Generalmajor Schmitt, Mitte Dezember dorthin berufen, aber offenbar nur in der Absicht, daß dieser höre, wie man den Operationsplan, den der Erzherzog kurz vorher eingesandt hatte, vollständig auf den Kopf stellte.

Karl war für eine energische Offensive der in Deutschland und in Italien aufgestellten Armeen eingetreten. Thugut dagegen wollte die strengste Defensive: Verteidigung des Innflusses im Anschluß an jene der Westgrenze Böhmens nach dem Muster des alten Kordonsystems. Außerdem verlangte der Minister, daß der Erzherzog von seiner am Lech stehenden Armee etwa 10.000 Mann nach Italien abgebe, und nicht genug damit, er bezeichnete auch noch bestimmte Regimenter, natürlich die besten, die dahin zu detachieren wären. Karl sollte auch ein Korps seiner Streitkräfte nach Würzburg vorrücken lassen, um die Franzosen daran zu hindern, weitere Verstärkungen nach dem italienischen Kriegsschauplatz zu entsenden. Der Reichsgeneralfeldmarschall verhehlte nicht seine Entrüstung über dieses „unbegreifliche“ Vorhaben: „Während der Feind seine Macht zusammenzieht, wollen wir den Krieg mit einem Detachement anfangen, ohne vorläufige Zusammenziehung der Truppen, ohne Plan, ohne Übereinkommen.“

Alle seine Vorstellungen und Gegenanträge blieben indessen unberücksichtigt. Da er sich so zu einer „elenden und zugleich gefährlichen Defensive“ gedrängt sah, tat er das einzig richtige: er bat den Kaiser um seine Enthebung vom Kommando.

Leicht mag dem ebenso pflichteifrigen wie loyalen Prinzen dieser Entschluß nicht gefallen sein, doch die Mißachtung

seiner Person, das Gefühl, daß er das Vertrauen des Monarchen verloren habe, drängte ihn zu diesem Schritt. Er schloß sein Gesuch mit den eindrucksvollen Worten: „Ich bin Untertan, General, Bruder Eurer Majestät, für mich ist kein anderes Heil als jenes der Monarchie; ich kenne und fühle die großen und vielfachen Pflichten in ihrer ganzen Stärke, welche ich gegen die Monarchie und den Staat trage; für mich ist kein größerer, heiligerer und angenehmerer Beruf als die genaueste Erfüllung meiner großen Bestimmung. Wie sehr ich verpflichtet und bereit bin, meinem Souverän und Staat zu dienen, so rechne ich es mir aber auf der anderen Seite zur allerersten Verbindlichkeit, meinem Souverän alleruntertänigst anzuzeigen, sobald ich die Überzeugung habe, in der angewiesenen Bestimmung nicht dienen zu können, und zwar um so mehr, wenn mit derselben das Heil der Monarchie in der allerengsten Verbindung steht. Alsdann ist es die erste Pflicht, durch freimütige Darlegung seiner Überzeugung dem Falle zuvorzukommen, welcher für die Monarchie im Verlauf unabänderliche Folgen haben könnte.“

Karl sandte dieses Schreiben am 14. Februar 1799 ab. Am 1. März überbrachte ihm General Schmitt die Antwort des Kaisers. Sie war, nach einer Vorlage des Ministers Thugut gemacht, von einer geradezu beispiellosen Schroffheit. Franz spricht hier von Subordinationsverletzung, von „unanständiger Aufbrausung der Empfindlichkeit“ und erinnert ihn drohend an die „unangenehmen Folgen, die für Dich und Deine Ehre aus hartnäckiger Beharrung auf Deinem Rappel von dem Generalkommando entstehen müßten“, womit die Majestät offenbar sagen wollte, daß der von seinem Bruder eingenommene Standpunkt, der Feldherr müsse, wenn er Erfolg haben sollte, auch die Leitung aller operativen Vorbereitungen, wie vor allem die Bestimmung des Feldzugsplanes, voll und ganz in der Hand haben, ein Unsinn sei.

Und der Erzherzog beharrte nicht auf seinem Entschluß;

er verwahrte sich nur in seinem tags darauf an den kaiserlichen Bruder gerichteten Schreiben gegen den Vorwurf unangebrachter Empfindlichkeit und versicherte, daß er sich bei seiner Bitte um Enthebung „keinen Temperamentsempfindungen“ überließ, sondern sich durch die ihm zuteilgewordene Zurücksetzung „sehr gekränkt“ fand. Noch einmal betonte er den Grund, der ihn zu seinem Schritt bewog: „Verlust des Zutrauens macht einen Staatsdiener, insonderheit auf einem Posten, wie der mir anvertraute, dienstunfähig“, und nicht zuletzt mußte er sich bei einem so beträchtlichen Abzug von Truppen außerstande sehen, seinen militärischen Zweck zu erreichen.

Karl blieb also —, aber mit welchen Gefühlen mag er dem Wiederausbruch des Krieges, der nach dem Einrücken der russischen Hilfstruppen auf österreichisches Gebiet seit Dezember des Vorjahres nicht mehr lange auf sich warten lassen konnte, entgegengesehen haben!

STOCKACH — ZÜRICH

Der Aufmarsch der kaiserlichen Armee zeigte erst so recht, wie wenig man wiederum für einen Feldzug vorbereitet war. Von dem im Hofkriegsrat errechneten Sollstand von 438.000 Mann und 102.000 Pferden konnten in Wirklichkeit nicht mehr als 250.000 Mann und etwa 50.000 Pferde, also ungefähr die Hälfte, auf die Beine gebracht werden. Das Fuhrwesenkorps zählte anstatt 27.000 Mann und 40.000 Pferden gar nur 695 Mann und 616 Pferde! Das Verpflegswesen war gänzlich vernachlässigt. Alle diese offen zutage liegenden Mängel sollten durch die Hilfe der Alliierten, von deren kraftvoller Unterstützung man sich ganz unberechtigten Erwartungen hingab, wettgemacht werden. Die Stärke der russischen Truppen wurde mit 50.000 Mann veranschlagt.

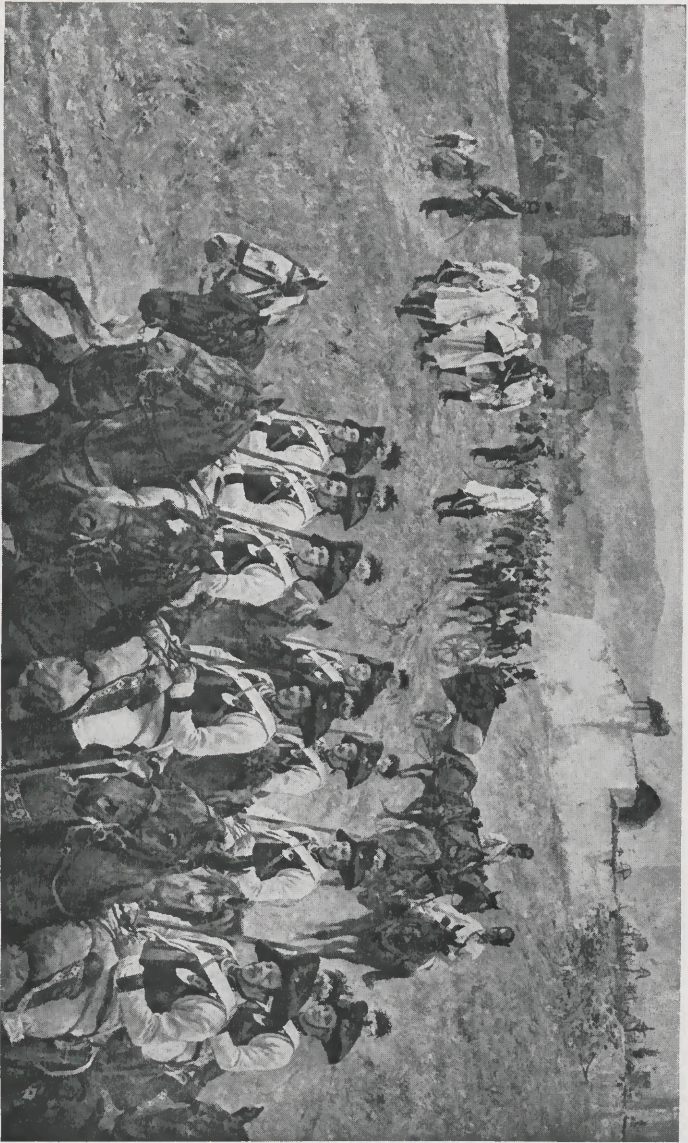
Zum Glück für die Verbündeten war auch Frankreich nicht so gerüstet, wie man es in Paris erwartet hatte. Im ganzen betrug seine Streitkräfte bloß etwa 180.000 Mann. Und vor allem: Napoleon Bonaparte, der tüchtigste General der französischen Republik, befand sich mit einem starken Heer in Ägypten. Aber wenn auch zahlenmäßig denen der Alliierten unterlegen, hatten sie doch vor diesen etwas voraus: „Den einheitlichen, unabhängigen Willen, das Selbstvertrauen, das infolge so vieler glücklicher Kämpfe die Armee und die ganze Nation beseelte“.

Noch tagte in Rastatt der im Dezember 1797 eröffnete Friedenskongress, dieses traurige Denkmal deutscher Zwietracht und Schande wie französischen Übermuts, noch war der Krieg nicht erklärt, so stießen die feindlichen Armeen bereits vor:



Erzherzog Karl siegt 1799 über General Jourdan bei Ostrach

Kolorierte Radierung von G. und H. Vollmer (Heeresmuseum Wien)



Erzherzog Karl läßt die Leiche des Generals Marceau zu den französischen Truppen bringen

Gemälde von R. v. Ottenfeld, 1893

Bernadotte übersetzte am 1. März 1799 bei Mannheim den Rhein und nötigte die Stadt zur Übergabe; Jourdan führte seine Truppen bei Basel und Kehl über den Rhein, durchzog, ohne Widerstand zu finden, die Pässe des Schwarzwaldes, und Massena drang über die Schweiz in Graubünden und Vorarlberg ein, nachdem er die ihm gegenüberstehenden Österreicher zurückgedrängt hatte.

Während so in Graubünden der Waffengang bereits begonnen und den Franzosen einen Erfolg gebracht hatte, befand sich Karl in einer denkbar schwierigen Lage. Er hatte Mitte Februar hinter dem Lech nicht ohne große Schwierigkeiten — durch Eisgang waren die meisten Brücken zerstört worden — den Aufmarsch vollendet, wußte aber noch nicht, ob man in Wien überhaupt losschlagen wolle. Endlich, am 1. März, gerade an dem Tage, da er von seinem kaiserlichen Bruder wegen seines Ansuchens um Enthebung so unfreundlich zurechtgewiesen wurde, erhält er den Befehl, „unbedenklich über den Lech zu setzen und in Schwaben, soweit es notwendig, vorzurücken“. Das hieß aber noch nicht, daß er auch schlagen dürfe; noch am 12. März kam ihm vielmehr die ausdrückliche Order zu, „sich mittlerweile der Ausübung wirklicher Hostilitäten und alles dessen, was den feindlichen Angriff bezeichnen könnte, zu enthalten“. Der Erzherzog teilte also den Befehlshabern der Vortruppen mit, es gehe aus allen ihm zugekommenen Weisungen hervor, „daß, weil der Krieg noch nicht erklärt ist, jeder Anlaß zu Feindseligkeiten zu vermeiden sei, außer die Franzosen machten den Anfang“.

Nun aber hatten die Franzosen in Graubünden tatsächlich angefangen und Karl konnte über den Lech und die Iller vorrücken. Die Armee Jourdans stand hinter der Ostrach, wie der Erzherzog meldete, „in einer fast unangreifbaren Stellung“, den linken Flügel an die Donau, den rechten an den Bodensee gelehnt. Karl entschloß sich am 20. März, „ohngeachtet meine Truppen durch die täglichen Märsche äußerst

ermüdet waren, den Feind, es koste was es wolle, den folgenden Tag anzugreifen“, um dem Gegner seine so vorteilhafte Position zu entreißen. Noch in der Nacht bildete er drei Sturmkolonnen. Am 21., um zwei Uhr früh, beruft er die Offiziere der Mittelkolonne, an deren Spitze er sich stellte, zu sich, um sie für den bevorstehenden Kampf anzufeuern, und wie immer übte seine Erscheinung nach Hormayrs schönem Wort „einen Persönlichkeitszauber auf seine Soldaten aus, wie er seit dem Emporsträuben der weißen Augenbrauenbuschen Laudons kaum mehr zur Verfügung gestanden hatte“. Die Armée Jourdans, von Umklammerung bedroht, muß weichen und zieht sich noch in der Nacht weiter zurück, bis in die Gegend westlich von Stockach.

Hier kommt es vier Tage später, am 25. März, zu einer zweiten Schlacht gegen Jourdan, der neuerdings zum Angriff übergegangen war. Es gelingt ihm, mit starker Übermacht den rechten Flügel der kaiserlichen Armee einzudrücken, und bald wird auch deren Rückzugslinie durch eine feindliche Brigade bedroht. Da erscheint, gegen drei Uhr nachmittags, Karl an der Spitze seiner Armeereserve und wirft den Feind zurück. Aber noch einmal sammelt sich dieser und dringt vor — erst die einbrechende Nacht macht dem blutigen Ringen ein Ende, das beiden Heeren schwere Opfer gekostet hatte. Die Kaiserlichen verloren in den zwei Schlachten von Ostrach und Stockach über 200 Offiziere und 8000 Mann an Toten und Verwundeten. Am 5. April geht die französische Donauarmee bei Breisach und Kehl über den Rhein zurück. Auch Bernadotte hebt am Tage darauf die Blockade von Philippsburg auf und zieht sich auf das linke Rheinufer zurück. Beide Generale legen ihr Kommando nieder und Massena übernimmt nun auch den Oberbefehl über ihre Armeen. Ganz Deutschland, südlich vom Main, jubelt dem Sieger von Stockach, dem „Retter Germaniens“ zu, in Wort und Schrift wird er aufge-

fordert, mit den Waffen in der Hand ein einiges Deutschland wieder erstehen zu lassen.

Karl konnte jetzt auch an die Befreiung der Schweiz von den Franzosen denken. Mit vollem Recht sah er hier die Entscheidung des Feldzuges, da mit der Vertreibung der Franzosen aus den Alpen auch ihre Stellung in Italien gefährdet erschien. Er überschreitet daher den Rhein zwischen Konstanz und Schaffhausen. Massena wäre, wenn Feldmarschalleutnant Bellegarde aus Tirol ebenfalls, so wie es der Erzherzog wünschte, eingegriffen hätte, zwischen zwei Feuer geraten. Alles war bereits für diesen Schlag wohl vorbereitet, als er plötzlich vom Kaiser die strikte Weisung erhielt, sich auf die Deckung von Schwaben und von Tirol zu beschränken. Gegen die Schweiz sollte nichts unternommen werden, „bis nicht der Marsch eines nach Deutschland bestimmten beträchtlichen Korps von Russen... vor sich gehet, welches nächstens zu geschehen hat“.

Sicherlich lag diesem ganz unbegreiflichen Befehl nichts anderes zugrunde, als die Angst vor der wiederum machtvoll emporsteigenden Volkstümlichkeit des Erzherzogs! Für Karl war er jedenfalls ganz unfaßbar und hatte seinen gesundheitlichen Zusammenbruch zur Folge. Am 14. April meldet er dem kaiserlichen Bruder, er fühle sich seit einigen Tagen so unwohl, daß er gezwungen sein werde, die Armee zu verlassen.

Thugut triumphierte! Die Demission wird angenommen, der Kaiser erteilt seinem Bruder den liebevollen Rat, sich aufs Land zurückzuziehen, weil er sich hierdurch „am besten von allen Gemütsbewegungen enthalten könne“. Gleichzeitig wird der jüngere Bruder Josef, Palatin von Ungarn, zum Kommandierenden ernannt. Doch bei aller Liebe, die Karl für seinen Bruder hegte, konnte er Josef, der bisher keinerlei Beweise seiner militärischen Führereigenschaften abgelegt hatte, doch nicht als geeigneten Nachfolger anerkennen; auch mag ihm der Abschied von seinen Soldaten schwer gefallen sein —

kurz, er meldet dem Kaiser die Besserung seines Gesundheitszustandes und bittet ihn, alles beim alten belassen zu wollen. „Ich wünschte nichts mehr“, so heißt es in seinem Schreiben ergeben, „als hundert Leben zu haben, um alle Dir und Deinem Dienste widmen zu können.“

Was nun tun? Ein Appell, alles beim alten zu belassen, verfehlte im allgemeinen nie seine Wirkung auf den Kaiser. Es kam noch dazu, daß man am Zarenhofe, wo man weniger verblendet gewesen zu sein scheint als in Wien, über die Erkrankung des Erzherzogs wegen der möglichen Folgen sehr beunruhigt war. So begnügte sich Thugut, den Erzherzog, der, wieder genesen, das Kommando übernommen hatte, unter schärfere Kontrolle zu nehmen. Aber sehr begeistert war der Kaiser doch nicht über die Wiederaufnahme des Oberbefehls von Seite seines Bruders, wenn er daran dachte, daß der Palatin, obzwar er gar nichts vom Kriegsfach verstand, zweifellos willfähriger gewesen wäre. Das im höchsten Grade merkwürdige Schreiben des Kaisers vom 4. Mai ließ den Erzherzog nicht undeutlich die schwere Enttäuschung über die Genesung fühlen. „Mit Vergnügen“, so heißt es da, „habe Ich durch den als Kurier gekommenen Grafen Colloredo sowohl als durch Deinen letzten Brief mit der Post die Besserung und sozusagen Herstellung Deiner Gesundheit vernommen. Ich wünsche, daß Du von ähnlichen Rückfällen befreit sein mögest und will dem Mir von Dir bezeugten Verlangen wegen weiterer Führung des Armeekommandos gerne willfahren, obwohl Ich wegen Deiner Gesundheit glauben mußte, daß es besser gewesen wäre, wenn Du einige Zeit zur Herstellung derselben in Ruhe zugebracht hättest. Inzwischen bin Ich von Deiner Denkungsart so schon überzeugt und von Deinem Wunsche, Mir mit ganzem Eifer zu dienen, daß Ich nicht zweifle und darauf zähle, daß, wofern Du neuermale Anfälle und Anstöße Deiner Krankheit haben solltest, die Dich besorgt machen könnten, die von dem Kommando der Armee

unzertrennlichen Fatigen und Sorgen nicht ohne Nachteil Deiner Gesundheit übertragen zu können, Du Mir es sogleich anzeigen wirst. Übrigens trage Ich Dir mit dieser Gelegenheit noch einmal auf, alle weit aussehenden Unternehmungen, die Dich in die Schweiz vertiefen könnten, für jetzt und bis Ich Dir nicht anders schreiben werde, aufzugeben, aus den Dir schon zum Teil überschriebenen Ursachen . . .“

Man sieht: die reine Freude war es nicht, die dem Monarchen die Feder führte. Aus dem vielsagenden Wort „sozusagen Herstellung“ der Gesundheit geht nicht undeutlich hervor, daß der Kaiser den Bruder als noch nicht vollständig hergestellt ansah, weshalb er ihm noch weiterhin Ruhe gönnt hätte. Nur scheint er übersehen zu haben, daß es gewiß weniger die „Fatigen“ des Feldzuges waren, die den Erzherzog umwarfen, als die Ärgernisse und Hemmungen, die ihm beständig von Wien aus bereitet wurden, und die in wenig taktvoller Weise Karl auch in diesem Briefe nicht erspart blieben. Franz verbietet seinem Bruder nämlich wiederum nachdrücklichst, die Schweizer Offensivpläne aufzunehmen, scheut sich auch nicht, jene Wunde zu berühren, die Karl, den niemals ordentlich unterrichteten Feldherrn, schmerzen mußte. Klingt es nicht wie Hohn, wenn er auf die dem Erzherzog „zum Teil“ schon bekanntgegebenen Gründe für sein Verbot hinweist? Es geschah auch sicherlich nicht ohne Absicht, daß Karl an sein im letzten Schreiben gemachtes Versprechen, nach erlangter Gesundheit gerne die Gelegenheit zu ergreifen, dem Kaiser neue Beweise von seinem Eifer für den Dienst zu geben, erinnert wird — also dienen, nicht eigenmächtig handeln!

So war also der Reichsgeneralfeldmarschall, mitten im Siegeszug, zur Untätigkeit verurteilt! „Wir stehen hier in einer traurigen und langweiligen Defensive“, so schreibt Karl seinem Bruder Josef verärgert, „und hatten noch vor acht Tagen Schnee und Stöberwetter. Nichts ist noch grün oder in

der Blüte. Kurz, wir sind in einem rauhen Lande und in einer langweiligen Stellung, die fatalen Schweizer Gletscher vor unserer Nase auf einer Seite, auf der andern den Schwarzwald und liegen hier in Stockach in einem verdammten Nest, recht zu Meditationen geschaffen . . .“

Diese „Meditationen“, die für die Wiener Regierung kaum sehr schmeichelhaft ausgefallen sein dürften, wurden durch die schwerwiegende Nachricht unterbrochen, daß der französische General Massena seine Hauptmacht an den Höhen von Zürich versammle, um von hier aus ein Korps unter dem Kommando des Generals Xaintrailles nach Italien zu senden, wo die österreichischen Truppen unter dem Oberbefehl des russischen Feldmarschalls Suworow in entschiedenem Vordringen waren.

Karl sah jetzt die große Stunde zum Handeln gekommen! Ohne erst in Wien anzufragen, wie man das offenbar erwartet hatte, obwohl dann natürlich der ganze Zweck der Anfrage infolge der längeren Dauer der Antwort vereitelt worden wäre, setzte er seine Armee in Bewegung und rückte in die Schweiz ein. Am 4. Juni 1799 kommt es bei Zürich zu einer äußerst blutigen Schlacht, die den Kaiserlichen einen Verlust von über 2500 Mann brachte, aber zu einem bedeutenden Erfolg führte. General Massena wird genötigt, die Stadt zu räumen und seine Streitkräfte auf das linke Limmat-Ufer zurückzuziehen. Vor allem war dadurch die Absendung französischer Hilfstruppen nach Italien verhindert worden.

Doch ehe Karl seinen so kühn und ruhmvoll unternommenen Angriff fortzusetzen vermochte, erhält er aus Wien den Befehl, alle in der Schweiz befindlichen Truppen des Generals Bellegarde abzulösen, damit dieser mit seinem ganzen Korps nach Italien abmarschieren könne. Und tatsächlich verläßt Feldmarschalleutnant Hadik am 17. Juni seine Stellung am St. Gotthard. Der Erzherzog, der mit einem neuerlichen Vormarsch der ihm an Zahl überlegenen Armee Mas-

senas rechnen mußte, erhebt gegen diese ganz unsinnige Verfügung Einspruch, erhält aber gar keine Antwort.

So sah sich der Erzherzog abermals zur Untätigkeit verurteilt, die zu neuerlichen „Meditationen“ Anlaß bot. Und es waren in der Tat ganz großartige Gedanken, die da, während sich die beiden feindlichen Armeen gegenüberlagen, auf ihn einstürzten. Österreichs Lage war im Augenblick, da seine Truppen in der Schweiz wie in Italien siegreich dastanden, eine glänzende, was im gegnerischen Lager keineswegs der Fall war, zumal sich auch Napoleon in Ägypten in einer wenig beneidenswerten Stellung befand. Wie wäre es nun, wenn man jetzt die Hand zum Frieden böte? „Ich wünschte“, so vertraut er seinem Pflegevater Albert in einem Schreiben vom 1. Juli an, „daß man, an diesem Punkt angelangt, Frieden machte; daß Frankreich, in seine Grenzen gebannt, tun möge in seinem Innern, was es will, aber daß ganz Europa unter feierlicher Zusicherung, sich nicht in seine inneren Angelegenheiten zu mischen, die Drohung ausspricht, sich geschlossen zu erheben (lever en masse) gegen Frankreich, wenn es sich in anderen Ländern einmischt, um zu revolutionieren. Wenn man das, an den Grenzen angelangt, nicht tut, werden wir ganz Frankreich gegen uns haben und der Krieg wird mit großem Unglück für die österreichische Monarchie enden.“

Daneben konnte er die Schönheiten der Stadt Zürich und ihrer Umgebung bewundern. Sein Hauptquartier hatte er in dem nahen Orte Klothen aufgeschlagen, nicht, wie man erwartet hatte, in dem Gasthof „Zur Krone“. Hier hatte er nur ein Dienstzimmer, das den Namen „Erzherzog-Carl-Stübli“ erhielt. Der Züricher Geschichtsschreiber David Heß schildert die äußere Erscheinung des „großen“ Mannes, den er endlich ganz in der Nähe sehen und sprechen hören konnte: „Eine kleine, schwächliche Figur in einfacher Generalsuniform, ohne Ordenszeichen. Eine hohe Stirn, unter welcher die Habsbur-

ger Nase gewölbt hervorspringt. Der Mund sehr groß, das Kinn spitz. Die Backenknochen stark gezeichnet, die Stimme hell, der Blick ruhig und nur zuweilen feurig.“ Und der berühmte Philosoph Johann Kaspar Lavater, mit dem er sich über den Glauben an eine alles lenkende Vorsehung und seine Unentbehrlichkeit für den Menschen unterhielt, gab in einem Distichon von Karls innerem Wesen ein wunderbar treffendes Bild:

„Suchst du seltene Menschen, so suche den
 seltensten, Karl, auf —
Lamm und Jungfrau und Kind, Mann und Löwe
 und Held!“

Es war nur natürlich, daß man die unfreiwillige Passivität der österreichischen Armee nach der Schlacht von Zürich der „Zaghaftigkeit“ ihres Führers zuschrieb. Wiederum befand sich Karl in der peinlichen Lage, daß er, mit Fragen bestürmt, keine Antwort zu geben vermochte. „Wenn nur die Russen schon da wären, damit endlich einmal diese Komödie ein Ende nimmt!“, so hörte man ihn immer wieder seufzen. Und dabei wußte er nicht einmal, ob sie überhaupt kommen würden.

Endlich, nach monatelangem Warten, am 7. August, erhält Karl vom Kaiser den Befehl zum Abmarsch an den Oberrhein. An seine Stelle sollte der russische Feldmarschall Suworow treten. Damit glaubte man zwei Fliegen mit einem Schlage unschädlich gemacht zu haben: Suworow, dessen Erfolge das österreichische Prestige in Italien gefährdeten, war von dort, und Karl, der gegen Thuguts Willen Deutschland verlassen, aus der Schweiz entfernt!

Der Erzherzog war sprachlos. Er vermochte sich, wie der Überbringer des Befehles, Graf Dietrichstein, einer der Vertrauensmänner Thuguts, nach Wien berichtete, im ersten Moment gar nicht zu fassen. Auch Karls Stabschef Schmitt war einer Verzweiflung nahe. Aber Dietrichstein erklärte auf



Feldmarschall Heinrich Graf Bellegarde

Aquarell von F. Lieder, 1829

(Familienbesitz)



Eroberung eines französischen Adlers durch österreichische Kürassiere

Aquarell von J. N. Höchle, 1815 (Heeresmuseum Wien)

die Vorstellungen des Erzherzogs, der Beschluß sei unwider-
rücklich. Der Graf hatte recht, wenn er schreibt: „Das Opfer
desjenigen, der in einer solchen Lage seine bessere Überzeu-
gung mit dem Gefühl aufgibt, auch seinen Ruhm aufs Spiel zu
setzen, ist eines der größten.“ Und Karl brachte dieses Opfer!
Einige Tage darauf konnte Dietrichstein melden: „Seine Königs-
liche Hoheit will nichts ohne Befehl und Erlaubnis machen,
seine Ratgeber sind besiegt, zum wenigsten werden sie ge-
horchen.“

In Wien konnte man erleichtert aufatmen. Mit gemischten
Gefühlen dagegen wird man hier das vernommen haben, was
Dietrichstein, der auch den Auftrag bekommen hatte, den
Erzherzog und seine Umgebung zu bespitzeln, über seine
Wahrnehmungen zu berichten hatte: „Alles, was ich bis jetzt
bemerken konnte, beweist mir, daß er der Abgott der Armee
ist, zu dem sie das größte Vertrauen hat und dem zuliebe sie
keine Anstrengung scheut, wie es auch wahr ist, daß die Sol-
daten immer sagen: Ah, er ist da, da wird alles gehen!“

So rückte also Karl Ende August an den Oberrhein ab.
Doch machte er aus seiner bangen Überzeugung, daß die
Situation der Verbündeten gefährdet sei, kein Hehl. Er ließ
es sich auch nicht nehmen, trotz der ihm erteilten Weisung,
in Deutschland größere Aktionen zu unterlassen, dem Feind
im Vorübergehen einen ordentlichen Schlag zu versetzen. Er
erstürmte am 18. September Mannheim. Der Kaiser nahm
diese glänzende Waffentat mit „um so größerem Vergnügen“
zur Kenntnis, „als die Art der Ausführung dieser wesentlichen
Operation einen neuen, Mir sehr angenehmen Beweis von
dem Eifer und den bewährten Kriegseinsichten Euer Liebden
und der Tapferkeit Meiner Truppen an Hand gegeben hat“.
Und er sprach die Erwartung aus, Karl werde aus dem bei
Mannheim errungenen Erfolg „allen weiters möglichen Nutzen
zu ziehen bedacht sein“.

Karl hatte auch diese Absicht. Da traf in seinem Haupt-

quartier zu Schwetzingen am 27. September die Nachricht ein, daß der russische General Korsakow von Massena geschlagen worden sei. Nun, da die kaiserlichen Erblande selbst bedroht waren, eilte der Erzherzog an die Schweizer Grenze zurück, um die Situation noch zu retten, doch er fand die russische Armee in vollster Auflösung. „Die Russen zittern, wenn sie nur den Namen Franzosen hören“, berichtet er dem Herzog Albert. Noch konnte er seine Hoffnungen auf Suworow setzen, doch auch der greise Schlachtenheld, seelisch gebrochen, richtete nichts gegen Massena aus und wies jede Mitwirkung zur Verteidigung der Reichsgrenze zurück. Eine Zusammenkunft mit Erzherzog Karl lehnte er brüsk ab.

Die nächste Folge dieser verunglückten Operationen war, daß sich der Zar, schon lange schwer verstimmt, von der Koalition zurückzog und mit Frankreich Frieden schloß. Unter solchen Umständen mußte Karl nun wirklich auf jede größere Unternehmung verzichten und sich mit dem anfangs Dezember erfolgten Entsatz von Philippsburg begnügen. Von den Alliierten wie von den deutschen Fürsten im Stich gelassen, faßt er jetzt den gewaltigen Plan, im Süden Deutschlands das Volk aufzubieten. Doch mitten in dieser Arbeit sieht er sich gezwungen, seine Armee zu verlassen. Der beständige Kampf mit der Staatskanzlei, die seelischen Leiden infolge der ihm vom Kaiser zuteil gewordenen Kränkungen und die unerquicklichen Auseinandersetzungen mit den russischen Generalen hatten im Verein mit den Mühsalen des langen Feldzuges seine Gesundheit wieder schwer erschüttert. Er litt wiederum an epileptischen Anfällen.

Schon im Herbst hatte er nach abermaliger Zurückweisung eines Beförderungsvorschlages um seine Enthebung vom Kommando gebeten. „Der Kummer und die Strapazen“, so schreibt er am 29. Oktober seinem Oheim Albert, „zusammen mit der Kränkung, mich selbst und mein Heer durch die Präterierung von 16 Generalmajoren und 7 Obersten entehrt

zu sehen, haben meine Gesundheit untergraben. Ich sehe voraus, daß ich die Strapazen einer wahrscheinlichen Winterkampagne nicht werde ertragen können und habe es infolgedessen für meine Pflicht gehalten, dies Seiner Majestät vorzustellen und meine Enthebung zu erbitten.“

Das Gesuch Karls an den Kaiser ging auch am selben Tage ab. Der Feldmarschall verweist darin auf die nachteiligen Folgen hin, die „eine solche unverdiente Erniedrigung“, wie es diese Präterierung sei, für den Dienst haben müsse: „Sie erstickt das Gefühl der Ehre, welches im Soldatenstand das erste und wesentlichste ist und bleiben muß.“ Und in einem vertraulichen Schreiben, das der dienstlichen Eingabe beigezschlossen wurde, unterstreicht er „das Gefühl der Kränkung, welches mir die Präterierung verursacht, die so viele verdienstvolle, tüchtige und brave Männer bei der meinem Kommando unterstehenden Armee so hart getroffen hat“, als Grund seines Ansuchens. „Ich kann Dir“, so heißt es da herzlich, „als meinem liebsten Bruder und besten Freund den Grad des Schmerzes nicht genug schildern, welchen ich bei einer so auffallenden Erniedrigung und bis jetzt ganz beispiellosen Herabwürdigung empfinde, welche ich nicht glaube verdient zu haben, aber noch weniger so viel verdienstvolle Männer, welche sich unter meinem Kommando befinden. Ich öffne Dir als Bruder mein sehr betrübtes und durch Kummer zerrüttetes Herz; meine physischen Kräfte nehmen ab und ich fühle, daß ich nicht zureichende haben werde, um eine bevorstehende Winterkampagne auszudauern...“

Indes, es verging Woche um Woche, ohne daß der Erzherzog von seinem Bruder eine Erledigung erhielt. Karl sah ihr entgegen „wie die Juden dem Messias“. „Gibt es einen günstigeren Augenblick als diesen, um meine Demission zu verlangen?“ so klagt er seinem Oheim Albert. „Philippsburg ist entsetzt, Graubünden in unserem Besitz, folglich unter den gegenwärtigen Verhältnissen alles in bestem Stande. Mein

Körper ist geschwächt, meinem Geiste und meiner Seele fehlen die Ruhe, die für dieses Geschäft nötig ist. Und dann — bin ich denn in der österreichischen Monarchie der einzige, der imstande ist, eine Armee zu kommandieren? Wir würden sehr zu bedauern sein, wenn dies der Fall wäre!“

Viermal wiederholte der Feldmarschall sein Gesuch — vergebens. Warum aber der Kaiser zögerte, diesem Folge zu geben, erscheint unverständlich. Franz konnte unmöglich die von seinem Bruder gemeldete Kränklichkeit für eine leere Ausrede halten. Er war von den Nervenanfällen Karls seit dem Juli, wo ihn ein solcher im Hauptquartier zu Klothen befallen, fortlaufend unterrichtet. So berichtete am 23. Dezember der Hofmedikus Ludwig Wolff aus Donaueschingen dem Kabinettsminister Colloredo: „Die Gesundheit Seiner Königlichen Hoheit ist leider seit mehreren Monaten nicht die beste. Die sogenannten Nervenkrämpfe plagten Höchstdieselbe sehr oft. Hoffnung, daß es doch einmal besser werden möchte, und dann das Verbot, nichts zu berichten, sind die Ursache meines bisher beobachteten Stillschweigens. Allein da dieses leidige Übel täglich schlimmer wird, die Anfälle Seiner Königlichen Hoheit mehreremal des Tags, auch schon zweimal in einer Stunde, plagten, Höchstdieselbe vergangene Nacht einen epileptischen Anfall erlitten, der Sie so abgemattet hat, daß Sie heute den ganzen Tag das Bett nicht verlassen können, so erlaubt mir meine Gewissenspflicht nicht, länger zu schweigen.“

Dieser Alarmbericht, der auch von einem zweiten Arzt, dem Feldstabsarzt Johann Hubertus, gefertigt war, hätte doch, wie man meinen sollte, einen genügenden Grund bieten können, der wiederholten Bitte des Bruders schleunigst zu willfahren. Kaiser Franz ließ indes wiederum mehrere Wochen verstreichen, bis er sich endlich dazu entschloß. In dem kaiserlichen Handschreiben, das Karl am 7. Februar erhielt, wird dem Prinzen die baldige Ankunft seines Nachfolgers im Kommando der Armee in Deutschland, des 65jährigen FZM. Freiherrn

von Kray, angekündigt. „Dann kannst Du ohne weiteres abgehen und für das Wichtigste, nämlich Deine Gesundheit, allein sorgen, welches dadurch am besten, nebst anderen Mitteln, geschehen kann, wenn Du Dich von allen, Nachdenken erfordernden Beschäftigungen ganz enthaltest und Dich bloß Deiner Gesundheitspflege widmest.“

Der neue Kommandant traf indessen erst, nach mehr als fünf Monaten, am 17. März in Donaueschingen ein. Gleich am Tage darauf konnte Karl endlich seine Armee verlassen und heimreisen. Wie man in der Welt über diese Verabschiedung des sieggekrönten Feldmarschalls dachte, dafür gibt der Pariser „Moniteur“ vom 25. März 1800 ein überaus interessantes Zeugnis. Seit sechs Monaten, so heißt es da, habe der Erzherzog gegen eine Kabale gekämpft, die ihn um jeden Preis vom Kommando der Armee, die ihn zärtlich liebe, während die Bevölkerung ihn seiner Güte wegen segne, entfernen wollte. Ein Unwohlsein des Erzherzogs habe nun Anlaß dazu gegeben, den Kaiser dahinzubringen, daß er seinem Bruder das Kommando nehme, Auf die Nachricht, daß er abberufen würde, hätten die Regimenter Abordnungen zu ihm gesandt mit der Bitte, beim Heere zu bleiben. Der Erzherzog habe ihnen erwidert: „Kameraden! Ich danke euch für das mir bewiesene Vertrauen. Nicht mir, sondern eurer Tapferkeit sind die Siege zuzuschreiben, welche während der letzten Kampagne errungen wurden. Mein Befinden wird in der Tat von Tag zu Tag schlimmer und wird mich vielleicht verhindern, je wieder so brave Truppen zu kommandieren. Trotzdem, wenn es allein von mir abhinge, würde ich euren Wünschen entgegenkommen und, selbst krank, bei euch bleiben, um inmitten der Armee zu leben und zu sterben. Aber ich muß, so wie ein jeder von euch, den Befehlen des Kaisers, meines Herrn und Bruders, gehorchen. Geht, sagt euren Waffenbrüdern, daß ich ihnen für diesen Beweis der Anhänglichkeit, den sie mir soeben gegeben haben, danke und daß ich, um

ihren Wünschen nachzukommen, noch, bevor ich abreise, die letzten Befehle aus Wien erwarten werde.“ Der Erzherzog mußte aber, so schloß der französische Bericht, nach Böhmen zurückkehren und habe am 18. März aus Donaueschingen den Abschiedsbefehl erlassen.

Dieser für den Erzherzog so ehrende Bericht des Amtsblattes der feindlichen Regierung hat im Kern sicherlich das Richtige getroffen. Karls Abschied von seiner Armee war ohne Zweifel das Werk seiner Gegner am Wiener Kaiserhofe, vor allem Thuguts und der Kaiserin. Vollends zutreffend aber erscheint hier die Stimmung wiedergegeben, die bei Karls Truppen herrschte, als sie seine Enthebung vom Kommando vernahmen. Der Schmerz seiner Soldaten kommt in dem vom Prinzen Anton von Sachsen vertonten „Gedicht eines alten Grenadiers“ zu ergreifendem Ausdruck. In der Schlußstrophe heißt es:

„Laß diese kindlich fleh'nde Hand,
Dies nasse Aug Dich rühren!
Heut weint Dein deutsches Vaterland
In Deinen Grenadieren!
So oft gehorchten wir schon Dir;
Gehorch auch einmal uns: Bleib hier!“

DER RETTER IN DER NOT

Erzherzog Karl begab sich über Wien, wo er sich nur vier Tage aufhielt, wiederum nach Prag. Mit Eintritt der wärmeren Jahreszeit nahm er auf dem ehemals dem Feldmarschall Laudon gehörigen Gut Bečvar Aufenthalt, wo er ganz seiner Gesundheit leben konnte und sich rasch erholte. Der Vergleich mit Albrecht Wallenstein, der sich nach seiner Entlassung als Generalissimus der kaiserlichen Armee auch nach Böhmen auf seine Herrschaft zurückzog, liegt nahe. Ob aber der Einsiedler von Bečvar, wie er sich nannte, auch das stolze Bewußtsein hegte, daß man ihn eines Tages zurückberufen werde? Auf keinen Fall jedoch wird Karl mit Schadenfreude, vielmehr mit schmerzlicher Anteilnahme in seinem Landleben die Ereignisse verfolgt haben, die sich nach seinem Abschied von der Armee auf den beiden Kriegsschauplätzen in Italien und in Deutschland abspielten.

Am 25. April 1800 setzten die Franzosen unter Moreau zum Angriff an, drängten in einer Reihe siegreicher Gefechte die von dem vollständig unfähigen Nachfolger Karls, General Kray, befehligte österreichische Armee bis Ulm zurück — bald war ganz Süddeutschland von ihnen überschwemmt. Und im Mai zieht der aus Ägypten zurückgekehrte Napoleon Bonaparte, nunmehr Erster Konsul, über den Großen Bernhard nach Italien und schlägt die Österreicher am 14. Juni bei Marengo so vollständig, daß ihr Befehlshaber Melas tags darauf in einem Kriegsrat die Einleitung von Verhandlungen über einen Waffenstillstand beschließt, um sein Heer, das etwa 9000 Mann verloren, für den Staat zu retten.

Am selben Tage, da der österreichische Feldherr kapitulierte, richtet Napoleon einen dringenden Appell an Kaiser Franz, dem Jammer Europas ein Ende zu machen. Nicht Frankreich, so heißt es in seinem Schreiben, störe das Gleichgewicht, sondern England, das sich des Welthandels und der Seeherrschaft bemächtigte. Nicht die revolutionären Grundsätze, sondern die Folgen des Krieges brächten Europa in Empörung. Dieser Friedensantrag war von Seite des Korsen sicherlich ehrlich gemeint und der Konsul sprach ausdrücklich nur von den Bedingungen von Campo Formio.

Kaiser Franz hätte alle, aber auch wirklich alle Ursache gehabt, auf Napoleons Vorschlag einzugehen. Kurz vorher hatte der Regierungspräsident Graf Saurau sich bemüßigt gefühlt, den Monarchen auf die „Virulenz“ der öffentlichen Meinung aufmerksam zu machen, die sich nicht zuletzt gegen den Hof selbst richtete. Die wirtschaftliche Lage der breiten Masse war die denkbar schlechteste und die Finanzverwaltung wußte angesichts der Leere ihrer Kassen „nicht mehr ein und aus“. Feldzüge solchen Formats, wie sie Österreich führte, mußten, wie gerade damals der Oberste Kanzler Kollowrat feststellte, jeden Staat zugrunde richten. Aber aus alledem machte sich Minister Thugut anscheinend gar nichts. Er hatte sich an England verkauft und die Verpflichtung übernommen, bis zum Februar des nächsten Jahres keinen Separatfrieden mit Frankreich zu schließen. Allen Rufen nach Frieden, wie sie von hoch und niedrig laut wurden, blieb er unzugänglich. „Ich will die Fortsetzung des Krieges“, erklärte er verbissen, „bis ich imstande bin, die Bedingungen des Friedens zu diktieren, und sollte darüber selbst der Kaiser und der Staat zugrunde gehen!“

Aber General Kray hatte sich vollständig unmöglich gemacht. Wer sollte nun an seine Stelle treten? Der Kaiser denkt ernsthaft daran, Erzherzog Karl wieder an die Spitze der Armee zu stellen, und dies entsprach dem allgemeinen Wunsch.



Einnahme von Neumarkt, 24. April 1809

Kolorierte Lithographie (Heeresmuseum Wien)



*Auf Ihren Wohlwollen
dieses Buches
Erzherzog Karl*

Erzherzog Karl

Silhouette mit eigenhändiger Widmung des Erzherzogs an Kaiser Franz
(um 1808)

(Familienbesitz)

Aber Thugut erklärte, eine Rückberufung des Prinzen bedeute nichts weniger als den letzten Souveränitätsakt des Kaisers. „Der Erzherzog würde sofort Verstärkungen verlangen, die man ihm nicht geben könnte, aber daraufhin auf den Frieden dringen. Braucht man schon einen Erzherzog, so ist der Palatin oder sogar der Erzherzog Johann vorzuziehen.“ Und tatsächlich verlich der Kaiser das Kommando über die deutsche Armee seinem erst achtzehn Jahre zählenden Bruder Johann, der, wie er selbst später sagte, unmittelbar aus der Kinderstube kam und militärisch gerade so viel verstand, daß er ein Pferd bepacken konnte. Bisher Oberstinhaber eines Dragonerregiments, wurde er nun zum General der Kavallerie ernannt. Ihm zur Seite stellte man den Feldmarschalleutnant Freiherrn von Lauer, der, offenbar in dem Glauben, daß auch seine militärischen Fähigkeiten sich dadurch erhöhen würden, zum Feldzeugmeister befördert wurde. Man hoffte, „durch das Beispiel eines jungen Erzherzogs den Mut der Armee neuerdings aufleben zu lassen und die so weit angewachsene Anzahl der Weichlinge über ihre unbesonnenen Seufzer um einen wie immer gearteten Frieden zu beschämen“. Außerdem wurde eine Anzahl Generale, wie Lindenau, von denen man annahm, daß sie Karl besonders ergeben seien, in den Ruhestand versetzt.

Der Kaiser reiste Anfang September — am letzten Augusttag hatte Moreau den Waffenstillstand gekündigt — zur Armee, um sich persönlich von ihrer Schlagkraft zu überzeugen. Was er aber da zu sehen bekam, war derart, daß er in eine Verlängerung der Waffenruhe auf 45 Tage einwilligte. Thugut war über diese Verfügung, in der er den Untergang des Staates erblicken zu müssen wähnte, so empört, daß er seine Demission gab. An seine Stelle trat Graf Lehrbach, der bisher keinerlei staatsmännische Begabung gezeigt hatte und bald durch den Grafen Ludwig Cobenzl ersetzt werden mußte. Da aber Cobenzl in Paris weilte, um wegen eines Friedens zu

verhandeln, so leitete Thugut, der grimme Feind des Erzherzogs, auch weiterhin die Staatskanzlei.

Karl hatte mit begreiflichem Befremden die Betrauung seines jüngeren Bruders mit dem Oberbefehl über die Armee in Deutschland und die Pensionierung der ihm besonders zugehörigen Generale vernommen, glaubte also unbedenklich, dem Rat seines Arztes folgend, das durch seine Heilkraft berühmte Pyrmontener Bad besuchen zu können. Er bat daher den Kaiser um die Erlaubnis dazu, erhielt sie auch, aber mit dem merkwürdigen, nicht mißzuverstehenden Beifügen: „Ich hätte gewünscht . . . , daß Du bei jetzigen kritischen Umständen Dich in Betreibung aller Anstalten zur Verteidigung Böhmens sowie deren Leitung unterzogen hättest, die dadurch viel gewonnen hätten; allein Du mußt Deine Gesundheit kennen und fühlen, was Du bedarfst.“

Der Wunsch des Kaisers war für Karl natürlich Befehl. Er verzichtete auf die Badekur und erklärte sich bereit, wie er dem Kaiser am 18. September schreibt, „in allem, was auf die Verteidigung Böhmens Einfluß nehmen kann, von meiner Seite, so viel und so weit von meinem Wirkungskreis abhängen und meine Gesundheit zureichen wird, auf das kräftigste mit dem redlichsten Diensteifer mitzuwirken.“

Diese Bereitwilligkeit des bisher immer so schlecht behandelten Bruders und der traurige Zustand der Armee, wie er ihn eben kennenzulernen Gelegenheit hatte, bestimmten wohl den Kaiser dazu, Karl doch wieder zur Übernahme des Oberbefehles zu bewegen. Natürlich durfte dies nur unter solchen Bedingungen erfolgen, daß der Erzherzog auf jedes eigenmächtige, selbständige Handeln verzichte und somit Thugut keinen Einspruch gegen diese neuerliche Berufung erheben konnte. Am 18. Oktober traf der Kabinettsminister Graf Colloredo, der ehemalige Erzieher, in Prag ein und überbrachte Karl ein Handschreiben des Kaisers, das so schmeichelhaft und entgegenkommend war, fast wie ein reumütiges Bekennt-

nis der an dem entlassenen Feldherrn begangenen Sünden aussah, daß der schwer verbitterte und gekränkte Prinz seine helle Freude daran haben konnte. „Die Umstände der Monarchie“, so heißt es da werbend, „sind so, daß wir auf einen Frieden nicht rechnen sollen noch müssen und alle Kräfte unausgesetzt anzustrengen, um dem Feinde auf den Fall eines Bruches die nötige Gegenwehr zu leisten und ihn an unseren Grenzen abzutreiben. Dieses vorausgesetzt, wünsche Ich von Deiner Anhänglichkeit an Mich und das Beste Meines Dienstes sehnlichst, daß, wenn Deine Gesundheitsumstände es anders zulassen, Du Dich an die Spitze Meiner Armee in Deutschland setzen mögest. Da es möglich ist, daß bis auf den 5. November die Feindseligkeiten wieder ihren Anfang nehmen, so siehst Du ein, wie notwendig es wird, daß Du Dich bald zu der Armee verfügst, wo mein Bruder Johann ohnehin Dich mit allem Nötigen indessen versehen kann. Ich bitte Dich also, Dich gleich von Prag dahin zu verfügen und dieses zwar um so mehr, als es darauf ankommt, ob Du mit dem bestimmten Operationsplan einverstanden bist, der Mir selbst nicht ganz gefällt, weil durch selben Unsere Macht sehr zerstückelt und auf keinem Punkte, wie es doch notwendig ist, um etwas mit Erfolg unternehmen zu können, mir hinlänglich versammelt zu sein scheint. Dieses kannst Du dann bei der Abrückung aus den gegenwärtigen Kantonierungsquartieren, wenn aufgekündigt werden sollte, am besten ändern. Meine weiteren Intentionen wird Dir Colloredo eröffnen...“

Das freudige Erstaunen Karls wird sich aber sehr bald in das Gegenteil umgewandelt haben, als er aus dem Munde des Kabinettsministers die in seiner Instruktion enthaltenen Bedingungen erfuhr. Da forderte der Monarch, daß Karl keinerlei Verstärkungen für seine Armee beanspruchen dürfe. Auch sollte er niemanden aus seiner früheren Umgebung mit sich nehmen, vielmehr sich nur jener Personen bedienen, die der Kaiser dem Hauptquartier bereits zugewiesen hatte.

Es waren dies Bedingungen, auf die der Prinz, der in seiner Willfährigkeit bisher stets das Äußerste sich geleistet hatte, nicht eingehen konnte, weil hier seine persönliche Ehre auf dem Spiele stand. Man muß auch in Wien schon mit diesem Falle gerechnet haben, denn Graf Colloredo hatte in seiner Instruktion die ausdrückliche Weisung erhalten, daß Karl, wenn er wider alles Erwarten ablehnen sollte, dies mit seinem „Gesundheitszustand“ zu begründen habe, damit die Öffentlichkeit die Überzeugung gewinne, daß von Seite des Kaisers alles, was von ihm abhängt, geschehen sei, „um seinen hohen Bruder an jene Stelle zu bringen, wohin ihn das allgemeine Vertrauen berufen habe“.

Karl lehnte also aus Gesundheitsrücksichten ab und am Kaiserhofe war man anscheinend darüber gar nicht unangenehm berührt. Die Hauptsache war, daß man vor der öffentlichen Meinung, die nun einmal die Rückberufung des Erzherzogs erwartete, rein dastand. Der Monarch hatte ja, was tatsächlich, wie es in der Instruktion heißt, „in der Öffentlichkeit große Sensation hervorrufen mußte“, seinen Kabinettsminister und noch dazu den ehemaligen Ajo des Prinzen, dessen Wort gewiß von größtem Gewicht sein mußte, zu seinem Bruder geschickt — vermochte er mehr zu tun, einen größeren Druck auf den widerhaarigen, seine Pflichten gegen den Staat vergessenden Feldherrn auszuüben? Das Gehässige der Ablehnung fiel nun auf den Liebling des Publikums, der sein eigenes leibliches Wohl über das Interesse des Gemeinwesens stellte. Nichts wenigstens deutet auf eine Verstimmung des Kaisers, die er sonst sicherlich seinem Bruder zu erkennen gegeben hätte.

In dem Handschreiben des Kaisers war übrigens noch ein Auftrag enthalten, der ebenso bemerkenswert erscheint wie seine Kapitulation vor der öffentlichen Meinung: Karl sollte in Böhmen wie in Mähren unter seinem Namen eine „Legion“ bilden, also eine Art Volksarmee, wie man sie bereits im Früh-

jahr 1797, als Napoleon die kaiserliche Residenz bedrohte, ins Leben gerufen hatte. Und der Erzherzog kam dieser Aufforderung mit dem beispiellosen Erfolg nach, daß in der kürzesten Zeit trotz allgemeiner Kriegsmüdigkeit zwanzig Bataillone als „Legion Erzherzog Karl“ bereit standen. Sein Leibbataillon bildeten 638 Studenten der Prager Universität. In der Legion diente auch der später berühmt gewordene Astronom Littrow. „Sie können sich den Enthusiasmus für diese Sache“, so schreibt Karl seinem Pflegevater Albert mit sichtlicher Genugtuung, „gar nicht vorstellen.“ Diese Begeisterung galt allerdings mehr der Person des Prinzen, dem noch immer anhaltenden Zauber seines Namens als „Retter Teutschlands“.

Doch diese Freude wird von der großen Sorge um das Schicksal seines Bruders Johann umschattet. Der ohne jede kriegerische Erfahrung auf einen so verantwortlichen Posten gestellte Prinz fühlte sich, wie zu verstehen ist, tief unglücklich und Karl empfand das Bedürfnis, ihn zu trösten. „Warum versagte man mir“, so schreibt er ihm einmal, „den von mir so oft wiederholten Wunsch, daß Du die Feldzüge von 1796 und 1799 mit mir gemacht hättest! Du wärest nun ein gebildeter General und ich hätte das große Glück gehabt, während dieser zwei Jahre mit meinem Bruder, den ich so zärtlich liebe, Fatigen, Kummer, Gefahren, kurz alles, geteilt zu haben!“ Doch war er, so wenig vertrauensvoll er selber den kommenden Ereignissen entgensah, bestrebt, Johanns Mut zu heben. „So beschwerlich, so hart Deine Lage ist“, schreibt er ihm, „so mußt Du Dich durch diese nicht abschrecken lassen. Denke, daß sich darin der wahrhaft große Mann zeigt, wenn er in keiner Gelegenheit aus der Fassung gebracht werden kann, allen Schwierigkeiten trotzt und sie endlich durch Standhaftigkeit, durch Anstrengung, durch Fleiß und Arbeitsamkeit überwindet. Dies ist die Bahn, welche jeder durchwandern muß, um große Resultate hervorzubringen, um einen Platz in dem Tempel der Unsterblichkeit zu verdienen. Mit

Geduld und mit einer durch nichts zu erschütternden Beständigkeit wirst Du gewiß auch diesen Zweck erreichen. Niemand wird dies glücklicher und zufriedener machen als mich.“

Doch alle philosophischen Trostworte und Ratschläge, die Karl seinem verzweifelten Bruder zukommen ließ, konnten die Katastrophe nicht verhindern. Mitte November ging der Waffenstillstand zu Ende. Sofort dringt der französische General Moreau gegen die hinter dem Inn gut gedeckte Armee des Erzherzogs Johann vor, die indessen zur freudigen Überraschung des Gegners ihre günstige Position aufgibt und ihm entgegenrückt. Bei Hohenlinden kommt es am 3. Dezember zur Schlacht, die mit der vollständigen Niederlage der Kaiserlichen endet. Sie verloren gegen 5000 Mann an Toten und Verwundeten und über 7000 Mann an Gefangenen, außerdem ihre ganze Artillerie. Mit Mühe und Not konnte sich Erzherzog Johann noch retten. Der Weg nach Wien stand nun dem Feind offen.

Eine ungeheure Aufregung herrschte in allen Kreisen der Residenz, man schickte sich an, sie mit Hab und Gut zu verlassen, und auch die Schätze des Hofes standen zum Abtransport bereit. In dieser verzweifelten Situation wendet sich der Kaiser an Karl mit der geradezu flehentlichen Bitte, er möge sich an die Spitze der Armee stellen, um noch zu retten, was zu retten sei.

„Nun handelt es sich“, so heißt es in seinem Schreiben vom 9. Dezember, „ein größeres Übel abzuhalten und Meine Länder so gut als möglich zu verteidigen. Ich gehe übermorgen den Teil der Insurrektion besehen, der fast an den Grenzen Österreichs in Ungarn aufgestellt ist. Dann werde ich selbe, wie es das Gesetz mit sich bringt, unter Kommando Meines Bruders Joseph vorrücken und zur Armee, wenn nötig, stoßen lassen. Nun wünsche Ich sehnlichst und bitte Dich, sobald als möglich Dich zur Armee zu verfügen, damit Du mit Deinen Einsichten dem Übel Einhalt tun und Meine beiden Brüder

kommandieren mögest, wodurch alle Kollision aufhören und die Armee und Insurrektionstruppen nach Erfordernis vermischt dienen können. Lassen Meine Umstände es zu, Mich selbst zu der Armee zu verfügen, so sei Du überzeugt, daß Ich es mit Freuden tun werde.“

Nachdem so der Kaiser selbst sich bereiterklärt hatte, ein Beispiel allerhöchster Opferwilligkeit zu geben, allerdings nur für den Fall, daß es „seine Umstände“ erlaubten, fährt er in dringlichem Tone fort: „Ich bitte Dich um alles, wenn Du kannst, das von Dir verlangte Opfer zum Heil der Monarchie abzulegen, und zwar sobald als möglich auch Dich von Prag gerade zu der Armee, wenn es sein kann, zu verfügen: denn jeder Augenblick, wie Du nun wohl einsiehst, ist äußerst wichtig; und sollte Dich Deine Gesundheit hindern, immer persönlich dabei zu sein, so sei wenigstens in der Nähe, um die Operationen zu dirigieren, da noch brave Leute bei der Armee sind, die sich beeifern werden, so gut als es in ihren Kräften stehet, sie auszuführen. Von Deiner Liebe erwarte Ich alles und rechne, Du wirst Mich jetzo nicht sitzen lassen, wo es auf das fernere Heil des Staates ankommt; nur bitte Ich Dich jetzt um baldige Antwort, um Meine ferneren Dispositionen hiernach treffen zu können.“

Und Karl säumte keinen Augenblick, das von ihm verlangte große Opfer zu bringen, denn diesmal waren nicht wie das vorige Mal Bedingungen an die Übernahme des Kommandos geknüpft, die er seiner Ehre wegen nicht annehmen konnte. „Ich werde alle Kräfte aufbieten“, so schrieb er sofort zurück, „um das zu erwirken, was die Sicherheit der Erbstaaten nach den damaligen Umständen nur immer fordert. Jede Anstrengung, soweit Menschenkräfte und Gesundheit nur immer zureichen, bin ich Dir und der Monarchie schuldig, meine Liebe und Anhänglichkeit an Dich und den Staat soll und wird alle meine Handlungen leiten und auf das kräftigste beleben.“

Der Erzherzog reiste am 14. Dezember von Prag ab. Die Armee seines Bruders Johann hatte sich bis an die Traun zurückgezogen. Am 17. Dezember traf Karl in Schwanstadt ein. Es waren nur mehr Trümmer, die er hier in einem schauerhaften Zustand vorfand. Von etwa 60.000 Mann, die sie vor Hohenlinden gehabt, waren nur mehr ungefähr 25.000 übriggeblieben. Die Leute leisteten gar keinen Widerstand mehr, sondern ließen sich ruhig gefangennehmen. „Viele“, so meldete er dem Kaiser, „entweichen von ihren Regimentern und irren allerorten rück- und seitwärts herum, viele brechen absichtlich ihre Feuertgewehre, um sich undienstbar zu machen, andere werfen sie weg. Kurz, die Truppe bleibt vor dem Feinde gar nicht mehr stehen, und sie könnte zum Halten keineswegs mehr gebracht werden.“ Alles wollte, wie er dem Herzog Albert schrieb, nach Wien eilen, weil dann Frieden geschlossen werden müsse. „Man möchte weinen, wenn man die Truppen sieht, wenn man Generale und Soldaten sprechen hört!“

An einen ernsthaften Widerstand oder gar ein offensives Unternehmen war bei einer solchen Verfassung der Armee nicht mehr zu denken. Auch an keine Unterstützung aus den Erblanden. Mit der vom Kaiser dem Erzherzog angekündigten Insurrektion Ungarns hatte es die Bewandtnis, daß die Truppen nur durch die Drohung, man werde die kaiserliche Artillerie auf sie feuern lassen, überhaupt zum Ausmarsch gebracht werden konnten, worauf sie dann beim ersten Nachtlager zum großen Teil desertierten und in die Heimat zurückkehrten. Der Aufruf zur Verteidigung Wiens verfehlte seine Wirkung, um so mehr als bekannt wurde, daß der Hof die Residenz verlassen wolle.

Unter solchen Umständen trachtete Karl nur mehr dahin, die vollständig demoralisierte Armee möglichst unbehelligt nach Wien zurückziehen zu können. Als aber am 19. Dezember in einem Gefecht vor der Traunbrücke bei Lambach ihre

Nachhut vom Feind fast völlig aufgerieben worden war, mußte er die Unausführbarkeit seiner Absicht erkennen. Wollte er verhindern, daß weiterhin nutzlos Blut vergossen werde, und der Residenz Belagerung und Einnahme ersparen, dann gab es nur noch ein Mittel — den Verhandlungsweg.

Am nächsten Tage sandte der Erzherzog den General Merfeldt in das französische Hauptquartier, um einen Waffenstillstand anzubieten. Moreau ging darauf unter der Bedingung ein, daß der Friede gesichert sei. Das hieß soviel wie, daß der Kaiser ohne England, das ja, und nicht mit Unrecht, als der eigentliche Kriegstreiber galt, sich endlich zu jenem Schritt bewogen sah, über den in Lunéville noch immer, freilich ohne Erfolg, mit Cobenzl verhandelt wurde. Und nachdem der englische Gesandte in Wien der österreichischen Regierung ein förmliches Wohlverhaltenszeugnis ausgestellt hatte, indem er erklärte, sie habe alles getan, um ihre Verpflichtungen gegen Großbritannien zu erfüllen, gab Thugut notgedrungen seinen Widerstand auf. „Zitternd“, wie es hieß, verfaßte er die Weisung an Cobenzl, die Verhandlungen ohne England zum Abschluß zu bringen.

So konnte am 25. Dezember zu Steyr der Waffenstillstand, der Österreich endlich den ersehnten Frieden brachte, unterzeichnet werden. Daß Moreau darauf verzichtete, sich billige Lorbeeren zu holen und die Waffenruhe in Wien zu diktieren, war ohne Zweifel in erster Linie Karl zu verdanken. Seine Anwesenheit beim Heere genügte, um den französischen Oberbefehlshaber zum Einlenken zu bestimmen. Dieser selbst bekannte, daß nicht zuletzt die bewundernswerte Persönlichkeit des Prinzen ihn zu seinem Entschluß veranlaßt habe. Und die Bevölkerung Wiens hatte das richtige Gefühl, wenn sie Karl, der zwei Tage nach Abschluß des Waffenstillstandes nach Schönbrunn gekommen war, wie einen siegreichen Feldherrn stürmisch umjubelte und begeistert ihm zurief: „Unser Retter! Unser Vater!“, zu welcher Kundgebung Graf Zinzen-

dorf in seinem Tagebuch vielsagend bemerkte: „Das wird den Kaiser ärgern!“

Nun wurde der „Kriegsbaron“ Thugut, der noch bis zuletzt alles getan hatte, um den Kaiser im Vertrauen auf dessen bekannte Wankelmütigkeit von dem Gedanken eines Friedensschlusses abzubringen, von diesem fallengelassen und am 16. Januar 1801 in sehr ungnädiger Weise verabschiedet. Bald darauf, am 9. Februar, erfolgte in Lunéville die Unterzeichnung des Friedensvertrages, dessen Bestimmungen Karl die traurige Genugtuung verschafften, daß es besser gewesen wäre, seinem wiederholten Rat, rechtzeitig Frieden zu schließen, Gehör zu schenken, denn sie waren, wenn auch im Wesentlichen der Friede von Campo Formio bestätigt wurde, weit ungünstiger. Österreich verlor einmal seinen letzten Stützpunkt in Italien, das Großherzogtum Toskana, also jenes Land, in welchem der Kaiser und seine Geschwister aufgewachsen waren, und vor allem gewann der Erste Konsul das Recht der Einmischung in Deutschland. Der Rhein sollte, wie es in Rastatt bestimmt worden war, in seinem ganzen Lauf die Grenze Frankreichs bilden, die weltlichen Fürsten, die auf dem linken Ufer des Stromes Land verloren, sollten durch geistliches Gebiet entschädigt werden. Damit aber war Österreichs Machtstellung in Deutschland, die gerade auf den geistlichen Fürsten beruht hatte, in gefährlicher Weise unterhöhlt worden.

Im Augenblick freilich fühlte man nur den erfreulichen Wandel infolge der Abberufung Thuguts, die eine bessere Zukunft erhoffen ließ. Wenige Tage vor dieser Verabschiedung wurde Karl mit Handschreiben vom 9. Januar 1801 zum Feldmarschall und Präsidenten des Hofkriegsrates ernannt. „Die unwiderlegbarsten Beweise“, so heißt es hier anerkennend, „welche Euer Liebden von der liebevollsten Anhänglichkeit für Meine Person, von dem eifrigsten Bestreben zum Besten des Staates, von erprobter Klugheit und tiefsten Einsichten bei unzähligen Gelegenheiten gegeben haben, und eben nun

in einem der entscheidendsten Zeitpunkten, selbst mit Aufopferung Deroselben Gesundheit bekräftigen, haben Euer Liebden als Meinen vielgeliebten Bruder und Meinen besten Diener des Staates Meine innigste Danknehmigkeit und Mein unbegrenztes Zutrauen in vollem Maße erworben. Zu einem Merkmal dessen, ernenne ich Euer Liebden zum Feldmarschall und Hofkriegsrats-Präsidenten. Diese Hofstelle mit allen ihren Branchen ist von nun an ganz Euer Liebden anvertraut; Euer Liebden sind hierin allein von Mir abhängig und nur zwischen Uns soll alles verhandelt werden.“

Karl mag es als die glücklichste Stunde seines Lebens angesehen haben, daß er nun, nach einer Zeit der Demütigungen und Irrungen, auch das Vertrauen seines kaiserlichen Bruders bezeugt erhielt und eine Stellung im Staate einnahm, die in allem der des Prinzen Eugen von Savoyen gleichkam. In der Öffentlichkeit erzählte man sich von einem Familiendiner in Schönbrunn, wobei der Monarch und seine Gemahlin Marie Therese den Erzherzog mit Dankesworten umarmten. Es entsprach nur einem allgemeinen, tief empfundenen Wunsch, wenn Graf Zinzendorf, an diese „glückliche Wendung“ anknüpfend, in sein Tagebuch schrieb: „Möge das neue Jahrhundert das aus dieser Monarchie entflohene Glück zurückbringen... Mögen erleuchteter und bessere Minister die Schritte eines Fürsten lenken, der Gutes tun würde, wenn er nicht von böartigen Ignoranten und feigen Schmeichlern umgeben wäre!“

FRIEDENSARBEIT

Schon in dem Handschreiben, das Karls Ernennung zum Feldmarschall und Präsidenten des Hofkriegsrates enthielt, sprach der Kaiser die Erwartung aus, „in kurzem einen ausgearbeiteten Plan zur Regelung des Militärsystems Meiner ganzen Monarchie von Euer Liebden zu erhalten“. Dies aber war kein geringes Verlangen, da die Militärverfassung in Österreich in einem vollkommen veralteten und zerrütteten Zustand sich befand. Um diese Riesenarbeit in kurzer Zeit zu bewältigen, bedurfte es der angestrengtesten Tätigkeit. Der Erzherzog konnte später sagen: „Nun opferte ich mich ganz der Erreichung meines Ideals. Ich dachte, handelte, arbeitete bloß für mein Geschäft, welchem ich mich ausschließlich widmete, entzog mich allem Umgang, welcher nicht darauf Bezug nahm, bekümmerte mich sonst um nichts, am wenigsten um mich selbst; kurz, ich lebte wie ein Mönch in dem strengsten Orden, mit der größten Resignation.“ Der Erzherzog erstattete auch wirklich in erstaunlich kurzer Zeit seine Vorschläge bezüglich einer zweckmäßigeren Armeeverwaltung, die, nachdem der Kaiser sie genehmigt hatte, im September 1801 ins Leben trat.

Das wichtigste erschien Karl die Reorganisation des Hofkriegsrates. „Das Haupthindernis des österreichischen Kriegswesens“, so hatte vor siebzig Jahren sein bedeutendster Vorgänger im Amt, Prinz Eugen, geschrieben, „war bisher die üble Organisation des Hofkriegsrates. Nicht nur die Bildung einer ordentlichen Armee, selbst die ersten Generale und die siegreichsten Feldzüge wurden dadurch aufgehalten, wovon

die Behandlung des großen Wallenstein und meine eigene Be-
weise sind. Als ich endlich Präsident davon wurde, bestand
er zum Teil aus neidischen Menschen, deren Eifersucht alle
meine vorigen Operationen zu tadeln wußten, oder aus über-
klugen Theoretikern, welche, obwohl sie nicht einmal ein
Detachement anführen konnten, doch alles besser wissen woll-
ten, oder aus Günstlingen, die sich auf irgendeine Art hinauf-
geschwungen hatten.“

An diese Worte des Savoyers konnte nun Karl denken, als
er daranging, aus dem alten Hofkriegsrat „das wieder zu
machen, was er ursprünglich war und nie hätte aufhören sollen
zu sein“. Er errichtete ein eigenes Kriegs- und Marinemini-
sterium, dem die Leitung des Kriegswesens oblag, während der
Hofkriegsrat ihm als ausführendes Organ unterstellt wurde.
Der Kriegs- und Marineminister sollte allein berechtigt sein,
an den Kaiser zu berichten. Ihm standen alle Organisations-
arbeiten, die strategischen Fragen, der Entwurf der Opera-
tionspläne und die Personalangelegenheiten zu. Es wurde ein
eigener Generalstab geschaffen und dem Ministerium unter-
stellt. Das neu errichtete Kriegsarchiv unter Leitung eines
Generals war als Sammelstelle des für den Generalstab nöti-
gen Materials gedacht. Der Hofkriegsrat hatte für die Detail-
ausführung sämtlicher Maßnahmen zur Bereitstellung, Orga-
nisation und Administration des Heeres, endlich des ganzen
Rechnungswesens zu sorgen. Wie wenig gerade die Hofkriegs-
buchhalterei ihrer Bestimmung entsprach, das beweist ein
Ausspruch des Kaisers, demzufolge sie nur dazu gedient habe,
„eine solche dunkle Verwirrung über diesen Gegenstand zu
verbreiten, daß Betrug, böser Wille und Unterschleif jeder
Art freies Spiel“ hätten. Die Kriegskosten seit dem Jahre 1794,
um nur ein Beispiel anzuführen, waren noch gar nicht fest-
gestellt; in Tausenden von Säcken lagen Akten und Rechnun-
gen unerledigt in den Kellern und, um ein solches Dokument
zu finden, wenn es gebraucht wurde, bedurfte es wochen-

langen Suchens. Beim Amtsantritt des Erzherzogs gab es nicht weniger als 154.000 rückständige Rechnungen und 33.000 unerledigte Eingaben. Und nicht zuletzt sollte der „unsäglichen“ Vielschreiberei, dem Bürokratismus, ein Ende gemacht werden, welchem Zweck der „Entwurf einer vereinfachten Kanzlei-Manipulation beim Hofkriegsrat“ diene. Als Gehilfen in dem neu geschaffenen Kriegsministerium berief er den Rheinländer Matthias Fasbender, für die Präsidialgeschäfte den Oberst Graf Bubna als Generaladjutanten; Feldmarschallleutnant Duka sollte den Generalstab, Feldmarschall Graf Colloredo das Artilleriewesen, Erzherzog Johann das Geniewesen leiten.

Karls ganz besondere Sorgfalt galt der Heranbildung tüchtiger Generale, Offiziere und Unteroffiziere. „Wie schwer büßt man nicht im Kriege die wenige Bildung der Offiziere in Friedenszeiten“, pflegte er zu sagen. Er schrieb zu diesem Zweck: „Die Grundsätze der höheren Kriegskunst für die Generale der österreichischen Armee“ und „Beiträge zum praktischen Unterrichte für die Offiziere der österreichischen Armee“. Auch dem arg vernachlässigten Sanitätswesen suchte er aufzuhelfen. Am Wiener Garnisonsspital wurde ein eigenes Institut errichtet, in welchem tüchtige Operateure herangebildet werden sollten. Und nicht zuletzt leitete er eine Verbesserung des militärischen Justizwesens ein, rief Anfang 1803 das „Allgemeine Appellationsgericht der Armee“ ins Leben. Kurz, die ganze Armee sollte auf einen besseren Stand gebracht werden.

Völlig grundstürzend war die von Karl vorgenommene Abänderung der Heeresergänzung. Bisher galt die lebenslange Dienstzeit; die Rekruten blieben bis zum Eintritt der Invalidität im Dienst, während durch eine Menge von Befreiungsprivilegien andere Personen gänzlich von den Militärflichten enthoben waren. Die große Masse der Besitzlosen bildete den Hauptbestandteil des Militärs. Diese Art der Re-

krutierung hatte den großen Nachteil, daß bei Ausbruch eines Krieges, wie er aus eigener Erfahrung beobachten konnte, die älteren Soldaten größeren Anstrengungen im Dienst nicht gewachsen waren und ungeübte Rekruten in die Linie geschoben werden mußten, die überdies jede Gelegenheit benützten, um zu desertieren.

Karl gelang es nun, an Stelle des unmöglich gewordenen Systems der lebenslänglichen Dienstzeit, nicht ohne Widerstand, die sogenannte „Kapitulation“ durchzusetzen. Dies war die jährliche Assentierung auf eine bestimmte Anzahl von Jahren, zehn für die Infanterie, zwölf für die Kavallerie und vierzehn für die Artillerie. Die Befreiungen vom Militärdienst freilich, so vor allem, wenn es sich um Adelige handelte, konnten vom Erzherzog nicht in dem Maße, als er es wünschte, eingeschränkt werden, da man gefunden hatte, daß „die Zeitaläufte nicht danach waren“, solche tief in das ganze Gesellschaftsleben eingreifende Fragen in das Volk zu werfen. Immerhin bewirkte das neue Wehrgesetz, daß die Kluft, die bisher Volk und Heer getrennt hatte, einigermaßen überbrückt wurde. Der Soldat war nicht mehr ein von der bürgerlichen Gesellschaft abgetrenntes Individuum, sondern er kehrte nach Beendigung seiner Dienstzeit wieder zu seinem zivilen Beruf zurück und es war für eine jeweilige Verjüngung wie für ein besseres Material gesorgt.

Der Erzherzog unternahm auch häufige Bereisungen der verschiedenen Standquartiere und Übungslager der Truppen wie der Militäranstalten, um sich persönlich davon zu überzeugen, inwieweit seine Anordnungen zur Ausführung gelangten, und konnte mit Genugtuung sehen, daß die durch seine Maßnahmen erzielten Fortschritte bei berufenen Fachmännern Anerkennung fanden. So ließ sich Napoleon Bonaparte durch seine Agenten alle von Karl herausgegebenen Dienstvorschriften übersenden, auch der König von Preußen und der Kaiser von Rußland erbat sich diese und der Groß-

fürst Konstantin, im allgemeinen kein besonderer Freund der habsburgischen Monarchie, zeigte sich nach einem Besuch in Wien im Herbst 1802 geradezu „enthusiasmirt vom österreichischen Militär“.

Bei Karls unermüdlichem Bestreben, das Militärwesen auf gesündere Grundlagen zu stellen, war es jedoch ganz unvermeidlich, daß sich seine Reformen auf das Gebiet der gesamten Staatsverwaltung ausdehnten — diese mußte vor allem mit neuem Geist erfüllt werden. Dem scharfblickenden Auge des Erzherzogs waren im Laufe der Jahre keineswegs ihre schweren Mängel entgangen. Vor allem bedurfte die oberste Regierung dringendst einer Umänderung; es fehlte an einem Vereinigungspunkt, in welchem alle Regierungsangelegenheiten beraten und zum Beschluß erhoben werden konnten.

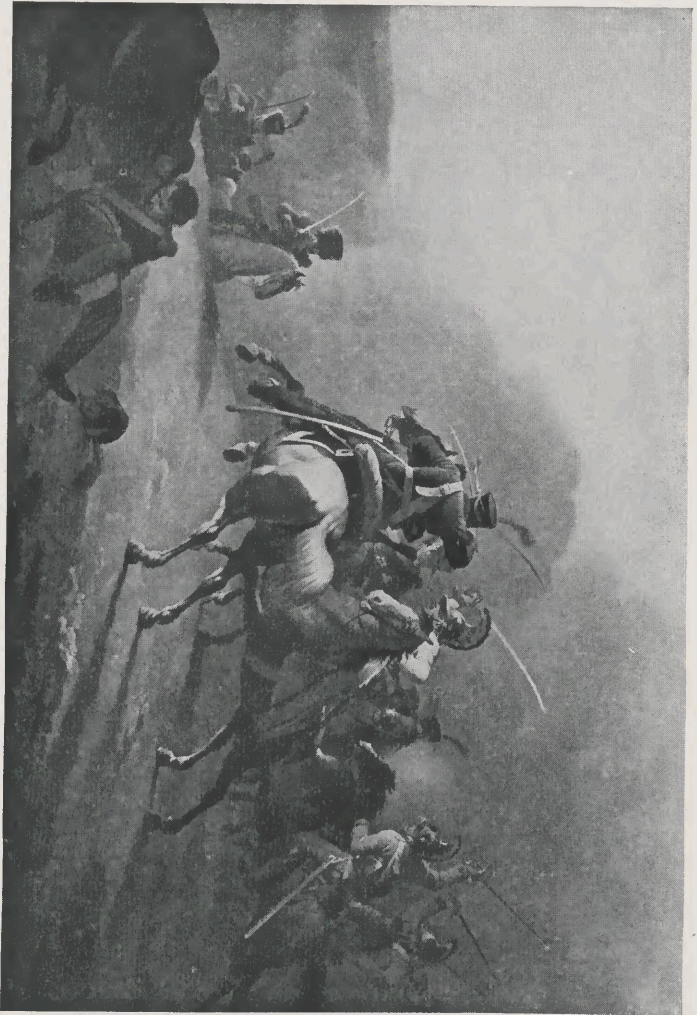
Schon bald nach Abschluß des Präliminarfriedens von Leoben hatte der Regierungspräsident Graf Saurau, um der „Anarchie“ und „fortschreitenden Desorganisation“ des Staatswesens zu steuern, auf die Errichtung eines Konferenzministeriums angetragen, wo unter dem Vorsitz des Kaisers die einzelnen Ressortminister alle Gegenstände von höherem Belang zu behandeln hätten, denn der von der Kaiserin Maria Theresia geschaffene Staatsrat hatte sich, entgegen seinem ursprünglichen Zweck, in eine Behörde verwandelt, in der auch so geringfügige Sachen, wie die Verleihung einer Tagsschreiberstelle in einem Mauthause, zur Entscheidung kamen und alles schriftlich erledigt werden mußte.

Saurau hatte mit dieser Anregung kein Glück gehabt, aber sofort nach dem Friedensschluß von Lunéville regte Karl, von den gleichen Erwägungen ausgehend, die Bildung eines Staats- und Konferenzministeriums an. Es sollte aus drei Departements, einem der äußeren Angelegenheiten, einem des Innern und einem des Krieges bestehen. In gemeinschaftlichen Konferenzen der drei Ressortleiter hätte dann der Monarch die Entscheidung zu treffen. Eine solche Geschäftsbehandlung



Der große Reiterkampf in der Schlacht bei Aspern, 21. Mai 1809

Kolorierte Federzeichnung von J. N. Höchle (Heeresmuseum Wien)



Reiterkampf 1809

Obbild von J. B. Seele (Fürst Fürstenberg, Donauschingen)

hätte einen Überblick über das Ganze, ein einheitliches und planmäßiges Zusammenwirken, eine Beschleunigung der Erledigungen und zugleich eine Entlastung des Kaisers, in dessen Kabinetts sich die Eingaben förmlich stauten, ermöglicht. Nicht zuletzt wäre dadurch auch dem Unfug gesteuert worden, daß der Monarch außer den Gutachten der zuständigen Minister noch alle möglichen unverantwortlichen Leute um ihre Meinung befragte und dann in deren Sinne entschied.

Nach einigem Zögern entschloß sich der Kaiser am 31. August 1801 tatsächlich dazu, den Staatsrat durch ein Staats- und Konferenzministerium zu ersetzen. Cobenzl sollte darin die auswärtigen Angelegenheiten, Graf Leopold Kollowrat das Innere und Karl das Departement des Krieges mit dem Titel eines „Kriegs- und Marineministers“ leiten. Allein es währte nicht lange, so war wiederum alles beim alten, und das, weil dem Kaiser der gewohnte Kabinettsweg besser zusagte. Kurz, im Sommer 1802 herrschte wieder der alte Schlendrian, nachdem die Konferenzen immer seltener geworden waren, die ganze Staatsmaschine geriet neuerdings ins Stocken.

Da hielt es nun Karl für notwendig, dem Monarchen die „große und nahe Gefahr“, in der Österreich schwebte, eindringlichst vor Augen zu rücken. Im November 1802 überreichte er zu diesem Zweck seine im Vormonat verfaßte umfangreiche Denkschrift, die schon in ihrer Überschrift: „Ernstliche Betrachtungen über die gegenwärtige Lage der österreichischen Monarchie im Vergleiche mit Frankreich vor dem Ausbruche der Revolution“ den Gedankengang verrät.

„Österreich, welches unter dem habsburgischen Hause eine so bedeutende Rolle in Europa spielte, welches lange Zeit hindurch den ersten Rang unter allen zivilisierten Staaten behauptete und einst ganz Europa durch die Besorgnis einer Universalmonarchie zittern machte — Österreich ist dermalen von seiner ehemaligen Größe tief herabgesunken“, so beginnt

die Denkschrift, um in gleich wuchtigen Worten diese niederschmetternde Wahrheit näher zu begründen. „In Künsten und Wissenschaften, in Industrie, dieser Seele des Nationalreichtums — in der heutigen Tages so sehr verfeinerten Staatswirtschaft gegen andere Staaten noch mehr als um ein Jahrhundert zurück — in seiner durch das Alter desorganisierten Staatsverwaltung beinahe in sich selbst aufgelöst — durch die langwierigsten und blutigsten Kriege ermattet — seiner reichsten Provinzen beraubt — mit Staatsschulden übermäßig belastet — durch wiederholte Niederlagen seiner militärischen, durch unglückliche Negotiationen seiner politischen Konsideration verlustig — ohne Bundesgenossen, von erobersüchtigen, unter sich verstandenen und zum Teil übermächtigen Regierungen umrungen — steht dieses alte ehrwürdige Reich schwankend da, und es bedarf nur eines Stoßes von außen oder einer Erschütterung von innen, um dasselbe gänzlich darnieder zu stürzen und durch dessen Fall den ganzen Weltteil von neuem auf das Fürchterlichste zu erschüttern.“

„Bei dieser von jedermann allgemein gleich lebhaft anerkannten traurigen Lage der Dinge“, so heißt es weiter, „ist es heilige Pflicht jedes treuen und redlichen Staatsdieners, über den gegenwärtigen Zustand der Monarchie, über die Ursache ihres Verfalles und über die Mittel, derselben wieder aufzuhelfen, ernstlich nachzudenken. Frankreich liefert uns erst in neueren Zeiten das merkwürdigste Beispiel in der Weltgeschichte, von welchen nicht zu berechnenden schrecklichen Folgen die Auflösung oder Umwälzung eines großen Staates für den Regenten und die regierende Familie, für die vornehmen Stände und die ganze gegenwärtige Generation, ja selbst für die benachbarten Staaten sei; und doch gibt man sich kaum Mühe, über die vorherigen Symptome dieses schrecklichen Phänomens nachzudenken, solche mit Demjenigen, was unter unseren Augen vorgeht, zu vergleichen und bei dem Anblicke Unheil verkündigender Feuerfunken wirk-

same Gegenmittel anzuwenden, um den Ausbruch der Alles verheerenden Feuersbrunst zeitlich zu verhindern. Wenn man den Zustand Frankreichs gegen das Ende der Regierung Ludwigs XV. bis zum Ausbruch der Revolution, die vielfältigen Verlegenheiten und Mißgriffe der französischen Regierung zu dieser Zeit und selbst die damaligen zufälligen Umstände aufmerksam betrachtet, so findet man hierin wirklich manche auffallende Ähnlichkeit mit der gegenwärtigen Lage und Verfassung der österreichischen Monarchie.“

Und nun werden im einzelnen alle die wunden Punkte, die Ursachen des unleugbar in der österreichischen Monarchie dermalen herrschenden „allgemeinen Mißvergnügens“ aufgeführt. Karl scheut sich nicht, gewissermaßen als Kernsatz den Gedanken auszusprechen: „*Österreich hat unter allen seinen Feinden keinen gefährlicheren als seine eigene Regierung.*“ Gänzlich verfehlt ist einmal seine ganze Außenpolitik. Ohne untersuchen zu wollen, ob der Krieg mit Frankreich zu vermeiden gewesen wäre, und zugegeben, daß man sich durch die Versicherungen der royalistischen Emigranten Frankreichs und durch die Treulosigkeit der Verbündeten hatte irreführen lassen, erscheint es dennoch „unbegreiflich“, wie ein Minister Seiner Majestät habe anraten können, den Kampf auch dann noch, wo keine Hoffnung auf einen guten Erfolg mehr vorhanden war, zum großen Ruin der Monarchie, fortzusetzen. Was Österreich vor allem not tue, das sei, an das — Innere zu denken.

Da hebt der Prinz vor allem das „Chaos“, die vollständige „Desorganisation“ auf allen Gebieten der Staatsverwaltung hervor. „In Österreich herrscht kein festes System, es fehlt an Zusammenhang des Ganzen, an Konzentrierung der wichtigen Geschäfte in einem Punkte, von welchem alle Anordnungen gleichsam als Radien aus einem Brennpunkte gleichförmig in die ganze Monarchie ausgehen.“ Die im Vorjahre zu diesem Zweck ins Leben gerufene „Konferenz“ habe ein klägliches Ende gefunden und „ganz Europa staunt dermalen über den

unter allen Begriffen unglücklichen Erfolg“. Allgemein werde über die „Ignoranz, Untätigkeit und Venalität“, die Käuflichkeit der Beamten geklagt. Wie aber könne es anders sein, da die Erziehungsanstalten „gänzlich verfallen“ seien, „in dem ganzen Umfange der Monarchie keine Universität existiert, welche auch nur einiges Renommee behauptet“, Minister ernannt werden, die „sich öffentlich rühmen, in dreißig Jahren weder ein Buch noch eine Zeitung gelesen zu haben“.

Der Erzherzog geht nun die einzelnen Zweige der staatlichen Wohlfahrtspflege durch, um ihre völlige Rückständigkeit aufzuweisen. „So viele in den meisten Staaten mit dem größten Vorteile für den inneren Wohlstand. Glückseligkeit und Bequemlichkeit eingeführte Anstalten sind in Österreich unbekannte Dinge.“ Die Justiz, diese „Grundfeste der Staaten“, befinde sich in einem „kläglichen Zustande“; keine Übersicht über die zahlreichen Verordnungen, „zu deren Studium ein Menschenalter gehört“. An mehreren Orten gebe es noch gar keine Grundbücher und Landtafeln, diese „erste Schutzwehre des Privateigentums und Grundsäule des Privatkredits“. Man habe keine Forstpolizei, keine Feuer-Assekuranzen, um den Verunglückten wieder aufzuhelfen, keine Witwenkassen, keine Schulen für die Ökonomie und die Industrie, keine allgemeine Staatsbank, keine Kreditkassen, wie sie in anderen Staaten bestünden. Kein Wunder dann, wenn die Landeskultur, wenn Handel und Industrie darnieder lägen und das Gewerbe durch den Wucher jüdischer und christlicher Kapitalisten zugrunde gerichtet würden. „Die Juden sind beinahe im ausschließenden Besitze aller rohen Stoffe, als Wolle, Flachs, Häute etc., welche sie allenthalben an sich bringen und entweder auschwärzen oder dem inländischen Manufakturisten mit einem wucherischen Gewinn überlassen.“ Dazu Verwahrlosung der Verkehrswege — kurz, überall „gänzliche Desorganisation“.

Dieser Feststellung folgt das düstere Kapitel der Finanzen, auf welchem Gebiet Karl Fachmann war und deshalb auch

vom Kaiser öfter um Rat gefragt wurde. Die Geldverhältnisse Österreichs findet der Erzherzog noch zerrütteter als die Frankreichs am Vorabend der Revolution. Verfehlt sei schon das ganze System der Steuerveranlagung. Nicht in der Höhe der Abgaben, sondern in der Ungleichheit der Verteilung liege das Übel. Wäre jeder Untertan verhalten, sein wahres Einkommen, sein wirkliches Grundeigentum zu versteuern, so würde der Staat viele Millionen gewinnen. Das „kostbare“ Werk der josefinischen Grundsteuerregulierung habe man beseitigt, anstatt es zu verbessern. Das Defizit betrage schon ungefähr 27 Millionen Gulden und sei noch immer im Steigen. Schon sei vom Staatsbankerott die Rede und wirklich deute alles darauf hin. Die Agiotage, der Wucher mit den Staatspapieren blühe: „Jedermann spekuliert auf den Staat, weil es da am meisten zu gewinnen gibt, und dadurch werden dem Privatkredit und der Industrie die erforderlichen Kapitalien entzogen.“ Wie tief der Staatskredit gesunken sei, beweise die leidige Tatsache, daß die Bankiers wie die vornehmsten Staatsbeamten ihre Kapitalien im Auslande anlegten. Das Fallen des auswärtigen Wechselkurses gehe in einer „fürchterlichen Progression“ immer weiter und damit das Sinken des Wertes der Bankozettel. Man stelle sich die Verwirrung vor, wenn diese derzeit „beinahe einzig kursierende Münze“ ihren Wert verliere, wenn unter 25 Millionen Menschen gewiß 22 Millionen auf einmal ohne Geld, ohne Mittel dastünden, sich ihre dringenden Bedürfnisse anzuschaffen, wenn alles stocke und weder Beamte noch Militärs, welche die Ordnung erhalten sollten, bezahlt werden könnten. Teuerung und Getreidemangel, wie sie vielfach durch Kornwucherer und auswärtige Spekulanten hervorgerufen worden, trieben, wie seinerzeit in Frankreich, das Volk zur Verzweiflung, und alles spitze sich auf eine Krise zu.

Wie aber sollte dann die Regierung der Schwierigkeiten Herr werden — bei der Schwäche, Planlosigkeit und Unent-

schlossenheit, die sich in allen ihren Handlungen kundgebe! Durch ihr beständiges Hin- und Herschwanke habe sie jedes Ansehen verloren, und das sei das allerschlimmste. Ungleich besser, eine Regierung werde gehaßt als verachtet: „Jene wird gefürchtet, diese weder geliebt noch gefürchtet.“ Der vollständige Mangel an Kraft habe sich im Verhalten gegen Ungarn gezeigt.

Damit hatte der Erzherzog jenen Punkt berührt, der neben dem Mangel einer eigentlichen Regierung und dem trostlosen Zustand der Finanzen allen um das Schicksal der Donaumonarchie wahrhaft Besorgten als ganz besonders unheilvoll erschien. Die größte Schwäche Österreichs, erklärt er mit Nachdruck, besteht nach dem Urteil „jedes einsichtsvollen“ Staatsmannes in der verschiedenen Verfassung der einzelnen Provinzen und vorzüglich in der gänzlichen Absonderung des mächtigen ungarischen Reiches, das noch eine „so geringe Stufe der Kultur“ erreicht habe und zu den gemeinsamen Staatslasten einen „sehr unverhältnismäßigen“ Beitrag leiste. Gelänge es der Regierung, hier nach und nach mehr Einheit in der Verfassung einzuführen, Ungarn kulturell zu heben und zu einer tüchtigen Mitwirkung zu bringen, dann würde auch die Monarchie mehr als durch die Eroberung eines neuen Königreiches gewinnen! Der Kaiser sei in der Rekrutenfrage, nachdem er zuerst seine Rechte kräftig vertreten habe, vor den Ständen zurückgewichen, und dies werde sich rächen — nach diesem Siege der ständischen Opposition werde sie nur noch mehr Appetit bekommen!

Dies sei, so schloß Karl seine brüderlichen Vorstellungen, die wahre Lage der Monarchie, deren Ernst dem Kaiser dank den Bemühungen „kurzsichtiger und elender Schmeichler“ verhehlt werde. Doch möge er sich nicht täuschen: Gleiche Ursachen lassen auch gleiche Wirkungen erwarten, gleiche Konstellationen deuten auf gleiche Katastrophen hin und es ist die „höchste Zeit“, denn „Österreich stehet auf

der letzten Stufe des gänzlichen Verderbens“. Es handelt sich hier um die bedrohte Erhaltung des Monarchen und der Monarchie, um den Wohlstand oder das heillose Unglück von 25 Millionen Menschen, ja um die Ruhe von ganz Europa; „denn ein Koloß wie Österreich stürzt nicht zusammen, ohne durch seinen Fall ganz Europa zu erschüttern“. Österreich muß trachten, in seine Staatsverwaltung mehr Ordnung einzuführen, seine Finanzen auf eine solide Art herzustellen, welches „bei den unendlich vielen, bisher unbenützt gebliebenen Hilfsquellen“ gewiß nicht unmöglich ist, durch eine „formidable“ Kriegsmacht und eine wohlgeleitete Diplomatie sich wieder Achtung zu verschaffen und die Staatslenker aus ihrer „betäubenden Gleichgültigkeit“ aufzurütteln. Von der Regierung hängt es ab, ob sie energische, zweckmäßige Maßregeln ergreifen wolle oder nicht. Verharrt sie in ihrem „alten Schlendrian“, dann ist Österreichs Schicksal besiegelt.

In dem kurzen Geleitschreiben beschwört der Prinz seinen kaiserlichen Bruder, „dieses wegen der Wichtigkeit der Sache und der Menge der Gegenstände freilich etwas groß gewordene Memoire aufmerksam zu lesen und die darinnen enthaltenen Betrachtungen zu beherzigen“. Der Kaiser werde in dem gegenwärtigen Zustand der Monarchie manche auffallende Ähnlichkeit mit dem damaligen Zustand, der Frankreich „so fürchterlich zerrüttete“, entdecken. „Die Geschichte ist unsere beste Lehrmeisterin, und wenn wir gleiche Ursachen bemerken, so müssen wir solche zeitlich entfernen oder gleiche Wirkungen erwarten.“ Der Kaiser brauche nur ernstlich zu wollen, die „geschultesten und redlichsten“ Staatsmänner um sich zu versammeln, mit deren Rat und Beistand ein den dormaligen Umständen angemessenes System festzusetzen und „die Monarchie wird zu Allerhöchstderen Ruhm und Zufriedenheit, zur Wohlfahrt und ewigen Dankverpflichtung von 25 Millionen Menschen und künftigen Generationen, endlich zur Erhaltung der Ruhe Europas gerettet sein“.

Soweit die Denkschrift, die, so scharf und offen alle die Gebrechen des „nur zum Heile der Einfältigen und Bösen erfundenen“ Systems darin angeprangert erscheinen, doch bloß das besagt, was damals die besten Geister in Österreich fühlten und dachten. Schon früher, im August 1802, hatte Karl seinen kaiserlichen Bruder auf ein gerade den anständigen Teil der Bevölkerung empörendes Übel aufmerksam gemacht: Das Spitzelunwesen der Geheimpolizei, wodurch das Vertrauen des geselligen Umgangs untergraben werde. Weit wichtiger wäre es, über ein Gebrechen zu wachen, „welches unter hundert Masken sich den Augen der öffentlichen Behörden zu verbergen weiß, nämlich über gröbere und feinere Bestechlichkeiten der Staatsbeamten“. Der Kaiser selbst hatte ihn aufgefordert, über den Zustand und die Stimmung der vom Erzherzog bereisten Provinzen zu berichten, nicht zuletzt aber fühlte sich Karl als aufrichtiger Patriot und Dynast verpflichtet, seinem Bruder die Wahrheit zu sagen. In der großen Öffentlichkeit erwartete man sich auch das von dem Prinzen, der so ziemlich allgemein als Österreichs guter Genius galt. „In dem Erzherzog Karl“, so schreibt die geistvolle Fürstin Eleonore Liechtenstein, „vereinigt sich, was uns noch an Ehre und Ansehen übrig geblieben ist.“ Und den gleichen Eindruck bekam August Iffland, der Direktor des Berliner Nationaltheaters, als er im Jahre 1801 in Wien weilte: Nur ein Band, so bemerkte er, war noch in der Monarchie, nur ein Name hielt die Explosion noch zurück — Erzherzog Karl. „Im ganzen Land ist nur eine Stimme über und für ihn, eine Schwärmerci der Verehrung und Anbetung.“ Allein dieser „vom Volk verehrte, in Deutschland geachtete, in ganz Europa geschätzte“ Prinz war, wie der damalige Gesandte Frankreichs am Wiener Hofe, Jean Baptiste de Champagny, feststellen konnte, „bei seiner Familie nicht beliebt — er war zu groß für sie“.

Vor allem aber wird Kaiser Franz von den Vorstellungen seines jüngeren Bruders recht wenig erbaut gewesen sein! War

es zartfühlend, daß Karl dem Monarchen, dem der Schreck vor der Französischen Revolution noch in allen Gliedern lag, gerade an sie erinnern mußte? Alles, was Franz zur Abwehr dieser ansteckend wirkenden Bewegung mit seinen Ratgebern ausgeklügelt hatte, fand er jetzt unbarmherzig zerpfückt: die Geheimpolizei, die das Aufkommen revolutionärer Ideen im Innern, und die Koalitionskriege, die sie nach außen hin zu bekämpfen hatten. Er mußte sich sagen lassen, daß „durch eine Reihe von leichtsinnig herbeigeführten Kriegen“ die Monarchie in ihren Grundfesten erschüttert wurde, eine Gesundung des Staates im Innern „mehr wert wäre als die bedeutendste Allianz“, dann, „daß der Kaiser durch die Schwäche, Unentschlossenheit und schwankende Haltung seiner inneren und äußeren Operationen“, die man der Majestät selbst zuzuschreiben anfangte, „an der allgemeinen Liebe und Zuneigung merklich verloren“ habe, und sicher zu besorgen sei, „daß Allerhöchstdieselbe, wenn nicht bald Besserungen folgen werden, noch immer mehr verlieren werden“! Und nicht zuletzt verlangte der Bruder „Besserungen“, also Veränderungen, wo er doch wissen mußte, daß der Monarch zähe am Alten hing! — nicht bloß aus einer angeborenen Bewegungslosigkeit, die schon seinen Erziehern unangenehm aufgefallen war, sondern aus innerster Überzeugung. Hatten die großen Reformen Kaiser Josefs II. nicht überall Unzufriedenheit hervorgerufen und die Monarchie in allen ihren Grundlagen erschüttert, revolutionäre Bewegungen erzeugt? Und hatte nicht die Regierung Ludwigs XVI. ebenfalls mit Reformen begonnen?

Das beiläufig mögen die Gedanken gewesen sein, die den Kaiser erfaßten, als ihm der Inhalt der „Ernstlichen Betrachtungen“ bekannt geworden war. Er konnte sich auch zur Beruhigung sagen, daß der brüderliche Mahner und Warner die Dinge allzu schwarz gesehen habe — in seinem krankhaften Zustand.

In der Tat war Erzherzog Karl gerade damals ernstlich er-

krankt. Er hatte sich bei der rastlosen Reformtätigkeit als Kriegsminister zweifellos überarbeitet und wurde wiederum von seinem alten Übel heftiger denn je heimgesucht. Am 20. Juli 1802 wurde er sogar mit den Sterbesakramenten versehen. Die Lebensgefahr ging vorüber, aber am 1. Oktober, also gerade in dem Monat, da Karl seine Denkschrift verfaßte, richtet sein Leibarzt Dr. Hoser an das kaiserliche Kabinett die Bitte um Entsendung eines Vertrauensmannes, damit er diesem mündlich alle jene Aufklärungen machen könne, „die auf die gegenwärtige Beschaffenheit und die möglichen Folgen dieses für die künftige Geistesintegrität Seiner Königlichen Hoheit so bedenklichen Zustandes Bezug haben“.

Die Öffentlichkeit freilich wird von diesem bedenklichen Geisteszustand nichts erfahren haben; sie sah nur, wie der kaiserliche Prinz in diesen Tagen seiner schweren Krankheit Gegenstand allgemeiner Teilnahme war. Vor dem Gebäude des Kriegsministeriums am Hof drängte man sich, um die neuesten Bulletins zu erfahren. Auch im Ausland herrschte das größte Interesse und die Berichte der Gesandten und Agenten der fremden Mächte waren voll von Nachrichten über sein Befinden. Eine nahe Verwandte Josephinens, der Gemahlin Napoleons, ließ dem Erzherzog ein Arzneimittel zugehen, von dessen Verwendung sie sich den besten Erfolg versprach. Doch gerade diese neuerlichen Zeichen der ungeheuren Popularität Karls mußten den Kaiserhof nachdenklich stimmen, denn die hier öffentlich bekundete Verehrung für den Prinzen gab naturgemäß seinen Vorstellungen ein erhöhtes Gewicht. Aber seine Gegner hatten es bei der Natur des Monarchen nur zu leicht, die Reformarbeit des Kriegsministers als „Nachäffung des französischen Systems“ und den unermüdlichen Anwalt zeitgemäßer staatlicher Reformen als „Freimaurer“ und „Franzosenfreund“ zu verdächtigen.

Es war auch keine Zeit für solche Reformen, weil eine ansehnliche Partei am Kaiserhofe wiederum zum Kriege drängte.

In England hatte sich gegen den mit Napoleon geschlossenen Frieden von Amiens ein Sturm erhoben, die britische Regierung sieht sich wieder nach Bundesgenossen um und findet glücklich einen beredten Fürsprecher in der Person des Schlesiers Friedrich Gentz, ehemaligen preußischen Kriegsrats, der seit Juli 1802 im Dienste der Wiener Staatskanzlei stand und neben seinen Bezügen eines Hofrats eine englische Pension von 800 Pfund Sterling bezog, dafür aber eifrigst für die Interessen Großbritanniens arbeitete. Der ebenso geistreiche wie gesinnungslose Publizist, der eine lebendige Illustration zu der Klage Karls über die „Venalität“ der Staatsbeamten darstellte, war bald die eigentliche Seele der neuen Kriegspartei. Diese erfuhr noch eine wesentliche Stärkung, als seit dem Herbst 1803 auch Rußland um ein Bündnis gegen Frankreich warb.

In dieser Situation, da man wieder auf den Bruch mit Frankreich hinarbeitete, hielt sich Karl verpflichtet, abermals seine Stimme für den Frieden zu erheben. Niemand erkannte klarer die selbstsüchtigen Absichten der beiden Staaten, die sich bemühten, Österreich in einen neuen Konflikt zu ziehen. England sucht, so führt er in seiner Denkschrift vom 23. April 1804 mit allem Nachdruck aus, „Österreich in einen Krieg zu verwickeln, um ohne Furcht vor Frankreichs Kontinentalmacht seine eigene Präponderanz zur See geltend machen zu können“, und Rußlands Interesse gebietet, „Österreich in gänzliche Ohnmacht zu versetzen, um seiner Zeit die Staaten der Pforte ohne Hindernis und ohne Teilnehmer verschlingen zu können“. Mit wahren Prophetenblick sieht er voraus, daß Rußland sich im gegebenen Augenblick vom Kampf zurückziehen werde, abgesehen davon, daß seine Truppen wahrscheinlich wieder zu spät eingreifen würden. Ebensovienig Gewicht sei auf die englische Unterstützung zu legen. Der einzige Staat, der wesentliche und rasche Waffenhilfe leisten könnte, wäre Preußen, und mit ihm sollte man sich verbinden.

Doch warum, so fragt Karl, will man überhaupt wieder den Krieg mit Frankreich? Alles spräche vielmehr für eine Annäherung und Allianz der beiden Staaten. Und hier brachte der Erzherzog nur die Anschauung zum Ausdruck, wie sie damals, um die Jahrhundertwende, in den weitesten Kreisen Deutschlands, namentlich in den See- und Handelsstädten wie bei den Gebildeten, gegen das „übermütige Albion“ herrschte, das nach Friedrich Schillers Worten die „Polypenarme“ seiner Handelsflotten ausstreckte und das „Reich der freien Amphitrite“ schließen wollte wie sein eigenes Haus. Der Dichter Wieland schrieb an Johannes Müller: „Friede auf dem festen Land und Demütigung der übermütigen Insulaner, die uns ihr ‚Rule Britannia‘ so trotzig in die Ohren schallen lassen und durch ihre angemessene Ober- und Alleinherrschaft über den Ozean eine unendlich drückendere und verderblichere Universalmonarchie als die, so wir von Napoleon zu befürchten haben, nicht bloß androhen, sondern wirklich ausüben, ist meiner innersten Überzeugung nach das angelegenste und dringendste, wofür sich alle Wünsche und wozu sich alle Kräfte vereinigen sollten.“ Und der Königsberger Philosoph bezeichnete England empört als die „verderblichste, gewaltsamste, herrschsüchtigste und kriegserregendste“ Nation. Napoleon, der alles daran setzte, seinen erklärten „Todfeind“ zu vernichten, wollte sicherlich den Krieg mit Österreich vermeiden, aber ihm blieb die Stimmung am Wiener Kaiserhofe nicht verborgen, weshalb er sich vorsehen mußte.

Gerade das Frühjahr 1804, als Karl vor dem Kriege warnte, brachte eine gute Gelegenheit, die von ihm gewünschte Annäherung an Frankreich zu verwirklichen. Der Erste Konsul hatte sich zum Kaiser der Franzosen erklären lassen, worauf am 18. Mai in der Notre-Dame-Kirche zu Paris die feierliche Krönung durch den Papst erfolgte. Wäre Kaiser Franz einer vernünftigen Überlegung fähig gewesen, so hätte er die Wiederbegründung der monarchischen Staatsform in Frankreich

an Stelle der republikanischen nur begrüßen müssen. Und so faßte es auch der neue Leiter der Wiener Staatskanzlei, Graf Ludwig Cobenzl auf, wenn er in seinem Vortrag an den Kaiser die französische Erbmonarchie als den „Endpunkt des von Eurer Majestät durch zehn Jahre mit so vieler Anstrengung und Aufopferung geführten Krieges auf immer fest^z und sicher^z gestellt“ bezeichnete. Ja, man erzählte sich in Wien sogar eine Äußerung des Ministers: „Napoleon sei ein Kollege für die Monarchen Europas, dessen sie sich nicht zu schämen brauchen“.

Von diesem realpolitischen Gesichtspunkt aus sah auch Karl die französische Kaiserwürde an. Er befürwortete daher ihre ungesäumte Anerkennung. „Eine längere Zögerung in der Sache“, so schreibt er am 1. Juni 1804 seinem kaiserlichen Bruder, „würde Österreich in die größte Verlegenheit setzen.“ Schließlich mußte man sie ja doch, wenn Napoleon Österreich, wie das mit Bestimmtheit zu erwarten sei, unter Druck setze, anerkennen. „Hier ist die Gelegenheit, die vielleicht nie so wiederkommt, sich mit Frankreich auf einen besseren Fuß zu setzen, dadurch an den Angelegenheiten Europas einen entscheidenden Anteil zu gewinnen, den man isoliert durch eigenes Gewicht nicht erringen kann...“ Man möge also die Anerkennung aufs schleunigste vollziehen und in der verbindlichsten Weise die Äußerung beifügen, „daß man von der nun konsolidierten Macht des neuen Kaisers eben die standhafte Erhaltung des Friedens und der guten Harmonie sich verspreche, welche so lange zwischen Österreich und den französischen Monarchen geherrscht habe und deren Unterbrechung bloß eine Folge der zerrütteten Lage der Dinge in Frankreich und der durch wütende Faktionen untergrabenen inneren Ruhe gewesen“.

Es war ein großartiger Rat! Napoleon bedurfte, wenn er seinen Plan der Vernichtung Englands zur Ausführung bringen wollte, einer Rückendeckung gegen Rußland, dessen Be-

herrscher sich bisher als unentwegter Feind gezeigt hatte. Durch Verhandlungen hätte sich in der Tat für Österreich die Möglichkeit ergeben, wenn schon nicht die italienischen Besitzungen zurückzubekommen, so doch, seiner vom Prinzen Eugen gewiesenen Bestimmung gemäß, nach dem Osten hin sich auszudehnen oder wenigstens Einfluß zu gewinnen. Was hatte die habsburgische Monarchie als Englands Festlandsdegen bisher erreicht? Nur Verluste, die, wie die Erfahrung lehrte, immer schwerer werden mußten. Schon hatte sie auch im Reich nahezu vollständig ihre Position verloren, während Preußen nach seiner Verständigung mit Frankreich im Baseler Frieden dort ganz anders dastand! Preußen gewinnt, wie der Erzherzog dem Kaiser in einer Denkschrift vom 3. August 1802 mit wahren Seherblick auseinandersetzte, „eine immer gefährlichere Übermacht und scheint uns zuletzt ganz aus dem Reich verdrängen zu wollen... Es dominiert über das ganze nördliche Deutschland und drang beständig auf allgemeine und unbedingte Säkularisationen, weil dieselben unseren Anhang vernichten, die Reichsverfassung und die Kaiserwürde untergraben oder dieselbe mit der Zeit sogar unserem Hause entreißen können.“ Österreich hätte jedenfalls durch die Erhaltung des Friedens Zeit gewonnen, endlich sich von den langen schweren Kriegen zu erholen, vor allem seine so schwer erschütterten Finanzen in Ordnung zu bringen.

„Anleihen“, so schreibt Karl am 3. März 1804 seinem kaiserlichen Bruder, „wird dieser Staat, dessen Kredit so tief steht, nicht wohl finden, wenn durch den Ausbruch des Krieges seine Passiva sich in fürchterlicher Proportion mehren und die Quellen, die Anstalten zur Verbesserung, so sehr sich mindern. Wollte man die Bankozettel, ohne ein Ziel abzusehen, vermehren, so ist der gänzliche Unwert dieser Papiere, ein völliger Staatsbankerott unvermeidlich; dem Staate werden auf einen Schlag alle Ressourcen abgeschnitten. Subsidien oder eigentliche Anleihen von England können diese Lage der Dinge

nicht ändern... Dann ist nicht zu vergessen, daß England während des letzten Krieges nicht eben sehr liberal gehandelt hat. Vergleiche man die Geschichte und die Details dieser Subsidien. Der Herr Staatsminister Graf Kollowrat erklärte sie als ein wahres Wuchergeschäft in seiner Abstimmung über den Finanzausweis pro Anno 1802. Auch ist hier der Umstand nicht ganz zu übergehen — wie man diesseits auch nicht ohne Grund besorgen dürfte —, daß England mit der Zeit, nämlich selbst im Laufe des Krieges, statt der baren Auszahlung die älteren Schulden Österreichs in Aufrechnung brächte.“

Und waren die Finanzen wieder auf eine gesunde Grundlage gebracht, dann konnte man sich auch eine wirklich schlagfertige Armee schaffen, an der es bisher gefehlt hatte. Auf eine solche aber kam es nach Karls innerster Überzeugung in erster Linie an, denn gleich Friedrich dem Großen hielt er nicht zu viel von den von Seite der Wiener Staatskanzlei so hoch bewerteten Allianzen. Nicht zuletzt stand ja Frankreichs Übergewicht doch nur auf zwei Augen, und das Leben Napoleons war beständigen Angriffen von jakobinischer wie von royalistischer Seite ausgesetzt. Gerade der furchtbare Anschlag in der Rue Nicaise vom Christtag 1800, als Napoleon zur Oper fuhr, um Haydns „Schöpfung“ anzuhören, und die in der jüngsten Zeit entdeckte Verschwörung Pichegrus waren dafür ein deutlicher Fingerzeig!

Allein für solche kluge Erwägungen waren der Kaiser und seine Ratgeber keineswegs zugänglich. Napoléon blieb in seinen Augen der Sohn der Revolution auch im Kaiserornat; er konnte nicht das legitime Königshaus der Bourbonen ersetzen, wenn auch das Haus Habsburg im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte von ihnen nicht viel Gutes erfahren hatte. Karls Rat wurde nicht befolgt, man verhandelte erst die längste Zeit, um schließlich am 7. August, als der neue Kaiser, bereits ungeduldig geworden, dem Wiener Hofe ein Ultimatum bis

zum 15. August gestellt hatte, die Anerkennung auszusprechen, und man zog die Sache deshalb so in die Länge, weil Kaiser Franz darauf bedacht war, den Schritt Napoleons mit einem geeigneten Gegenschritt zu beantworten. Am 11. August erklärte sich Franz aus eigener Machtvollkommenheit zum erblichen „Kaiser von Österreich“ und tat damit „nach reiflichster Erwägung“ das Dümme, was er tun konnte, weil er damit schon andeutete, daß er mit dem Verlust der deutschen Kaiserwürde rechnete und sich daher um einen entsprechenden Ersatz umgesehen habe, also Napoleon förmlich die Nase darauf stieß, was der französische Imperator demnächst zu machen habe. Und nebenbei beging Kaiser Franz einen eklatanten Bruch der Reichsverfassung, so daß er selbst die Hand an die Zertrümmerung des tausendjährigen Reiches legte.

Die von Karl erhoffte Annäherung an Frankreich kam also nicht, statt dessen trieb man wieder dem Kriege zu, den Österreich an der Seite Englands, Rußlands und Schwedens führen wollte. Wie zum Hohn hatte der Erzherzog, der so eindringlich zum Frieden mahnte, weil man zum Krieg in keiner Weise gerüstet war, einen Operationsplan auszuarbeiten. Er kam der Aufforderung nach, wies aber noch einmal auf die Unzuverlässigkeit des englischen und des russischen Verbündeten hin und betonte die Unmöglichkeit, das österreichische Heer vor Ablauf von sechs Monaten schlagfertig bereitzustellen. Tatsächlich betrug der Präsenzstand kaum 40.000 Mann, war ein großer Teil der Kavallerie und auch die Artillerie ohne Pferde.

Indes, alles das machte auf den Kaiser keinerlei Eindruck — denn, wie der spätere Feldmarschall Fürst Karl Schwarzenberg richtig sagte, „das ganze Ministerium wünschte den Krieg: die Staatskanzlei, weil sie in ihrer Geistesarmut keinen Ausweg mehr kannte; die Finanzen, weil sie es bequemer fanden, auf einen Deus ex machina zu hoffen, und die Hofkanzlei, weil ihr Chef dadurch hoffte und dachte, dem Monarchen gefällig zu sein“.



Aus dem Kampf in Aspern, 1809
Tuschzeichnung von Weingarten (Albertina, Wien)



Zerstörung der Donaubrücke bei Kaiserebersdorf durch brennende Flöße, 22. Mai 1809
Kolorierte Aquatinta von V. Grüner nach Hauptmann Viehbeck (Heeresmuseum Wien)

Die Kriegspartei hatte auch schon einen General zur Hand, der, um dem Kaiser so „gefällig“ zu sein, sich bereiterklärte, hinter dem Rücken des Feldmarschalls einen anderen Feldzugsplan zu entwerfen. Dieser Deus ex machina, der schon binnen zwei Monaten eine operationsfähige Armee auf die Beine bringen zu können meinte, war der Feldmarschalleutnant Karl Freiherr von Mack. Er hatte zwar in dem so unglücklich verlaufenen Feldzug des Jahres 1794, dem der Monarch persönlich beigewohnt, gründlich versagt und ebenso fünf Jahre später in Neapel. Doch da Unfähigkeit für Kaiser Franz kein Hindernis, sondern eher eine Empfehlung bedeutete, die Hauptsache ihm immer Willfährigkeit und Gehorsam war und Mack diese so lobenswerten Eigenschaften damit, daß er sich von den Gegnern des Erzherzogs gegen diesen, den Kriegsminister, ausspielen ließ, zur Genüge bewiesen hatte, war er der richtige Mann! Im Auftrag des Kaisers arbeitete er im Dezember 1804 seine „Freymüthige Betrachtungen über den alten und neuen Hofkriegsrath“ aus, worin die von Karl vollzogene Umgestaltung der obersten Kriegsbehörde einer im höchsten Grade abfälligen Kritik unterzogen wird. Und es dauerte nicht lange, so war der alte Hofkriegsrat, den Karl beseitigt hatte, wiederhergestellt. Präsident desselben wurde Feldzeugmeister Graf Maximilian Baillet de Latour.

In einem Schreiben vom 7. März 1805 forderte der Kaiser von seinem Bruder nichts Geringeres als „daß Du Dir gar keine Autorität über selben (den Hofkriegsrat), noch einen Teil der militärischen Geschäfte zur Schlichtung des Kriegsministeriums vorbehaltest, daß keine Berichte vom Hofkriegsrat an das Kriegsministerium oder Dich, noch Befehle von selbem oder Dir an erster Stelle mehr gelangen, sondern gesammte Berichte, Vorträge und Protokolle des Hofkriegsrates in Hinkunft an Mich heraufgegeben werden“.

Karl war somit aus seiner für das gesamte Kriegswesen verantwortlichen Stellung hinausgedrängt worden. Und nicht ge-

nug damit — er mußte zusehen, wie der phantasievolle Mack ein auf ganz unmöglichen Voraussetzungen aufgebautes Gutachten, das alles in rosigstem Licht erscheinen ließ, dem Kaiser vorlegte. Aber was konnte er dagegen tun? Der Monarch war ganz entzückt davon, endlich einen Mann, „der voll Expediens ist“, gefunden zu haben. Mack wurde am 22. April 1805 an Stelle des Generals Duka zum Generalquartiermeister ernannt und der Erzherzog fügte sich. Sicherlich dachte er in dieser Zeit, da ihm wieder die ärgsten Kränkungen zugefügt wurden, abermals daran, sich ins Privatleben zurückzuziehen, hielt ihn aber das Gefühl, daß er vielleicht doch seinem Vaterland nützlich sein, er das Ärgste verhüten könne, von einem solchen Entschluß zurück.

Cobenzl und Mack leiteten nun die Vorbereitungen zum Krieg, der nicht mehr lange auf sich warten lassen konnte, als Österreich dem englisch-russischen Bündnis beitrug. Wie eine Demonstration erschien es, daß gerade an diesem Tage, dem 7. Juli, da der Beitritt erfolgte, in Wien der „Bäckerrummel“ seinen Anfang nahm, um bald einen sehr bedrohlichen Umfang anzunehmen. Fabrikarbeiter, Lehrburschen und Tagelöhner gaben ihrem Unwillen über ihr Elend auf gewaltsame Weise Ausdruck und plünderten Bäckerladen, wobei ihnen auch andere Volksschichten zu Tausenden Beifall zollten. Erzherzog Karl, sein Bruder Johann und der Präsident der Landesregierung begaben sich auf den Schauplatz der Ausschreitungen, um beruhigend einzuwirken, aber die Menge beschimpfte den Regierungspräsidenten. Es mußten zur Bewältigung des Aufstandes mehr als tausend Mann Infanterie und Kavallerie eingesetzt werden, die von der Waffe Gebrauch machten. Etwa vierhundert Personen wurden dabei verhaftet, von denen man die meisten zum Militär steckte.

Der Kaiser hatte schon am 9. Juli zur Erzielung „erspiegelnder Beispiele“ die rascheste Untersuchung des Aufruhrs angeordnet, die natürlich auf nichts anderes als auf eine Bestrafung

der Unruhestifter hinauslief, womit die Sache für den Kaiser abgetan erschien. Wäre er auf die tieferen Ursachen eingegangen, so hätte es ihm zu denken geben müssen, daß die unter den kleinen Leuten herrschende Notlage oft schon zu solchen Ausbrüchen geführt hatte. Schon im Mai 1791 hatten sich vor der Hofburg an die fünfhundert „Fratschelweiber“ versammelt, um ihrem Unmut über die Teuerung Luft zu machen. Franz, damals noch Kronprinz, ging „bei einem anderen Eingang“ in die Burg, aber damit war die Ursache der Verzweigung nicht beseitigt. Im nächsten Jahre, im Oktober 1792, waren es vierhundert brotlos gewordene Weber, die sich an den Kaiser hilfesuchend wandten. Daß alle diese Vorgänge mit den enorm gesteigerten Kriegslasten, dem Anschwellen des Papiergeldes und nicht zuletzt der mangelnden Fürsorge für den vierten Stand im Zusammenhang standen, war klar. Nicht umsonst hatte daher Karl schon in einer Denkschrift aus dem Jahre 1795, wo er für die Vervollkommnung der Landwirtschaft eintrat, warnend gesagt: „Ein Symptom des Stillstandes ist der kärgliche Unterhalt des arbeitenden Armen, leidet er Not, so geht der Staat zurück.“ Sein kaiserlicher Bruder aber glaubte genug getan zu haben, wenn er scharfe Befehle an die Behörden ausgehen ließ, worin unter Androhung schwerster Strafen eine strenge Untersuchung angeordnet wurde, durch welche Maßnahmen aber dem Elend in keiner Weise gesteuert werden konnte. Im übrigen war er überzeugt, daß das Volk, an sich gut, wenn es randalierte, durch „jakobinische“ Einflüsse verhetzt sei. Da nun sein Kampf gegen die Revolution gerichtet war, so erschien ihm der Sturm auf die Bäckerladen eher als eine Ermutigung als eine Warnung, gegen Frankreich wieder in den Krieg zu treten.

Es wiederholte sich nun das alte Spiel: Österreich rüstet, Napoleon fordert Abrüstung, und als sie nicht erfolgte, erklärt er — am 23. September — den Krieg.

FELDZUG 1805

Kaiser Franz übernahm diesmal allerhöchst selbst die Leitung über die gesamte Kriegsmacht. In Italien ließ er sich durch Erzherzog Karl, in Deutschland durch Erzherzog-Ferdinand von Este vertreten. In Wirklichkeit führte hier General Mack den Oberbefehl — sicherlich zur großen Freude Napoleons, der ihn vor Jahren näher kennengelernt und über ihn das vernichtende Urteil gefällt hatte: „Mack ist einer der mittelmäßigsten Menschen, die ich in meinem Leben gesehen habe. Voll Eigendünkel und voll Eitelkeit hält er sich zu allem fähig. Es wäre zu wünschen, daß er eines Tages gegen einen unserer Generale geschickt würde — er würde schöne Dinge sehen. Er ist übermütig, und das sagt alles. Gewiß, er ist einer der untauglichsten Menschen, die es gibt. Und dazu kommt noch, daß er Unglück hat.“

Sicherlich war es kein Glück für Mack, der die Absicht hatte, rasch gegen Frankreich vorzudringen, daß Napoleon mit einer glänzend gerüsteten Armee in der Stärke von fast 200.000 Mann blitzschnell gegen ihn, als er mit seinen nicht einmal halb so starken, mangelhaft ausgebildeten Streitkräften an der Iller stand, sich warf. Mack befand sich, wie er selber später gestand, in einem „kompletten Traum“; er sah in dem Anmarsch des Feindes eine „retrograde Bewegung“, bildete sich ein, daß er Napoleon verfolge, während die österreichische Armee umzingelt und am 20. Oktober bei Ulm zur schmachlichsten Kapitulation gezwungen wurde.

Die Nachricht von der Vernichtung der Donauarmee kam dem Erzherzog nicht unerwartet, denn er hatte schon seit

Jahren Mack für einen ausgesprochenen „Narren“ gehalten — nur die Größe der Katastrophe konnte ihn vielleicht überraschen. Der Zusammenbruch Macks brachte aber auch Karl in eine üble Lage. Trotzdem gelang es ihm, den Marschall Massena in der dreitägigen blutigen Schlacht von Caldiero, am 29., 30. und 31. Oktober, so zu schlagen, daß er den Rückzug in aller Ordnung antreten konnte. Doch war es unmöglich, Wien noch vor Napoleon zu erreichen, der die kaiserliche Residenz am 13. November besetzte. Kaiser Franz war indessen mit dem Zaren Alexander in Olmütz zusammengetroffen. Es lag nahe, die Ankunft Erzherzog Karls mit seinen 80.000 Mann und weitere Verstärkungen abzuwarten. Doch der jugendliche Zar drängte zum Losschlagen, es kam am 2. Dezember bei Austerlitz zu der sogenannten „Drei-Kaiser-Schlacht“, die zu einer vollständigen Niederlage der Verbündeten führte. Kaiser Franz, gänzlich entmutigt, mußte um einen Waffenstillstand bitten, der vier Tage später zustande kam.

Erzherzog Karl, auf seinem Rückzug in Ödenburg angelangt, erhielt hier am 18. Dezember ein Handschreiben seines kaiserlichen Bruders, das ihn zu einer Zusammenkunft einlud, „damit Ich mit Dir über Unsere Lage und dasjenige, was ferners zu veranlassen wäre, verabreden möge“. Karl reiste sofort in das kaiserliche Lager zu Holitsch, wo er am 20. eintraf. Allein seine Erwartung, Franz werde mit ihm Dinge von höchster Wichtigkeit besprechen, wurde grausam enttäuscht. „Ich fand hier einen wahren babylonischen Turm“, so berichtet er seinem Pflegevater Albert, „alle Welt gibt Ratschläge, befiehlt, verfügt, ordnet an — aber alle tun und machen nichts als Dummheiten...“ Nur „Narren und Schufte“ dirigieren. „Es ist unmöglich, daß es noch schlechter geht. Ich verzweifle völlig an der Rettung der Monarchie, aber ich werde wenigstens den Zusammenbruch der Monarchie verzögert haben.“

Er wendet sich deshalb schriftlich an seinen Bruder, um

den in einem unglücklichen Fatalismus befangenen Kaiser in dieser kritischen Stunde der Monarchie zu bewegen, bei den bereits eingeleiteten Friedensverhandlungen statt der beim Volke „verrufenen“ Ratgeber sich der richtigen Männer zu bedienen, ihm zugleich seine guten Dienste anzubieten.

Dieses Schreiben Karls vom 22. Dezember stellt ein schönes Zeugnis für Karls hohe Denkungsart und reine Vaterlandsliebe aus. „Als Du die Gnade hattest“, so heißt es da, „mich zu Dir zu berufen, eilte ich in der frohen Zuversicht hieher, daß der Augenblick gekommen sei, in welchem Du große Dienste von mir erwarten könntest und in welchem ich allein sie Dir leisten könne. Diese Zuversicht liegt in meinem Herzen: traurige Erfahrungen haben sie erweckt, Selbstgefühl und eigenes gerechtes Zutrauen in meine anspruchslose Anhänglichkeit als Untertan, so wie in meine innige Bruderliebe haben sie bestärkt. Du kannst diese Ergießung meiner Empfindungen nicht verkennen und kein fremder Hauch kann und soll sie vergiften, denn ich rede zu Deinem Herzen!

Die Monarchie ist erschüttert, alle Bestandteile sind aus ihren Fugen gerissen, Verwirrung ist an die Stelle der Ordnung getreten, die Grundpfeiler drohen ihrem Einsturz, wenn der Geist der Vorsehung nicht über Dir waltet und Deine Entschlüsse leitet.

Der Friede allein, so notwendig, so unentbehrlich er dem Staate ist, wird die tödlichen Wunden nicht heilen, die ihm unwürdige Männer versetzten. Noch macht die Stimme des Volkes einen Unterschied zwischen den wohlmeinenden Absichten seines Monarchen und seiner verrufenen Ratgeber, aber bald wird es bloß mehr empfänglich sein für seinen zerrütteten Wohlstand, für die blutigen Opfer des Krieges und für seine unausbleiblichen schrecklichen Folgen! Dann schwindet auch dieses letzte Aussöhnungsmittel zwischen dem Souverän und seinem Volke, und beide stürzen in den nämlichen Abgrund. Auch in diesen werde ich Dir folgen, wenn

es das Schicksal so beschlossen hat, aber bevor wir dem Untergang unseres Hauses mit einer unglücklichen Ergebung zueilen, mußt Du der Stimme des Bruders und Deines ersten Dieners Dein Gehör nicht verschließen. In meinem Willen liegt die Kraft zu unserer allgemeinen Rettung, in Deinem Herzen muß die Überzeugung wohnen, daß Du nur von mir das Anerbieten annehmen kannst, Dein erster Ratgeber und das Organ Deiner Entschlüsse zu sein.

Du bist in Deinem Innersten gewiß überzeugt, daß die Friedensverhandlungen nicht den Weg gehen, den sie gehen sollten; die Verhandlungen werden in die Länge gezogen, neue Forderungen folgen auf bereits zugestandene, die ränkevollste Politik liegt im Streite mit der unbefangenen Un- erfahrenheit, das Volk wird ausgeplündert, sein ruhiger Charakter aufgereizt, seine Stimmung auf lange Jahre verdorben. Aber wer sind die Männer, die dieses wichtige Geschäft leiten! Ein einziger wäre vielleicht der Arglist unserer Feinde gewachsen, und dieser hat Mittel gefunden, sich auf eine Art zurückzuziehen, wie es jeder ehrliche Mann tun wird, wenn er fühlt, daß seine Kräfte gelähmt und seine Aufopferungen fruchtlos werden. Dieser einzige ist Graf Stadion.

Könntest Du mich geeignet finden, durch eine zuvorkommende Unterredung mit Bonaparte den ersten Versuch einer günstigen Vermittlung zu wagen, vielleicht würde wenigstens der beschleunigte Abschluß der Unterhandlungen die erste Wohltat für Deine nach Erlösung seufzenden Völker sein. Aber diesem Schritte müßte ein anderer vorgehen, der allein das verlorene Zutrauen wieder herstellen, Deine lauterer Absichten in den Augen der Welt, Deiner Feinde und Deines Volkes rechtfertigen und das Gehässige der erlittenen Drangsale ganz auf jene Schultern laden würde, die ohnehin den Fluch der Monarchie mit vollem Rechte auf sich gezogen haben.

Die Entfernung des Grafen Cobenzl, Lambertis, Collen-

bachs und Stahls muß das stillschweigende Manifest sein, mit welchem Du die gefährlichen Einstreuungen Deiner öffentlichen und heimlichen Feinde widerlegen kannst, sie muß die Gewährleistung meiner Unterhandlungen mit Bonaparte werden, sie muß die Sicherheit meiner Vollmachten verbürgen, sie muß der Schutzbrief sein, mit welchem Du zum Heil Deines Volkes Deinen Einzug in die Residenz verherrlichst. Menschen, die jetzt zwischen Furcht, Hoffnung, Hang zur Neuerung, Verführung und Rechtschaffenheit schwanken, werden sich an Dich anschließen und die Hand ihres gerechten und gnädigen Monarchen segnen! Viel, sehr viel wird nach geschlossenem Frieden Dir zu tun übrig bleiben! Möchtest Du mir jenes Zutrauen schenken, das Du so oft an Männer verschwendet hast, die Deine Gnade mißbrauchten! Möchtest Du Dich überzeugen, daß in der Monarchie niemand mehr Ursache haben kann, Dir mit reinerer Hingebung zu dienen als ich! Möchtest Du Dich ewig erinnern, daß ich keinen anderen Anspruch kenne als den auf die Erhaltung des Staates, auf das ungestörte Glück Deiner geheiligten Person, auf den Schutz des Thrones und auf die Bruderliebe meines Souveräns.“

Das herzliche Schreiben Karls hatte den Erfolg, daß der Kaiser nach einigem Zögern einen Ministerwechsel vornahm, was er allerdings auch so getan hätte, um die Schuld an dem katastrophalen Zusammenbruch im letzten Feldzug auf andere, die ihn, den absoluten Herrscher von Gottes Gnaden, schlecht beraten, abwälzen zu können. Graf Ludwig Cobenzl wurde durch den Grafen Philipp Stadion, auf den der Erzherzog mit solchem Nachdruck hingewiesen hatte, ersetzt und mit ihm, dem Sprossen eines reichsritterlichen Adelsgeschlechts, ein Mann gewonnen, der im wahrsten Sinne des Wortes ein „reichspatriotischer“, deutscher Staatsmann von gründlicher Bildung und lauterem Charakter war. Auch der alte Kabinettsminister Graf Colleredo, des Kaisers Erzieher, wurde geopfert,

und zwar in äußerst ungnädiger Form, was sicherlich nicht in Karls Absicht liegen konnte. Cobenzls rechte Hand, Staatsrat Stahl, schied ebenfalls aus. Staatsrat Collenbach entging seiner Verabschiedung durch einen Schlaganfall. Nicht zuletzt gab der Kaiser seinen Generaladjutanten Lamberti preis. An dessen Stelle trat aber ein viel Schlimmerer — Oberst Kutschera, dessen ganze Fähigkeit, wie man sagte, darin bestand, „sich gemein und dumm zu stellen“. Karl war auch nichts weniger als entzückt über diesen Tausch. Man hat jetzt ein „neues Reptil, das viel Böses macht — das ist Kutschera, ohne Begabung, ein Jesuit, der sich gut nach den Personen, mit denen er es zu tun hat, zu richten versteht“... Die ganze Armee beklage sich über ihn, der durch seine Feigheit und Intrigen berüchtigt sei. Im Felde stand er nie, aber er tat sich bei den „Adamitenbällen“ hervor und spielte im Quartett des Kaisers.

Allein Karls Angebot, bei den Friedensverhandlungen mitzuwirken, fand keine Berücksichtigung. Sie wurden von den beiden Unterhändlern, dem Feldmarschalleutnant Fürsten Liechtenstein und dem französischen Außenminister Talleyrand, in der Nacht vom 26. zum 27. Dezember 1805 zu Ende geführt und zeitigten das für Österreich schmerzliche Ergebnis, daß es Tirol mit Vorarlberg und Venetien verlor, somit von Deutschland und Italien abgetrennt wurde. Erst am Tage des Abschlusses, als alles vorüber war, traf der siegreiche Imperator mit Karl in einem Jagdschloß bei Stammersdorf zusammen. Über den Gegenstand ihrer längeren Unterredung ist leider nicht viel bekannt geworden. Seinem Bruder Josef schreibt der Erzherzog, er habe versuchen wollen, „ihn herunterzustimmen“, was jedoch umsonst gewesen sei. Napoleon habe immer geantwortet: „Es sei schon ausgemacht und schon unterschrieben.“ Seinem Oheim Albert berichtet Karl das gleiche, fügt aber noch hinzu, er werde ihm mündlich mehr über „die in jeder Beziehung interessante Unterredung“ mitteilen, was er schon jetzt getan hätte, wenn er sicher ge-

wesen wäre, „daß meine Briefe nicht verlorengehen oder geöffnet werden“.

In das kaiserliche Standquartier zurückgekehrt, setzt Karl seine Bemühungen, den Kaiser zu einem gründlichen Wechsel seines Systems zu bestimmen, energisch fort. In einer Denkschrift vom 4. Januar 1806 verfolgt er wieder die Taktik, die auch Prinz Eugen seinem allzusehr auf das bekannte „Mirakel“ des Hauses vertrauenden Monarchen gegenüber anwandte, indem er das Schreckgespenst einer politischen Umwälzung aufmarschieren ließ. „Ich habe mir die Pflicht auferlegt“, so heißt es da, „Eurer Majestät über die gegenwärtige Lage des Staates, über jene Ihrer Höchsteigenden Person und über die einzigen und letzten Rettungsmittel, die noch zu ergreifen übrig sind, die Sprache meiner Überzeugung zu reden. Sie kann nicht schonend sein, denn die Wahrheit verträgt keine Illusion, und ich bin es Eurer Majestät, unserem Haus, der Monarchie und meinem Gewissen schuldig, am Rande des Abgrundes vorzutreten und Eurer Majestät mit dem redlichsten, aufgeklärtesten und ergebensten Teil Ihrer Untertanen zuzurufen: Herr! Auf diesem Wege sind wir verloren!“

Innerliche Gebrechen in der Staatsverwaltung und die ihr folgenden äußeren Erschütterungen, so führt er dann mit schonungsloser Offenheit aus, „waren von jeher die untrüglichen Vorboten des nahen Umsturzes der mächtigsten Monarchie. Wenn die Geschäftsleitung Männern anvertraut ist, deren kurzer Blick unfähig ist, den Geist ihres Zeitalters zu fassen, und die ihre Verstandeskkräfte in dem trägen Umlauf einer geringfügigen Routine abstumpfen; wenn der Detailgeist das ausschließliche Verdienst des Staatsmannes ist und jede aufkeimende Idee in ihrer Geburt erstickt wird; wenn kleine Mittel an die Stelle großer Konzeptionen treten und jede öffentliche Handlung das Gepräge mißlungener Anstrengung trägt; mit einem Wort, wenn die Regierung nicht gleichen Schritt hält mit dem Geist der Zeit: so wird der beste

Monarch . . . am Ende erliegen unter der Last alltäglicher Beschäftigungen, die den Strom der Begebenheiten nicht aufhalten. Sein Volk wird seine Mühe mit Undank lohnen, weil sie ihm keine Früchte bringt. Die öffentliche Meinung wird verführt, Mangel an Zuversicht, unzeitige Begehrlichkeit, ängstliches Mißtrauen, fehlgeschlagene Erwartungen werden die Bande des Zutrauens lösen; fremder Einfluß drängt sich an das Ruder des Staates, die Gefahr naht heran, die Quellen des Wohlstandes sind vertrocknet und die Kräfte zur Rettung gelähmt! In dieser fürchterlichen Krise befindet sich Oesterreich! Euer Majestät stehen ALLEIN am Ende eines kurzen, aber schrecklichen Krieges; Ihr Land ist verwüstet, Ihre Kassen geleert, die Ehre Ihrer Waffen gekränkt, Ihr Kredit verloren, Ihr Ansehen geschmälert, der Wohlstand Ihrer Untertanen auf lange Jahre vernichtet, die Liebe Ihres Volkes in dem Gefühl seiner Leiden schwankend, ohne Alliierte — allein am Ruder, ohne Hilfe, ohne Beistand in dem Chaos einer durch allgemeine Drangsale zerrütteten Verwaltung!“

Der Kaiser benötigt also dringendst „tüchtige Männer“. Für die Leitung des Kabinetts schlägt Karl den Grafen Wrba, als Minister des Innern den Grafen Karl Zinzendorf, als Finanzminister den Grafen Rudolf Chotek und als Justizminister den Grafen Heinrich Rottenhann vor. Die Polizei sollte dem Justizministerium unterstellt werden. Denn, so fügt er mit Nachdruck hinzu, „es ist eine üble Deutung für die Untertanen, wenn die Polizei von der Gerechtigkeit abgesondert ist. Die Polizei wirkt oft näher und allgemeiner auf die ganze Masse der Bevölkerung und ihr Chef muß ein Mann wie Graf Rottenhann sein, den das Volk unfähig hält, zu den niedrigen Mitteln einer verleumderischen Ausspähung zu greifen und in die Geheimnisse der Familien zu dringen, um sich auf Kosten seiner Ehrlichkeit das Ansehen getreuer Wachsamkeit bei seinem Monarchen zu geben“.

Schließlich kommt der Erzherzog auf die Militärverwaltung zu sprechen, in der wiederum chaotische Zustände herrschten, weil die „Zentralkraft“ fehle, die Seele jeder militärischen Organisation. Er fordert daher neuerdings die Unterstellung des Hofkriegsrates, der seiner Natur nach sich nur mit der ökonomischen Kriegsverwaltung befassen könne, unter das Kriegsministerium.

Karl hatte gesprochen — wird seine Stimme Gehör finden? „Alles, was gut denkt“, so schreibt er drei Tage später seinem Bruder Josef, „sieht mit Zittern der Zukunft entgegen, so daß Graf Stadion schon im Vertrauen von Einreichung seiner Demission sprach, weil es nicht möglich sei, bei dem jetzigen Geschäftsgang dienen und nützen zu können.“

Es war schon kein gutes Zeichen, daß der Kaiser dem Bruder nicht gleich eine Antwort gab. Karl richtet daher am 10. Januar ein neues Schreiben an Franz, worin er ihm sein früheres in Erinnerung ruft und wegen seiner eigenen künftigen Stellung eine Entscheidung erbittet. „Möchten Euer Majestät“, so heißt es weiter, „niemals Ursache haben, sich von der leider allgemein laut werdenden Stimmung Ihrer Untertanen überzeugen zu müssen! Möchten Sie in den durch leichtsinnige Menschen erkaufte, erbettelte und erzwungene Fröhlichkeitsbezeugungen der Einwohner Wiens bei Ihrem Einzuge die allgemeine Trauer, das Elend und die Bestürzung Ihrer Provinzen nicht verkennen!“

Nun erhielt Karl endlich eine Antwort — aber befriedigen konnte sie ihn schwerlich. Der Versicherung der unveränderten brüderlichen Liebe folgte ein bedenklicher Nachsatz, der keinen Zweifel über den tiefen Gegensatz, der zwischen dem Kaiser und dem Erzherzog bestand, aufkommen ließ: „Wir wollen beide das Gute, in der Art, dazu zu gelangen, sind wir zum Teil verschiedener Meinung.“ Und ein solcher Zwiespalt der Ansichten bestand auch, wie ihm der Kaiser gleich andeutete, über die Karl zugedachte Stellung als Führer der Armee.

Karl soll zum Generalissimus ernannt werden, der im Krieg die Leitung der gesamten Kriegsmacht ausübt, im Frieden aber nur den Kaiser über alle militärischen Gegenstände zu beraten hat. Auch beharrte der Monarch darauf, daß der Hofkriegsrat seine Selbständigkeit als unmittelbar dem Kaiser unterstehende Hofstelle behalte. Die Sorge des auf seine Allmacht im Staate ängstlich bedachten Kaisers, der Erzherzog könnte als Generalissimus zu selbständig werden, wurde damit zu verschleiern gesucht, daß man ihm bedeutete, er werde einer ganzen Menge von Kleinigkeiten enthoben und somit entlastet.

Doch Karl blieb fest. Zum dritten Male griff er zur Feder, um seinen wohlbegründeten Standpunkt zu verteidigen. Er erklärt rundweg, zurücktreten zu müssen, falls ihm nicht die gesamte exekutive Gewalt eingeräumt werde, und scheut sich auch gar nicht, dem kaiserlichen Bruder die peinliche, aber nur zu berechnete Frage vorzulegen, wer ihn im letzten Feldzuge ins Unglück gestürzt habe, ob dieses eingetreten wäre, wenn der Kaiser ihm, dem Kriegsminister, und nicht anderen gefolgt hätte.

„Wer hat Dir Menschen aufgedrungen, die Dich ins Verderben gestürzt haben? Waren meine Vorstellungen in dem unnützen Wirkungskreis, in welchem Du mich beschränkt hast, vermögend, das Unglück von Dir abzuwenden, das Dich so schrecklich traf und dessen Wirkungen Du in der Zukunft noch schwerer empfinden wirst als in der Gegenwart? Kannst Du als gerechter Monarch von mir fordern, daß ich noch jemals wieder Deinen Schutz, das Heil Deiner Monarchie und meinen Ruf mit einer Armee auf das Spiel setze, die, sei es aus Unverstand oder aus Bosheit, gerade in dem Augenblick desorganisiert wurde, als sie wirken sollte? Kannst Du mir nach Deinen Grundsätzen von Billigkeit aufbürden, Dir in einer vielleicht nicht sehr entfernten Zeit mit Aufopferung meiner Ehre und meines Lebens wieder zu dienen, wenn Du mir die Mittel entziehst, das Schwert zu schärfen, mit dem

ich Dich schützen soll, und wenn alle Triebfedern, die mir die Hoffnung eines glücklichen Erfolges zusichern, von fremden Händen vorbereitet werden? ... Wie ist es möglich, daß Du in den letzten Zügen Deiner einst blühenden Monarchie die Quellen ihres Verderbens verkennst und Rettung verschmähst von dem, der durch die Bande des Blutes, durch eigenes Interesse, durch persönliche Anhänglichkeit, durch Treue und Gehorsam sich Dir mit anspruchsloser Ergebenheit hingibt! ... Getreu meinem Gewissen, meiner Religion und meinem heiligen Versprechen, werde ich mit Dir zugrunde gehen und Dein unglückliches Schicksal, das Dir trotz allen Vorspiegelungen leichtsinniger oder eigennütziger Menschen bevorsteht, teilen; aber wenn Dir meine Hand nicht helfen soll und darf, so soll sie keinen Teil haben an Deinem Verderben ...“

Diesmal scheint die kräftige Sprache Karls ihren Eindruck auf den Monarchen nicht verfehlt zu haben. Franz, der eben im Begriffe stand, nach dem mittlerweile erfolgten Abmarsch der Franzosen in Wien einzuziehen, lud seinen Bruder in herzlichen Worten ein, den Einzug mit ihm in einem Wagen zu halten, „damit jedermann sehe, wie Ich Dich bei Mir zu haben wünsche“.

Gewiß eine große Auszeichnung, doch Karl bat, von dieser Ehrung absehen zu wollen. „Das Volk erwartet nur Dich“, schrieb er bescheiden zurück, „und darf sich nur von Dir Trost und Hilfe versprechen; ich aber werde auf dem Platze erscheinen, wo ich bis jetzt Dein Vertrauen gerechtfertigt habe.“ Der Erzherzog meinte damit die Garnison, die am 18. Januar in die Residenz einmarschierte. Kaiser Franz hatte schon zwei Tage vorher seinen feierlichen Einzug gehalten, von der Bürgergarde geleitet, was gegen den ausgesprochenen Wunsch Karls geschah. Die Bürger lohnten die Verbeugung des Monarchen vor ihrer stark antiquierten Wehr mit einem von Karl richtig vorausgesehenen Jubel bei seinem Empfang

und Franz konnte darin gegenüber dem von seinem Bruder grau in grau gemalten Zustand der Monarchie einen erfreulichen, schmeichelhaften Beweis seiner Beliebtheit und der Güte seines Regierungssystems erblicken. Er war auch wirklich über diesen begeisterten Willkomm so gerührt, daß er zur Erinnerung für jeden 16. Januar ein Dankamt bei Sankt Stephan stiftete.

Karl hingegen fragte sich bitter: Was werden die Leute, die jetzt vor Freude die Häse sich ausschrien, etwas später sagen! Kaiser Napoleon hatte es meisterhaft verstanden, die Wiener gegen die von England bestochenen Ratgeber des Kaisers und vor allem gegen diesen selbst, der von seinem Reichtum seinen Untertanen leicht mit siebzig Millionen zu Hilfe kommen könnte, aufzuhetzen, und so konnte der Enthusiasmus bald in sein Gegenteil umschlagen! Dem geschichtskundigen Erzherzog war wohl klar, was die „Aura popularis“ zu bedeuten habe, die Gunst des Volkes, das heute hosianna! und morgen crucifige! schreie, wobei die Wiener, diese „interessante Volksmenge“, wie sie Napoleon nannte, keineswegs auszunehmen waren.

Fürs erste wurde ihm die Genugtuung zuteil, daß sein hartnäckig verteidigter Grundsatz der „Einheit in der obersten Leitung aller Teile zum gemeinschaftlichen Zwecke“ für das Kriegswesen vom Kaiser anerkannt wurde. Am 31. Januar entschied dieser, daß dem Generalissimus die höchste Gewalt über die gesamte Kriegsverwaltung und das Heer eingeräumt und auch der Hofkriegsrat unterstellt wurde. Erzherzog Johann wurde ihm an die Seite gestellt und General Graf Grüne, seit 1804 Vorstand der Kanzlei des Generalissimus, verblieb in dieser Stellung.

So hatte Karl in dem langen, erbitterten Ringen mit seinem Bruder gesiegt — er und Stadion sind nun die leitenden Männer, die in allen Fragen der großen Politik das entscheidende Wort haben. Er konnte wiederum die Arbeit auf-

nehmen, in der er durch die Kriegspartei, die Berufung Macks und den traurigen Feldzug von 1805 gestört worden war. Und es sah jetzt wirklich so aus, als ob eine neue, hoffnungsvolle Ära angebrochen wäre, denn der neue Leiter der Wiener Staatskanzlei, den er selber vorgeschlagen, war ehrlich bestrebt, der verrosteten Staatsmaschine neues Leben einzuhauchen, und hinter ihm standen die schöpferischen, im deutschen Volk verwurzelten Kräfte der Romantik.



Die Schlacht bei Aspern, 1809
Federzeichnung von J. N. Höchle (Albertina, Wien)



Der Rückzug Napoleons auf die Lobau nach der Schlacht bei Aspern

Aquatint von R. v. Alt nach einem Ölbild von J. B. Duviols

NEUE REFORMARBEIT

Es war wahrhaftig eine Riesenarbeit, vor die sich der Generalissimus gestellt sah. Der letzte Feldzug hatte alle die schweren Wunden der Heeresverwaltung von neuem aufgedeckt und durch seinen katastrophalen Ausgang den Mut der Armee gebrochen. Hier also galt es gründlich Wandel zu schaffen. Aber jeder wirklich durchgreifenden Reorganisation standen die geradezu trostlos gewordenen Staatsfinanzen entgegen, die zu einer weitestgehenden Ersparnis auf allen Gebieten des Staatswesens drängten.

Zunächst mußte mit den hohen Generalen, denen das Unglück des Krieges von 1805 zugeschrieben wurde, abgerechnet werden. Der am schwersten belastete General Mack wurde nach einem Untersuchungsverfahren, das vom 26. Februar 1806 bis zum 17. Juni 1807, also fast anderthalb Jahre währte, seiner Charge, seines Regiments und des Theresienordens verlustig erklärt und zu zwei Jahren Festungshaft verurteilt. Durch Verwendung des Erzherzogs erfuhr dann die Strafe die tunlichste Milderung, die Gemahlin erhielt eine Pension. Eine Anzahl von Generalen und Offizieren wurde teils entfernt, teils in den Ruhestand versetzt.

Nach dieser Säuberungsaktion, die dem feinfühligen Erzherzog schwer genug angekommen sein mag, setzte die eigentliche Aufbauarbeit ein. Er verfaßte wieder eine Reihe von Werken, die dem großen Zweck dienten, seine in den letzten Feldzügen gewonnenen Erfahrungen zur Heranbildung eines tüchtigen Offizierskorps zu verwerten und den stark gesunkenen Geist der Armee zu heben.

So entstanden im Laufe der zwei nächsten Jahre seine „Grundsätze der höhern Kriegs-Kunst für die Generäle der österreichischen Armee“ (1806), „Beyträge zum praktischen Unterricht im Felde für die Offiziere der österreichischen Armee“ (1806) und „Taktische Beispiele als Anhang zu den Grundsätzen der höheren Kriegs-Kunst“ (1808). Im Sommer 1807 erschienen als Frucht sorgfältigster Studien ein Abrichtungs- und Exerzierreglement und ein Dienstreglement. Unter den Männern, deren Gutachten über die stilistische Fassung des Dienstreglements eingeholt wurden, befand sich auch der im November 1805 verstorbene Dichter Friedrich Schiller — ein Beweis, wie sehr es Karl darum zu tun war, durch Schönheit der Sprache anregend zu wirken. Immer erscheint der Generalissimus bestrebt, das Ehrgefühl des Soldaten zu erwecken und zu heben. „Jede Mißhandlung, jede Gewalttätigkeit“, so heißt es im Exerzierreglement schön, „wird auf das schärfste untersagt. Brutalität ist gewöhnlich ein Beweis eigener Unwissenheit und vernichtet das Ehrgefühl, das die Seele des Soldaten sein soll . . . Die erste Bildung eines jungen Soldaten besteht darin, daß man ihm eine andere moralische Erziehung und einen wahren Begriff von dem Ehrenstande beibringe, zu dem er sich begeben hat.“ Um die hohe Bedeutung solcher Lehren zu erfassen, muß daran erinnert werden, daß zu jener Zeit und auch für Jahrzehnte hinaus das Militär als eine Art Strafanstalt angesehen wurde, in welche die schlechtesten Elemente der bürgerlichen Gesellschaft gesteckt zu werden pflegten. Und Karl schuf auch die „Österreichische Militärische Zeitung“, die vom 1. Januar 1808 angefangen erschien und den großen Zweck verfolgte, die militärwissenschaftliche Bildung zu fördern. Im Vorwort zum ersten Heft heißt es, seiner Zeit weit vorauseilend, „daß bei den Zeitgenossen und weit hinaus bei der Nachwelt immer der Staat unrecht behielt, der seine Archive später öffnet als die übrigen“.

Allein Karl ist sich wieder dessen bewußt, daß die Reform der Heeresverfassung nur im Zusammenhang mit einer gründlichen Umgestaltung der ganzen Staatsverwaltung, vor allem der obersten Zentralgewalt und des Finanzwesens, erfolgreich durchgeführt werden könne. Aus diesem Grunde wiederholt er seine Versuche, den kaiserlichen Bruder zu bewegen, das Übel an der Wurzel anzufassen.

In einer umfangreichen Denkschrift vom November 1807 unterbreitet er Franz einen regelrechten Plan zur besseren Organisierung der inneren Staatsverwaltung. Wieder regt er die Schaffung einer „Ministerialkonferenz“ als Zentralorgan an und wird dabei von Stadion unterstützt, der dem Kaiser offen zu verstehen gibt, daß die von diesem beliebte Art, „alles selbst sehen, überall selbst wirken zu wollen“, notwendig zu einer Lähmung des ganzen Staatsbetriebes führen müßte. Der Erzherzog fügte zu den Gründen, die einen „Mittelpunkt für alle höheren Geschäfte und Anliegen des Staatés“ erfordern, noch einen hinzu, der „tief in meinem Herzen ruht und den ich nur wieder in das Herz meines Bruders ergießen kann“. Und nun fährt er, auf den vom Hofe als peinliches Geheimnis behandelten, aber bereits allgemein bekannten Schwachsinn des Thronerben Ferdinand hinweisend, eindringlichst fort: „Dein Erstgeborener ist jetzt im 15. Jahre, folglich nach Hausgesetzen majorenn. Wenn Dich ein unvorhergesehenes Unglück uns entrisse, so wäre der Kronprinz Souverän von 25 Millionen Menschen. Wenn nun dieser Prinz ohne Stütze, ohne ein in die Übersicht des ganzen eingeweihtes Gremium das große Werk der Regierung beginnen sollte, wer würde ihn leiten? Die Staatsräte stehen isoliert, kennen die große Maschine nur fragmentarisch; Deine Brüder hätten vielleicht jeder andere Ansichten; Deine Minister, wie sie jetzt sind, haben beinahe nur den Namen. Bedenke, wie schwer es Dir oft wird, Dich aus dem verwickelten jetzigen Chaos herauszufinden! Beherrze, was Dein Erstgeborener ver-

mag! Deine Völker, besonders die etwas unterrichteteren, zittern bei dem Gedanken, daß Du ein Sterblicher bist! Sorge für diese guten Völker; erschaffe Deinem Sohne ein Ministerium, das ihm die schwere Last mit Übersicht des ganzen tragen helfe. Wenn Du jetzt dieses Werk nicht vollendest, wer sollte es nach Deinem Tode nur versuchen? Und selbst wenn es dann zustande käme, so wäre doch jeder an seinem Posten ein Neuling. Lebe lang für Deine Völker, aber Sorge für sie auch auf den Fall, wenn ein jähes Unglück sie in die Hände eines am Geist noch Unmündigen gäbe!“

Doch auch dieses allerdings stärkste Argument vermochte den über seine Selbstherrlichkeit eifersüchtig wachenden Kaiser, der zudem wie alle Despoten nicht gerne an seinen Tod dachte, für den Plan einer Ministerkonferenz nicht zu gewinnen. Am 6. Juli 1808 wurde das sechs Jahre vorher auf Karls Anregung gegründete Staats- und Konferenzministerium, das ohnehin schon lange nicht mehr bestand, auch formell aufgehoben und der alte Staatsrat wiederhergestellt. Und ebensowenig vermochte Karl eine Ordnung des schwer zerrütteten Finanzwesens durchzusetzen. Der Kaiser befahl wohl seinem Minister Kolowrat im Mai 1806, unverzüglich eine „Verbesserung“ des gegenwärtigen Zustandes der Finanzen an die Hand zu nehmen, allein die daraufhin eingeleiteten Konferenzen brachten kein positives Ergebnis. Es bildeten sich zwei einander schroff gegenüberstehende Parteien, die eine wollte eine Devaluierung des Papiergeldes, während die andere durch weniger radikale Mittel, wie Einschränkung der Militärausgaben und Eröffnung neuer Hilfsquellen, die Lösung des Problems herbeiführen zu können vermeinte, und so wußte der Monarch wieder nicht, was er tun sollte — tat also gar nichts.

In dieser wahrhaft verzweifelten Lage, da die Donaumonarchie noch aus allen Wunden blutete und der geruhssame Monarch jeder Umgestaltung zähen Widerstand leistete, drohte

ihr ein neuer bewaffneter Konflikt! Der kaiserliche Kommissär Marquis Ghislieri hatte am 4. März 1806 Cattaro, das nach den Bestimmungen des Preßburger Friedens an Frankreich abgetreten werden sollte, eigenmächtig dem Kommandanten eines im Adriatischen Meere kreuzenden russischen Geschwaders übergeben. Die Sache war für Österreich um so peinlicher, als Kaiser Napoleon darauf bestand, daß der Wiener Hof die Auslieferung der dalmatinischen Küstenstadt, gegebenenfalls mit Waffengewalt, von Rußland erwirke, und damit drohte, Braunau nicht, wie es im Friedensvertrag ausgemacht war, zu räumen, vielmehr auch Triest und Fiume zu besetzen, so daß die Donaumonarchie von der Adria abgeschnitten worden wäre. In Petersburg aber zeigte man nicht die geringste Lust, auf einen so wertvollen Stützpunkt zu verzichten, weil man allen Grund hatte, vor Frankreichs Plänen im Orient auf der Hut zu sein.

Österreich stand also vor der schwierigen Alternative, entweder mit Frankreich oder mit Rußland zu brechen. Der Erzherzog schwankte wohl keinen Augenblick, was hier zu tun sei. Sein Standpunkt war von Anfang an der gleiche: Dem Krieg gegen Napoleon muß so lange als es möglich ist ausgewichen werden; wenn er aber geführt werden soll, dann mit aller nur verfügbaren Kraft und im Bunde mit den europäischen Mächten. Ist man nicht wirklich gerüstet und dazu noch isoliert, dann gibt es nur — Verständigung. Sie empfahl er auch jetzt seinem kaiserlichen Bruder. „Meine innige Überzeugung“, schreibt er ihm am 29. April 1806, „entreißt mir das traurige Geständnis: Ein neuer Krieg mit Frankreich und seinen Alliierten ist das Todesurteil für die österreichische Monarchie! Die Lage unserer Grenze, die Ohnmacht unserer Verteidigung, der Ehrgeiz, die Eroberungssucht, die gereizte Rache, der Unternehmungsgeist, der ganze persönliche Charakter Napoleons, das Übergewicht seiner Truppen in der öffentlichen Meinung — ihr reeller Wert und unsere durch die De-

mütigungen aller Art herabgesunkene Kraft bestätigen leider das unglückliche Vorgefühl, das sich aller Gemüter bemeistern wird, sobald die erste Nachricht eines feindlichen Überganges über den Inn und den Isonzo Euer Majestät abermals zur Verlassung Ihrer Residenzstadt zwingt. Nicht so ganz ohne alle Rettung in seinen Folgen erscheint der Krieg mit Rußland: Galizien wäre zwar im ersten Augenblick verwüstet . . . , aber wir können die Russen schlagen, und das Erb-Kaisertum von Österreich ist dann nicht unwiederbringlich verloren.“

Auf Karls Veranlassung richtet der Kaiser am 1. Mai an Napoleon, der hier wie ein Monarch von Gottes Gnaden „Mein Bruder“ angeredet wird, ein eigenhändiges Schreiben, worin er freimütig die „unglückliche Komplikation“, die sich in Cattaro ergeben, und seinen guten Willen, die Sache zu schlichten, auseinandersetzt. In der Tat gelang es, den Zwischenfall bald aus der Welt zu schaffen, da Rußland mit Frankreich zu verhandeln begann und Cattaro räumte.

Weniger glücklich war Karl, als er bald darauf aus einem anderen Anlaß dem Kaiser einen, wie sich herausstellen sollte, ausgezeichneten Rat gab. Napoleon hatte nach der im Juli 1806 erfolgten Gründung des Rheinbundes, des „dritten Deutschland“, an Kaiser Franz die Aufforderung ergehen lassen, die deutsche Kaiserkrone niederzulegen. Sie war ja, schon lange ohne rechten Inhalt, nachdem sechzehn deutsche Fürsten, Bayern, Württemberg und Baden voran, sich unter den Schutz des Franzosenkaisers gestellt hatten, vollends wertlos geworden. An Widerstand war nicht zu denken, da Napoleon seine Truppen in Österreich hätte einmarschieren lassen. Anstatt aber, wie Karl riet, sofort auf die Krone zu verzichten, zog Franz, der keinen Funken von Deutschbewußtsein besaß, nur noch mit der Macht der Gewohnheit an ihr hing, die Abdankung hinaus und wollte sich, wie er kein Hehl daraus machte, aus ihr „möglichste Vorteile für Meine Monarchie und mein Haus“ schlagen. Doch da kam er bei Napoleon

auf den Unrechten und, unter schärfsten Druck gesetzt, sah er sich gezwungen, am 6. August der Forderung nachzukommen.

Wie man sieht, hatte Karl mit seiner politischen Formel der Annäherung an Frankreich nicht des Kaisers Beifall, und er mußte ihn um so weniger haben, als Napoleon, durch die Umstände gedrängt, aus seiner Kampfstellung gegen England heraus zwangsläufig zu jener „Eroberungsbestie“ wurde, die er sonst wohl nicht geworden wäre. Auch ihm war es zu Beginn seiner Laufbahn nur um die Fortsetzung der Außenpolitik des Konvents, die Erreichung der „natürlichen Grenzen“, Rhein, Alpen und Pyrenäen, zu tun gewesen. Als aber in der Seeschlacht von Trafalgar die französisch-spanische Flotte vernichtet worden war, sah er sich genötigt, England, das er militärisch nicht bekriegen konnte, mit wirtschaftlichen Mitteln, durch sein „Kontinentalsystem“, die Aussperrung der englischen Waren und Industrieprodukte, zu bezwingen, das heißt also: er mußte sich in den Besitz aller Küsten Europas setzen, um die Durchführung der gegen Großbritannien gerichteten Blockade bewerkstelligen zu können.

Das erste Opfer dieser in der Folge für Napoleon selber verhängnisvollen Wendung seiner Außenpolitik wurde der Staat Friedrichs des Großen, der seit dem Baseler Frieden von 1795 sich abseits vom Kampf zu halten vermochte und auch während des an Österreichs Seite geführten Krieges immer von Paris aus so etwas wie umworben war. Die rücksichtslose Vergewaltigung des Reiches, wie sie in dem besonders empörenden Vorfall der Erschießung Palms, des Verlegers der Schrift „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“, zum Ausdruck kam, ließen auch in dem weltbürgerlich gesinnten deutschen Volk eine von Jahr zu Jahr steigende nationale Stimmung aufkommen, die auch die leitenden Kreise Berlins ergriff. Diese „Kriegspartei“, die bereits im Unglücksjahr 1805 zum Losschlagen an Österreichs Seite gedrängt hatte, allen voran der Minister Freiherr vom Stein, General Blücher, Alexander

von Humboldt und nicht zuletzt Königin Luise, sie hielt nun die Zeit für gekommen, man rüstet und im Herbst 1806 bricht der Krieg mit Frankreich aus.

In der Wiener Staatskanzlei wittert man Morgenluft. Auch Graf Stadion brennt wie Stein in Preußen darauf, die Deutschland zugefügte Schmach zu tilgen, und er findet auch am Kaiserhofe wieder, freilich aus einem ganz anderen Grund, der Furcht vor der Revolution, ein nur zu geneigtes Ohr. In Böhmen wird unter dem Oberbefehl Erzherzog Karls ein starkes Korps aufgestellt, um für alle Fälle gerüstet zu sein. Doch der katastrophale Zusammenbruch des stolzen friderizianischen Heeres bei Jena im Oktober bereitet allen Hoffnungen ein jähes Ende. Kaiser Franz fordert — er tat dies immer gern — von verschiedenen Staatsmännern und Militärs Gutachten ab, die aber nur bestätigen konnten, was man ohnehin wußte, daß Österreich in keiner Weise gerüstet sei. Und Stadion konnte wieder auf die desolaten Zustände in der Staatsverwaltung hinweisen, die eine schleunige Abhilfe erforderten, ehe man irgend etwas unternehmen könne.

Niemand kannte diesen Zustand der Donaumonarchie besser als Karl, der zudem von der Schlagkraft der napoleonischen Armee die höchste Vorstellung hatte. So warnte denn auch er vor einer unmittelbaren Aktion gegen Napoleon. Nicht ohne bitteren Hohn schreibt er Ende Oktober 1806 dem Kaiser: „Unsere Feinde handeln und wir deliberieren! Wie kann unsere schwankende, in einem heillosen Kreise von inkohärenten, matten und unbestimmten Entschlüssen sich stets drehende Staatsverwaltung sich mit dem Feuergeist eines einzigen Mannes messen, der mit einem Donnerwort das Schicksal von Europa entscheidet, dessen Gebot alle Mittel bereitstehen und der überall Blößen findet, weil er alle mühsam berechneten Voraussetzungen weit hinter sich läßt? Was können Euer Majestät für Ratschläge von Männern erwarten, die entweder weit hinter dem Geist unseres Zeitalters zurück

sind oder längst den verwickelten Faden unserer Verhältnisse verloren oder ihn nie angeknüpft hatten? Und können Euer Majestät je dem Mann, dem Sie ausschließlich Ihr Zutrauen in der Leitung der auswärtigen Geschäfte schenken, eine Verantwortlichkeit auferlegen, wenn seine umfassenden Ansichten durch einseitige oder kurzsichtige Urteile gelähmt oder beirrt werden?“

Karl warnt sowohl vor einem sofortigen Eingreifen gegen Napoleon, denn dies wäre das „Grab der Monarchie“, wie vor einem Bündnis mit Napoleon, das eine „freiwillige Unterjochung“ voraussetze. Nur ein Mittel gebe es: das bisherige System der Selbstverteidigung mit Kraft fortzusetzen und eine operationsfähige Armee zu schaffen. Es kam seiner Rechnung zugute, daß nach der Niederwerfung Preußens auch Rußland gegen Napoleon in die Schranken trat. Alle Bemühungen des neuen französischen Gesandten Andréossy, Österreich zum Anschluß an Napoleon zu bringen, scheiterten, aber auch das Werben der beiden Verbündeten hatte in Wien keinen Erfolg, weil Karl mit seinem Standpunkt durchdrang, daß erst das österreichische Heer in einem achtungsgebietenden Zustande hergestellt sein müsse. Doch ehe dies der Fall war und Österreich seine bewaffnete Vermittlung anbieten konnte, kam es nach den Siegen Napoleons bei Preußisch-Eylau und Friedland im Juli 1807 zum Frieden von Tilsit, der, ohne Österreichs Mitwirkung geschlossen, dessen vollständige Isolierung zur Folge hatte. Der französische Imperator stand jetzt mit Rußland im Bunde auf dem Gipfel seiner Macht und wollte diese glänzende Position zu einem Marsch über Konstantinopel nach Indien benützen, um die Quelle des englischen Nationalwohlstandes zu vernichten. Gleichzeitig warf er die Frage einer Aufteilung der Türkei auf, um Österreich gegen Rußland auszuspielen. Und da war es der Erzherzog, der im Gegensatz zum Wiener Hof, wo das große Vermächtnis des Prinzen Eugen ganz in Vergessenheit geraten, die Unversehr-

heit des Osmanenreiches zu einem für Jahrzehnte hinaus feststehenden Evangelium geworden war, energisch den Standpunkt vertrat, daß Österreich dazu berufen sei, im Orient eine führende Rolle zu spielen. Im August 1807 schlägt er vor, Belgrad, Orsova und Teile der Walachei zu annektieren, um so das Schwarze Meer zu erreichen. In einem lichtvollen Vortrag vom 1. Februar 1808 setzte er sich mit allen Möglichkeiten einer solchen aktiven Teilnahme auseinander.

Doch während so die Blicke angespannt nach dem Osten Europas gerichtet waren, kam von der entgegengesetzten Seite her das große Ereignis, das die weitere Entwicklung der Dinge entscheidend beeinflussen sollte. Nachdem Kaiser Napoleon zuerst die portugiesische Königsfamilie aus ihrem Lande vertrieben hatte, legte sich seine harte Hand auf das benachbarte Spanien. Den Anlaß zum Einschreiten boten ihm die wahrhaft skandalösen, zum Himmel schreienden Zustände in der königlichen Familie. Der schwache Bourbonenkönig Karl IV. war ganz von seinem Minister Godoy beherrscht, der, obwohl er selber einen ganzen Harem besaß, ein offenes Verhältnis mit der Königin Marie Luise unterhielt, und der König wie die Königin standen in heftigstem Streit mit dem Thronfolger Ferdinand, der schließlich wegen eines angeblichen Mordanschlages gegen seine Eltern verhaftet wurde. Ende Februar 1808 entschloß sich Napoleon zur Besetzung Madrids. Zwei Monate später, Ende April, lud der Imperator das königliche Elternpaar und Ferdinand nach Bayonne, angeblich um den Zwist zu schlichten. Dort wurde nun, nachdem Karl abgedankt hatte, Ferdinand als Gefangener abgeführt und Napoleons Bruder zum König ernannt.

Der Gewaltstreich gegen Spanien löste freilich eine Wirkung aus, auf die Napoleon nicht gerechnet hatte. Die Spanier, die ihm nichts anderes als bessere Araber waren, erhoben sich in einem wilden Freiheitskampf für ihren angestammten König Ferdinand, eine der jämmerlichsten Gestalten in der ganzen

Weltgeschichte, Priester schürten den Aufstand und bald erleiden französische Heere in diesem fanatischen Volkskrieg eine schwere Niederlage nach der anderen. Und das spanische Volk wendet jetzt seine Blicke nach Wien. In Aragonien wünscht man einen Habsburger zum König. Am 25. Mai 1808 erläßt der Generalkapitän Don José Palafox y Melci eine Proklamation, in der Erzherzog Karl zum König ausgerufen wird. Der englische Admiral Dalrymple wird gebeten, den Prinzen mit der Flotte von Triest abzuholen.

Diese Vorgänge in Spanien blieben nicht ohne tiefste Wirkung auf Karl. Auf die ersten Nachrichten von dem Handstreich Napoleons hin schreibt er am 14. April dem Kaiser: „Treffend wahr ist es, was Graf Stadion über diese Katastrophe ahnte und weissagte. Euer Majestät können die Pläne Napoleons nicht mehr mißkennen. Es kann keine Frage mehr sein, was er wolle — er will alles. Aber mit 25 Millionen Menschen, die, fest um ihren Souverän versammelt, Kraft und Ressourcen zur Selbsterhaltung haben, ist noch Rettung möglich, wenn die schlummernden Kräfte geweckt, belebt, konzentriert, entwickelt und angewendet werden.

Schon faßt er den Gedanken eines „Nationalkrieges“ — er möchte nur soviel „Zeitgewinn“ als möglich ist, um Österreich mittlerweile im Innern zu kräftigen und eine schlagfertige Armee aufstellen zu können. „Das ganze“, so schreibt er am 30. April seinem kaiserlichen Bruder, „reduziert sich auf Zeitgewinnst. Dieses ist auch das beste und einzige, so lange es möglich ist. Aber es wird nicht immer möglich bleiben, und dann werden wir doch auf die eine oder die andere Art mithalten müssen, entweder als selbständige Macht, wenn wir unsere Kräfte benutzen, unsere Finanzen vor der gänzlichen Zerrüttung bewahren und uns zu einem Nationalkriege vorbereiten — oder als Frondiener, wenn wir die Zeit in Untätigkeit verlieren. Im ersten Fall kann Österreich noch aufrecht bleiben und einer besseren Zukunft

entgegensehen, denn eine schlagfertige Macht greift auch der Stärkste nicht ohne Überlegung an. Im zweiten Fall wird Österreich unterjocht und aufgelöst. Also Herstellung der Finanzen und Vorbereitung zu einem Nationalkriege!“

Wie aber waren die dazu erforderlichen Streitkräfte aufzubringen? Diese Frage war bei dem kläglichen Zustand der Staatsfinanzen, der eher eine Verminderung der Armee angezeigt erscheinen ließ, keineswegs leicht zu beantworten. Dem Kaiser freilich bereitete sie nicht viel Kopfzerbrechen. Für den Krieg aber war er Feuer und Flamme, besonders als er nach dem Tode der Kaiserin Marie Theresé — wieder nach ganz kurzer Zeit — Maria Ludovika aus dem Hause Este heimgeführt hatte. Diese italienische Prinzessin, deren Eltern durch Napoleon ihren Thron in Modena verloren hatten, war mit ihren Brüdern, den Erzherzogen Ferdinand und Maximilian, eine wütende Gegnerin des Imperators, und dieser fanatische Haß teilte sich alsbald dem Kaiser mit, dessen Selbstherrschertum, wie man weiß, vor seiner jeweiligen Frau nicht standzuhalten pflegte.

Noch aber lag dem Monarchen die Idee eines Volkskrieges in weiter Ferne. Wohl hatte er an jenem denkwürdigen Frühlingstag des Jahres 1797, als Napoleon zum ersten Male Wien bedrohte, seine Zustimmung zur Volksbewaffnung gegeben, doch seitdem scheint die in ihm schlummernde Sorge, daß ein Volk in Waffen „den Thron umstürze“, wieder die Oberhand bekommen zu haben, denn in den folgenden Feldzügen vermied man trotz den guten Erfahrungen, die damals gemacht wurden, einen neuerlichen Appell an das Volk. Und doch war die Wehrhaftmachung der Städte und Landbewohner, wie Stadion dem Vertrauensmann Karls, Grafen Grüne, im Januar 1807 so treffend auseinandersetzte, das beste Mittel, „daß das Landvolk den so schädlichen Sinn der persönlichen Neutralität und Untätigkeit verliert“ und „sich aus eigenem

Interesse näher und wärmer an die Sache seines Landesherrn und der Armee anschließt“.

Karl selbst war kein unbedingter Anhänger der Volksaufgebote; er hielt sie anwendbar in gebirgigen Gegenden, wie in der Steiermark und Tirol, wo man den Feind aufzuhalten vermochte, aber niemals konnten sie seiner Ansicht nach einen vollwertigen Ersatz für eine reguläre Armee bilden. Und doch, wie die Dinge im Augenblick lagen, da man mit Rücksicht auf die Finanzlage eher an eine Verminderung als an eine Vermehrung des stehenden Heeres dachte, mußte der Erzherzog dem von Stadion und seinem Anhang aufgeworfenen Gedanken nähertreten. Die darüber in einer Kommission gepflogenen Beratungen führten mit einer unter der Regierung Kaiser Franzens noch nie dagewesenen Geschwindigkeit zu einem guten Ergebnis, dem der Monarch unter dem Eindruck der gewaltsamen Entthronung des legitimen Königs in Spanien und nicht zuletzt im Hinblick auf die dadurch bewirkte Schonung der Staatsfinanzen seine Zustimmung erteilte. Mit kaiserlichem Patent vom 12. Mai 1808 wurde die Errichtung von drei Reservebataillonen für jedes Regiment angeordnet und am 9. Juni die Errichtung einer Landwehr beschlossen.

Der erste Schritt zum Nationalkrieg war damit getan! Aber nun galt es, aus den dem Generalissimus zur Verfügung gestellten Streitkräften ein wirklich in jeder Hinsicht brauchbares Kriegsinstrument zu bilden, und da war unendlich viel nachzuholen und neu aufzubauen. Die ganze Last der Verantwortung ruhte auf Karl. Es erschien daher verständlich, daß er nicht früher losschlagen will, bis nicht die ganze Rüstung in jeder Hinsicht vollendet war. „Fängt der Krieg an, ehe alles organisiert ist, so wird uns das alles nichts nutzen, sondern schaden“, so schreibt er am 16. Juli besorgt seinem Bruder Johann, und diese Sorge wächst in dem Maße, als die Kriegspartei zur Abrechnung mit dem französischen

Imperator drängte und der Übereifer, der sich besonders bei der Einrichtung der Landwehr kundgab, zu einem heillosen Wirrwarr führte. Die damit betrauten Personen, in erster Linie Erzherzog Ferdinand, die „Kriegstrompete“, so klagt er seinem Oheim Albert, „betrachten die Landwehr wie ihre eigene Armee — sie ordnen an, befehlen, verfügen, nehmen uns die Waffen, Monturen, Stoff weg, die für die Armee bestimmt waren. Mit einem Wort, sie machen was sie wollen, der Kaiser mischt sich auch direkt hinein, billigt ganz am falschen Fleck und mitten hinein, ohne zu fragen — das schafft ein Teufelschaos. Der Armee werden unentbehrliche Dinge fehlen, die man verwendet haben wird, um eine Truppe zu bilden, die Dienste leisten kann, wenn man eine gute, mit allem versehene Armee hat, die aber ohne diese nie etwas wert sein wird. Stadion, der Marschall Colloredo, der Kriegspräsident und ich sind außer uns. Der erste redet immer Worte des Friedens und die Taten stimmen damit nicht überein. Wir ändern wollen die Armee in gutem Stand sehen und mit allem nötigen versehen, und man nimmt uns die Mittel dazu weg“.

Karl wird nicht wohl bei diesem Tempo und eine tiefe Skepsis befällt den Generalissimus, dessen Gründlichkeit ebenso wie die bisher mit Napoleon gemachten Erfahrungen ihn abhalten, den rosenroten Optimismus der Kriegspartei zu teilen. „Unsere Monarchie“, so schreibt er dem Herzog Albert mit bitterem Humor, „scheint mir wie ein Schwindsüchtiger. Er fühlt sich unruhig, möchte handeln, reisen, glaubt, daß er Kräfte hat, die Öffentlichkeit betrachtet seine roten und geschwollenen Backen als ein Zeichen von Gesundheit; aber die Kenner wissen, daß das die untrüglichen Symptome des nahen Todes sind. Wollte Gott, daß ich mich täusche!“ Er glaubt nicht daran, daß „die Wirren in Spanien lange genug dauern, um Napoleon zu hindern, in Deutschland zu tun, was er will“.

Allein der Generalissimus predigt tauben Ohren. Seine Gegner am Hofe rühren sich wieder, um den ihnen unbe-

quemen Warner aus seiner Stellung zu drängen. Schon Anfang Juli erfährt er von der Kaiserin, daß ihr Gemahl wieder ernstlich daran denke, einen selbständigen Hofkriegsrat zu bilden, und tatsächlich fordert Kaiser Franz, ehe der Monat um war, von seinem Bruder den Verzicht auf diese in den letzten Jahren so heiß umstrittene Behörde mit dem Hinweis darauf, daß Karl im Kriegsfall als oberster Heerführer ohnehin die Geschäfte des Hofkriegsrates nicht ordentlich führen könne. Und zu allem verlangt der Monarch das Ungeheuerliche: Karl selbst sollte die Ausarbeitung dieser Rückwandlung ausarbeiten, also die Anregung dazu geben.

Karl merkt sofort die Absicht. Der Kaiser wolle ihm, erklärt er entrüstet, die exekutive Gewalt entziehen und das Spiel von 1805 wiederholen. Mack sei begnadigt worden und habe den Befehl erhalten, in Böhmen zu bleiben. „Und wenn es nicht Mack ist“, setzt er beißend hinzu, „so wird sich in der Armee unschwer ein anderer Narr finden, der die Szenen des Jahres 1805 wiederholt... Aber mein Entschluß ist gefaßt, ich will mir nicht den Vorwurf machen, zum Ruin des Staates beigetragen zu haben.“ Eher wollte er zurücktreten.

„Du bist Souverän“, so antwortet er am 2. August dem Bruder, „Du kannst befehlen und ich werde mich Deinen Befehlen um so williger fügen, als ich dadurch jeder Verantwortung, jeder Aufopferung enthoben werde, die ich Dir mit Freuden brachte, so lang Dein Dienst sie von mir forderte; — aber ich kann Dir keine Ausarbeitung über einen Gegenstand vorlegen, für den ich keinen Sinn habe und der gegen meine Überzeugung ist. Erlaube mir, Dir einige Epochen zurückzurufen, die wohl nie in Deinem Andenken verlöschen sollten: Die Armee war durch Unglücksfälle im Jahre 1797 aufgelöst; im Jahre 1799 hatte sie sich von ihren Wunden erholt und führte den glücklichsten Feldzug, weil sie unter der militärischen Organisation ihres kommandierenden Generals blieb. Im Jahre 1800 übergab ich sie im glänzendsten, voll-

kommensten Stand; im nämlichen Jahre konnte ich mit ihren Trümmern kaum durch einen Waffenstillstand Dein gefährdetes Eigentum retten. Im Jahre 1805 ernanntest Du auch einen selbständigen Hofkriegsrat und mich zu Deinem vertrautesten Ratgeber. Die Folgen sind Dir bekannt. Deine Streitkräfte waren vernichtet, noch ehe der Krieg begann, und ich habe wenigstens die Beruhigung für mich, daß ich Dein Ratgeber nicht war. Durch schreckliche Erfahrungen gebeugt, übertrugst Du mir zum zweiten Male die oberste Leitung Deines Kriegswesens und beehrtest mich mit der Würde eines Generalissimus Deiner von allem entblößten, hilflosen, unbewaffneten, demoralisierten Armeen. Sie haben in zwei Jahren einen Grad von Bildung, von innerem Selbstvertrauen, von Schlagfertigkeit erreicht, den Du selbst kaum erwarten konntest und zu dem sie eine selbständige Stelle nie erhoben haben würde, die, an Schlendrian, an Egoismus, an kollegialischem Zeitversäumnis gewöhnt, nur mit der äußersten Anstrengung und Energie zur Befolgung und Ausführung meiner Anordnungen gebracht werden konnte. Jetzt, in dem Augenblick, in welchem Du selbst dem Ausbruch eines Krieges entgegensehst, der über die Fortdauer Deiner Dynastie entscheiden muß, — willst Du mir zum dritten Male alle Wirkung, Kraft und Ansehen benehmen und dann soll ich die Armee anführen, von der Du Deine Rettung und der Staat sein Heil erwartet!“

Nach dieser dem Kaiser sicherlich unangenehmen Erinnerung an das Unglücksjahr 1805, nach dem kräftigen Appell an sein Staatsgefühl fährt Karl mit Nachdruck fort: „Mein Selbstgefühl zu verleugnen, um Dir zu dienen, bist Du zu fordern berechtigt, aber es zu verleugnen, um Dir und der Monarchie den Untergang vorzubereiten, dazu, lieber Bruder, kann keine Gewalt auf Erden mich nötigen. Ich sehe es daher als meine heiligste Untertanenpflicht an, Dir feierlichst zu erklären, daß ich nur dann imstande bin, Deine und des Staates Verteidigung zu übernehmen, wenn Du mir jene Mittel



Kaiser Franz I.

Gemälde von Friedrich Amerling, 1832 (Schloß Laxenburg)

Lieber Herr Vizekönig Ludwig
Ich habe Ihnen ganz gestern die herzlichsten Dank für den rasch
denn glücklichen Sieg mündlich gesagt, aber nicht genügend. Die
Ihre Grasen nicht. Ich will es Ihnen nicht, und in jeder Ge
lyphid wiederholen, weil Ich die die göttliche Kräfte
zum Befreiung eines großen Mannes gemacht hat, nicht
auf der Hand sein, die lieber Herr Vizekönig. Sie müssen
Chaffensfähigkeit und nicht länger. Wenn auch das
denn zu helfen. Ihre was es noch ist das für eine
jüngere Chaffensfähigkeit des großen Gegenstandes zu unter
suchen, die die Mann Grasen Ihre Dank, die
die erste Hilfe nicht. Sie sind die besten der
Kaisers. Ich habe Sie so wie der Mannes nicht anders.
Zu die gegen wird

Handscreiben des Kaisers Franz
an Erzherzog Karl nach der Schlacht bei Aspern, 1809

(Familienbesitz)

nicht entziehst, ohne welche kein ehrlicher Mann diese schwere Verbindlichkeit auf sich nehmen kann und wird; — im entgegengesetzten Fall zwingst Du mich, in den Stand des anspruchslosen Privatlebens zurückzutreten. Obwohl sich meine warme Anhänglichkeit zu Dir nie verändern wird, so muß doch die Welt wissen, daß ich keinen tätigen Anteil mehr an den öffentlichen Angelegenheiten nehme.“

Zum Schluß fügt Karl noch eine Bemerkung hinzu: „Die Erschaffung eines sogenannten selbständigen Hofkriegsrates im Jahre 1805 wurde in ganz Europa als eine Wirkung Deiner Ungnade gegen mich anerkannt. Meine Ernennung zum Generalissimus war der Welt ein Unterpfang Deiner Ausöhnung. Dieses verschwindet ganz, wenn eine ähnliche Erscheinung wie im Jahre 1805 die nämliche Überzeugung hervorbringt. Du vermagst es nicht, der Welt diesen Glauben zu benehmen! Ob Deine Ratgeber die Folgen davon nicht fühlen oder — ob sie durch unlautere Absichten geleitet werden, will ich nicht entscheiden.“

Der Kaiser gab nach, Karl siegte über seine Gegner, aber das schmerzliche Gefühl, daß deren „unlautere“ Arbeit auch weiterhin wirksam und sein Bruder für sie empfänglich sein würde, konnte er schwerlich los werden. Keinesfalls aber waren solche Zwischenfälle geeignet, die Arbeitsfreude des Generalissimus zu heben und die ohnehin schwer auf ihm ruhende Last zu erleichtern. Auch konnte es für die außenpolitische Lage, wie Karl richtig bemerkte, kaum von Vorteil sein, wenn die Welt erfuhr, daß der Führer der kaiserlichen Armee nicht das volle Vertrauen seines Monarchen besitze.

Schon hatte sich das Verhältnis zu Frankreich bedenklich zugespitzt. Eine Note des französischen Außenministers Champagny vom 27. Juli verlangte von der österreichischen Regierung Aufklärung über die von ihr vorgenommenen Rüstungen. Am 15. August stellte auch Kaiser Napoleon, der am Vortage vom spanischen Kriegsschauplatz zurückgekehrt

war, bei einem Empfang des diplomatischen Korps den österreichischen Gesandten Klemens Lothar Grafen Metternich deshalb zur Rede. Der Graf konnte in einer zehn Tage darauf erfolgten Audienz den Imperator beruhigen, so daß dieser „alles für beendet“ ansah. Die Lage war trotz dem Aufstand in Spanien für ihn eine überaus günstige. Der Tag von Erfurt, am 27. September eröffnet, zeigte Napoleon auf der Höhe seiner Macht. Neben dem Zaren waren fast alle deutschen Fürsten erschienen, um dem Imperator zu huldigen, und diese glanzvolle Tagung, der auch Goethe anwohnte, konnte als Warnung für Österreich dienen. Napoleon unterließ es auch nicht, von Erfurt aus den österreichischen Kaiser sehr unsanft darauf hinzuweisen, was ihm bevorstehe, wenn er wieder seine Waffen gegen Frankreich erhebe. „In meiner Macht“, so heißt es in seinem Schreiben an Franz, „hat es gestanden, die österreichische Monarchie zu vernichten. Was Euer Majestät sind, sind Sie durch meinen Willen, ein Beweis, daß unsere Rechnung geschlossen ist und daß ich nichts weiter von Ihnen verlange. Aber Euer Majestät darf nicht wieder in Frage stellen, was fünfzehn Kriegsjahre entschieden haben, und muß jede Maßregel verbieten, die Veranlassung zum Kriege geben könnte!“

Es war eine Warnung! Karl hatte sich schon früher bemüht gesehen, in einer Denkschrift „Soll Österreich mit Frankreich Krieg führen?“ sich mit dieser brennenden Frage zu befassen, um sie mit aller Entschiedenheit zu verneinen. „Ein Staat“, so führt er hier aus, „darf nur dann Krieg anfangen, wenn es nötig ist. Aber ist dies jetzt der Fall?“ Österreich werde nicht angegriffen, im Gegenteil, Napoleons Armeen entfernten sich von einem Teil seiner Grenzen. „Von allen Entschlüssen, welche ein Monarch zu fassen in dem Fall sein kann, ist der zu einem Krieg derjenige, welcher die meiste Überlegung fordert, denn die Unglücke, so selbst bei dem glücklichsten Erfolge daraus für die Menschheit und den Staat

entstehen, sind gewiß, — das Resultat immer unsicher.“ Und seinem Generalstabschef Mayer von Heldensfeld gegenüber äußerte er kurz und deutlich seine Meinung: „Nur Narren könnten den Krieg wünschen.“

Graf Stadion ist allerdings gerade der entgegengesetzten Meinung. Österreich, so lautete sein Standpunkt, wird ja doch über kurz oder lang von Napoleon angegriffen werden, folglich soll es in dem jetzigen Zeitpunkt losschlagen, da ein Großteil seines Heeres in Spanien gebunden ist. Der Minister rechnet mit Volkserhebungen in Deutschland, in den Alpenländern wie in Italien, auch mit der Unterstützung Preußens.

Alle diese hochgespannten Erwartungen waren jedoch auf einem Anfangserfolg der Waffen Österreichs aufgebaut, auf den der Erzherzog, durch seine bisherigen traurigen Erfahrungen in den Kämpfen gegen Frankreich äußerst mißtrauisch geworden, nicht rechnete — nicht rechnen konnte, weil er die Überlegenheit der französischen Armee kannte, und die Annahme, Napoleon werde mit dem Hauptteil derselben in Spanien bleiben, nicht teilte. Nicht zuletzt aber machte dem Generalissimus gerade das, was auf die Kriegspartei so befeuernd wirkte, Sorge: die große Zahl der diesmal zur Verfügung stehenden Streitkräfte, die sich mit der Landwehr, der Ersatzreserve und der ungarischen Insurrektion auf nicht weniger als 800.000 Mann belief. Doch abgesehen davon, daß diese Kriegsmacht vorläufig nur auf dem Papier vorhanden war, mußten diese meist noch ungeschulten Kräfte erst durchgebildet werden, um als ein wirklich brauchbares Kriegsinstrument zu gelten. Auch war die von Karl ins Leben gerufene Armereform noch nicht zur Gänze durchgeführt, sie mußte sich erst einleben. Alles das brauchte also Zeit und wiederum Zeit! Mit Begeisterung allein, so mußte sich der erfahrene Soldat sagen, war der Sache nicht gedient, wobei erst noch die Frage zu beantworten blieb, wie lange dieser Enthusiasmus vorwalten werde.

Zwischen den beiden führenden Männern kommt es so, während in Erfurt der Kongreß tagte, zu einer bewegten Auseinandersetzung, die damit endet, daß der Erzherzog sich zur Auffassung Stadions bekehrte, aber mehr — notgedrungen, vielleicht hauptsächlich deshalb, weil der Leiter der Staatskanzlei nicht undeutlich zu verstehen gab, daß er im anderen Falle zurücktreten müßte — dann wäre in einem der kritischsten Augenblicke der Staatsmann ausgeschieden, den Karl als den geeignetsten dem Kaiser vorgeschlagen hatte. Im Grunde waren sie ja beide einer Meinung, glaubte auch der Generalissimus an den „moralischen Impuls“, auf das „Erwachen der unterdrückten Völkerschaften“; nur hinsichtlich des Zeitpunktes und der Notwendigkeit eines Präventivkrieges gingen ihre Ansichten auseinander. Und da gab es zu denken, daß die Finanzmänner darauf hinwiesen, daß man den Hochstand der Armee nur bis zum Frühling noch fristen könne. Wenn der Erzherzog auch nach wie vor die von Stadion für seinen Standpunkt ins Treffen geführten Beweggründe als bloße „Hypothesen“ angesehen haben mag, durfte er seinem Vaterland in der Stunde der Not seine beste Kraft versagen? Trat Karl zurück, dann würde der Kaiser wieder zu Mack oder einem Mann ähnlichen Schlages greifen.

Und nicht zuletzt — mußte sich nicht auch Karl sagen, daß alles Große in der Geschichte mit einem gewissen Risiko verbunden war? „Ich gebe zu“, so hatte ihm Stadion auf seine Bedenken geschrieben, „daß es Wahrscheinlichkeiten und nicht Gewißheiten sind, auf die ich mein System gründe. Aber kann man überhaupt sein Verhalten auf bewiesene Gewißheiten gründen? Sind es nicht immer und in allen Gelegenheiten die Wahrscheinlichkeitserwägungen, die allein der menschlichen Klugheit als Richtschnur dienen können? Und wäre die Verwerfung dieser Erwägungen nicht gleichbedeutend mit einer ganzen und restlosen Resignation gegenüber allen Launen der Zukunft?“ Dem weit vorausschauenden

staatsmännischen Blick des „Retters Germaniens“ konnte die Rolle nicht entgangen sein, die Österreich zufiel, wenn es jetzt den Kampf um Österreichs Befreiung entschlossen aufnahm. Schon sah er sich von der Begeisterung für diese große Sache umbrandet. Offiziere aus allen deutschen Gauen brachten ihm als dem künftigen Befreier Deutschlands ihre Sympathien zum Ausdruck.

Von einem preußischen Offizier, Karl von Martens, stammt übrigens aus jener Zeit eine Beschreibung des „weltgepriesenen“ Erzherzogs, die sich mit dem uns von anderer Seite überlieferten äußeren Bilde deckt. Er wird hier als „klein, mager“ geschildert, aber in die „kalte, leblose Marmorstatue“ kam sofort Leben, als er zu sprechen anfang — da „funkelten die Augen wie Sterne“.

Aus Preußen kamen auch flammende Aufrufe an Österreich, die dem Wiener Hofe bekunden sollten, daß die Hoffnungen aller deutschen Patrioten auf ihn gerichtet waren. „Freiheit und Österreich!“, so sang Ernst Moritz Arndt, „soll unser Feldgeschrei sein; das Haus Habsburg soll herrschen!“ Und Heinrich von Kleist wendet sich an den Erzherzog selbst:

„Schauerlich ins Rad des Weltgeschickes
Greifst Du am Entscheidungstage ein,
Und Dein Volk lauscht angsterfüllten Blickes,
Welch ein Los ihm wird gefallen sein . . .“

So entschloß sich denn Karl, dem „Schicksal alle mehr oder minder günstigen Chancen, wie sie der Gang der Ereignisse herbeiführen möge, zu überlassen“. Doch das Unglück wollte es, daß alle diese günstigen Chancen zu Wasser wurden, je näher der von Karl und Stadion für den Beginn der Operationen in Aussicht gestellte Zeitpunkt, die zweite Märzhälfte 1809, heranrückte. Von Preußen, auf dessen Mitwirkung man bestimmt gezählt hatte, kam eine Absage, ebenso von England und Rußland, so daß Österreich vollkommen isoliert da-

stand, eine Tatsache, die den gestürzten Minister Thugut zu der höhrenden Bemerkung veranlaßte: „Ich verstehe nicht, was man eigentlich will; als ich den Krieg wollte, da hatte ich Verbündete und die Hoffnung, neue zu gewinnen. Jetzt zieht man auf den Kampfplatz, ohne Verbündete, ohne Hoffnung, welche zu erwerben, und nach einem so unglücklichen Krieg, wie es der letzte war! Meiner Treu, dazu gehört ein Mut, dessen ich nicht fähig wäre. Diese Verantwortung würde mich zittern machen, obwohl ich gewiß halsstarrig genug bin!“

Aber die Stimmung in Österreich gestaltete sich dank der von der Regierung mit großem Geschick und Eifer durchgeführten literarischen Werbetätigkeit immer besser. Die Wehrmannslieder des österreichischen Dichters Heinrich von Collin, von Weigl vertont, lösen Jubel und Begeisterung aus, bei den Fahnenweihen und Ausmärschen der Landwehr kommt es zu stürmischen Kundgebungen der Vaterlandsliebe. Und wenn sich gegenüber diesem durch den Fasching verstärkten Taumel aus kühler Berechnung Bedenken regten, so konnten sie beim Eintreffen der Berichte des österreichischen Botschafters in Paris wie Eis an der Sonne sofort zum Schwinden gebracht werden.

Graf Klemens Lothar Metternich, optimistischer als selbst Stadion, war im Dezember 1808 eigens nach Wien berufen worden, um nach seinen Pariser Erfahrungen und Eindrücken Rat zu erteilen. In drei großen Denkschriften wußte er die Lage Napoleons in den düstersten und die Österreichs in den rosigsten Farben zu schildern; denn der strebsame Diplomat wußte sehr wohl, daß er sich bei der am Hofe wie in der Staatskanzlei herrschenden Kriegsstimmung durch nichts mehr als durch solche illusionistische Betrachtungen beliebt zu machen imstande sei. So erzählte er viel von der schweren Mißstimmung und förmlichen Verschwörung im Innern Frankreichs gegen Napoleon, der nur etwas über 200.000 Mann für Österreich zur Verfügung habe, so daß also „die Macht Öster-

reichs, so viel geringer als die Frankreichs vor der spanischen Erhebung, ihr jetzt, in den ersten Augenblicken des Krieges, zum mindesten gleich sein würde“. Nach Paris zurückgekehrt, überschlug er sich völlig vor Kriegsbegeisterung. „Seien wir stark durch uns selbst“, so schreibt er am 3. April anfeuernd, „benützen wir unsere Kraft und vergessen wir nie, daß das Jahr 1809 das letzte einer alten oder das erste einer neuen Ära ist!“ Aber man müsse die Volkskräfte aufrufen, sich an die einzelnen Völker der Monarchie wenden, den Feind mit seinen eigenen Waffen schlagen! Und wenn er später über Stadion abfällig bemerkte: „Menschen dieser Kategorie neigen stets zu Extremen. Für sie gibt es keine Übergänge, und da die letzteren gleichwohl in der Natur der Dinge liegen, so kommen sie den Ereignissen zuvor, statt daß sie dieselben abzuwarten wünschen, und arbeiten dann leicht im Blauen“, so traf dies jedenfalls bei ihm ebenso oder noch mehr zu als beim damaligen Leiter der Staatskanzlei, der sich auf die Stichhaltigkeit der Angaben seines Pariser Botschafters verlassen zu können vermeint hatte. Der Erzherzog urteilte später in seiner Denkschrift „über die militärisch-politischen Verhältnisse Österreichs von 1801 bis 1809“: „Metternichs Umgang in Paris beschränkte sich größtenteils auf Menschen aus unzufriedenen Kasten, welche aus dem nachteiligsten Lichte alles ansehen, was die Regierung betraf, folglich selbe auch als unkräftig und leicht zu überwältigen...“ Er stellte den Botschafter in die Reihe jener von „Leichtsinn“ behafteten Männer, die an „vorgefaßten Meinungen“ hängen und „ernste Diskussionen“ vermeiden.

Während so der Pariser Botschafter mit vollen Backen die Kriegsflamme anblies, war die Mobilisierung in Österreich im vollsten Gange, aber sie vollzog sich unter den denkbar ungünstigsten Vorzeichen.

Zwischen dem Generalissimus und seinem Generalstabschef Mayer von Heldensfeld war es zu schweren Meinungs differen-

zen über den Feldzugsplan gekommen. Mayer tadelte daran dessen rein defensiven Charakter, demzufolge alles auf die Anordnung von Sammelplätzen hinauslief. Er selber war der Ansicht, daß man offensiv von Böhmen aus gegen Marschall Davout und den Rheinbund vorzugehen habe. Mayer, sicherlich nicht unbegabt, aber von einem geradezu krankhaften Selbstdünkel und unverträglich, scheute sich nicht, ganz offen an den Handlungen des Erzherzogs schonungsloseste Kritik zu üben und sich dessen Gegnern anzuschließen, ja selbst mit dem französischen Gesandten, General Andréossy, in Verbindung zu treten. Als er gar noch, wie es hieß, in der Weinlaune den ganzen Operationsplan ausplauderte, war das Maß voll und er wurde am 19. Februar seines Postens enthoben. An seine Stelle trat General Prochaska, der sehr bald seine ganze Unfähigkeit erweisen und durch Graf Wimpfen ersetzt werden sollte.

Ein nicht weniger mißlicher Umstand war, daß nach der Absage Preußens ein neuer Feldzugsplan entworfen werden mußte, wonach der Hauptstoß nicht mehr, wie dies ursprünglich geplant war, von Böhmen, sondern von der Donau aus geführt werden sollte, so daß die Truppen erst nach ermüdenden Märschen zu ihren Sammelplätzen am Inn gelangen konnten. Der Erzherzog hatte sich nach längerem Schwanken für den Vormarsch südlich der Donau entschieden, der ihm sicherer erschien, weil er so leichter die Verbindung mit der Armee des Erzherzogs Johann in Italien aufrechterhalten konnte, aber wegen der vielen Flußhindernisse langsamer sich gestalten mußte, so daß der Angriff erst für den 10. April festgesetzt wurde, was einen unwiederbringlichen Zeitverlust von vollen vierzehn Tagen bedeutete.

BEGINN DES FELDZUGS 1809

Wenige Tage nach den entscheidenden Beratungen, die zum Beschluß eines Offensivkrieges führten, am 12. Februar 1809, war Karl zum Oberbefehlshaber sämtlicher Armeen in Deutschland, Italien und Polen und Leiter aller Verteidigungsanstalten sowie aller Zweige der Militärverwaltung ernannt worden, hatte also eine Machtbefugnis erhalten, wie sie vor ihm nur Wallenstein besessen. Aber es war auch schon für eine entsprechende Einschränkung und Kontrolle gesorgt worden. So wurde ihm einer seiner Gegner, Karl Graf Zichy, als Armeeminister beigegeben und der Kaiser sollte sich nach dem Vormarsch in die Nähe der Armee verfügen.

Vom 25. Februar angefangen setzten sich die Truppen nach ihren Sammelplätzen in Bewegung, am 9. April war der Aufmarsch vollendet, die Hauptarmee stand am Inn, an der Grenze Böhmens und Oberösterreichs, zum Übergang bereit. Sie zählte mit der in Böhmen unter Bellegarde stehenden Armeegruppe ohne Artillerie und technische Truppen 171.000 Mann. Der Generalissimus reiste am 6. April von Wien ab. Wenige Tage vorher hatte er einen Armeebefehl erlassen, worin in zündenden Worten den „Waffengefährten“ bedeutet wurde, daß auf ihnen die Augen der Welt und aller, die noch „Sinn für Nationalehre und Nationaleigentum haben“, ruhten. „Die Freiheit Europas hat sich unter eure Fahnen geflüchtet, eure Siege werden ihre Fesseln lösen, und eure deutschen Brüder, jetzt noch in feindlichen Reihen, harren auf ihre Erlösung.“ In einem von Friedrich Stadion verfaßten Aufruf „An die deutsche Nation“ heißt es, daß Österreich nicht bloß für

seine Selbständigkeit, sondern für Deutschlands Unabhängigkeit und Nationalehre das Schwert ergreife, und der ganzen Welt wurde in einem aus der Feder Friedrich Gentzens stammenden Kriegsmanifest des Kaisers erklärt, daß man nicht Frankreich, sondern das System stetiger Ausdehnung bekämpfe, das die herrschende Verwirrung aller Verhältnisse herbeigeführt habe.

Der Kampf sollte also als ein deutscher, als ein europäischer Krieg geführt werden. Noch vor kurzem war das Wort „deutsch“ in Österreich derart verpönt, daß Heinrich Collin vom Kaiser genötigt worden war, diesen Ausdruck in seinen patriotischen Gesängen zu streichen.

Am Morgen des 10. April begann der Vormarsch. Alles kam nun auf den Erstlingserfolg an, auf den ja der ganze große Plan Stadions aufgebaut war. Aber dafür fehlte schon eine Vorbedingung, mit der die Illusionisten um Metternich gerechnet hatten: nicht Davout stand Karl gegenüber, sondern Napoleon in eigener Person. Er war auf die ersten beunruhigenden Nachrichten von Österreichs Rüstungen schon am 22. Januar nach Paris zurückgekehrt und, als er hier am Abend des 12. April durch optischen Telegraphen vom Inn-Übergang der Österreicher erfuhr, blitzschnell nach Süddeutschland geeilt. Am 17. in der Früh befand er sich schon in Donauwörth, gerade zur rechten Zeit, um die dort stehende französische Armee aus einer gefährlichen Lage zu befreien und die von ihren kommandierenden Generalen begangenen Fehler gutzumachen.

Die Franzosen standen, als Karl seinen Vormarsch über den Inn begann, in zwei Teile gespalten da, Massena und Oudinot bei Augsburg, Davout bei Nürnberg. Leicht hätten sie von den gesammelt vorrückenden Österreichern nacheinander überwältigt werden können. Diese aber versäumten die ihnen hier gebotene so günstige Gelegenheit. Ihr Marsch an die Isar vollzog sich ungemein langsam. Schuld daran war vor allem das „dia-

bolische“ Wetter, aber auch die schlechte Verpflegung. Jetzt schon machten sich die Mängel der überhasteten Mobilisierung fühlbar. Als der Generalissimus endlich an die Isar gekommen war, am 17. April, entschloß er sich, zwischen den einzelnen Teilen des französischen Heeres durchzubrechen und dann am nördlichen Ufer, vereint mit dem Armeekorps aus Böhmen, in der Richtung auf Eichstädt vorzugehen. Er nahm also eine Trennung seiner Streitkräfte vor, ließ einen Teil nordwärts, nach Abensberg und Rohr, marschieren, um Davout, falls er sich zurückziehe, in die Flanke zu fallen, und detachierte Erzherzog Ludwig und Feldmarschalleutnant Hiller westwärts, um die Vereinigung Davouts mit den Bayern zu hindern. Auf die Kunde von dieser Teilung, die auch der an diesen Kämpfen beteiligte Graf Radetzky später als einen schweren Fehler bezeichnet hat, soll Kaiser Napoleon freudigst ausgerufen haben: „Dann habe ich sie! Das ist eine verlorene Armee! In einem Monat sind wir in Wien!“

Der französische Imperator traf, als er ein Bild über die Lage erhalten hatte, allsogleich seine Anordnungen: Davout soll sich über Regensburg und Neustadt nach Ingolstadt zurückziehen, während Massena so schnell wie möglich gegen die Isar vorzudringen hat. Es war ihm darum zu tun, durch den Vorstoß des rechten und die Zurücklegung des linken Flügels eine rasche Konzentrierung seiner Armee zu bewirken und die Rückzugslinie des Gegners nach Landshut zu bedrohen.

Tatsächlich gelang es Davout am 19. April, durch einen kühnen Flankenmarsch sich mit dem Hauptteil des französischen Heeres zu vereinigen, und auch Massena glückte es, in Gewaltmärschen seine Linien an den linken Flügel der Österreicher vorzuschieben, so daß eigentlich schon an diesem Tage das Schicksal der österreichischen Armee entschieden war. Napoleon konnte am nächsten Tage bei Abensberg Karl mit weit überlegenen Streitkräften angreifen und dessen Stellung

durchbrechen. Die nächste Folge war, daß am Tage darauf der abgetrennte linke Flügel der Österreicher bei Landshut geschlagen und über die Isar zurückgeworfen wurde. Am 22. April wurde auch Karl bei Eggmühl nach einem erbitterten Kampf zum Rückzug nach Regensburg genötigt. Ohne größere Verluste, in Ordnung geht der Uferwechsel vor sich, vermag sich der Generalissimus vom Feinde loszulösen. Er ist entschlossen, sich nach Böhmen zurückzuziehen, um die Erblande zu decken und die bedrohte Hauptstadt zu schützen. Denn Napoleon stand nun der Weg nach Wien offen. Triumphierend verkündet dieser: „Es gibt keine österreichische Monarchie mehr! Das letzte Mal in Wien war ich zu generos — ich werde es nicht mehr sein, denn Österreich greift mich an ohne Sinn und Verstand. Es hat aus Bayern eine Baronie machen wollen, ich werde es in ebenso viele Baronien teilen. Das Haus Habsburg hat aufgehört zu regieren!“

Die siegreichen Gefechte um Regensburg hat Napoleon später, auf St. Helena, als seine größten und geschicktesten Manöver bezeichnet. Das mag nun richtig sein oder nicht — ihm kam jedenfalls alles zugute, was sich in der Armee des Erzherzogs verhängnisvoll auswirkte. Hier war alles eingetroffen, was der Feldherr besorgte. Die Armeereform hatte sich noch in keiner Weise eingelebt, das österreichische Heer war vollständig unfertig, der Nachrichtendienst, die Unterführer, die sich noch nicht an die von ihnen verlangte Selbständigkeit gewöhnt, der Generalstab versagten. Nicht zuletzt zeigte sich, daß die Infanterie taktisch nicht ausgebildet war. Die geringe Leistungsfähigkeit der jungen Mannschaft trat bei den Märschen in bedenklicher Weise zutage.

Das alles hatte Karl vorausgesehen und deshalb vor einem zu frühzeitigen Losschlagen gewarnt! Und weil er den unvollkommenen Zustand des ihm anvertrauten Kriegsinstrumentes kannte, so fehlte ihm jene Siegeszuversicht, die der Feldherr haben muß, um seine Armee zum Erfolg führen zu können.

„Im Kriege“, so sagt er selbst einmal, „zeigt sich die Macht der Opinion in ihrem ganzen Umfange. Bei gleichen Verhältnissen verdankt man oft den Sieg der bloßen Überzeugung der Soldaten von ihrer physischen oder moralischen Überlegenheit über den Feind.“ Diese Überzeugung aber hatte Karl nicht gehabt, als er am 10. April den Rubikon, die Isar, überschritt, und er scheint zu allem an dem Unglückstag von Abensberg von einem seiner Nervenfälle heimgesucht worden zu sein.

Nun aber, mit diesen unglücklichen Kämpfen bei Regensburg, war der von Österreich mit überschwenglichen Hoffnungen eröffnete Feldzug so gut wie entschieden, und daran konnte auch die Tatsache nichts ändern, daß wenige Tage vorher, am 15. April, Andreas Hofer und die kaiserlichen Truppen als Sieger in Innsbruck eingezogen und zugleich auch Erzherzog Johann, aus Kärnten vordringend, den Vizekönig Eugen Beauharnais bei Pordenone und tags darauf bei Fontana Fredda schlug, so daß dieser bis an die Piave und Etsch zurückgeworfen wurde. Die Armee des Generalissimus hatte nicht weniger als 7 Generale und 44.700 Offiziere und Mannschaften, also den vierten Teil des ganzen Heeres, eingeüßt, während die Verluste der Franzosen nur 5 Generale und 16.300 Mann betragen. Und noch stärker als diese Einbußen wogen wohl die moralischen Folgen, weshalb Karl unter dem frischen Eindruck der Niederlage, am 23. April, dem Kaiser mit der Meldung davon eine Verständigung mit Napoleon nahelegte. Die Armee, so berichtet er da, sei so gut wie aufgelöst; „Napoleon verstärkt sich täglich und ich werde viel Glück haben, wenn ich nach dem gestrigen Schlage die Armee noch mit Ehren über die Donau bringe“.

Der Kaiser erhielt diese Hiobsbotschaft am folgenden Tage in seinem Hauptquartier in Schärding. Stadion brach, wie es hieß, auf die Nachricht ohnmächtig zusammen. Alle Schuld wurde jetzt auf den Erzherzog geschoben, so als ob er nicht

ausdrücklich vor einem zu frühen Losschlagen gewarnt hätte! Bald erheben sich wieder Stimmen, die seine Enthebung vom Kommando verlangen, sonst sei, wie Friedrich Gentz meinte, „Österreich und Europa verloren“. Aber was nun tun? Der Monarch schrieb noch am 24. April seinem Bruder zurück: „Nach demjenigen, was der Generaladjutant Baron Spiegel heute früh mir von Euer Liebden überbracht hat, schicke Ich Ihnen den Grafen Friedrich Stadion, um Ihnen Meine Weisungen mündlich zu eröffnen. Euer Liebden mögen auf sich nehmen, eine Negoziation zu versuchen, bei welcher die Vorteile, welche mein Bruder Johann in Italien errungen hat, und die Bewegungen der Mächte, welche sich diesen Vorteilen anzuschließen entschlossen waren, einige Fazilität geben dürften. Euer Liebden sehen selbst ein, daß von einer Depravierung als erster Präliminarbedingnis nicht die Rede sein darf und daß der gegenwärtige Stand der Monarchie keine weitere Landeszeessionen mehr zulassen könne, ohne ihre ganze Existenz zu gefährden. Auch erwarte Ich von Ihrer Anhänglichkeit an den Staat und an Meine Person, daß Euer Liebden, wenn Sie eine Unterhandlung anknüpfen sollten, zu der gleichen Zeit die möglichste Aufbietung aller Ihnen zu Gebote stehenden Mittel nicht vernachlässigen, sondern mit dem vollen Eifer, welchen Unsere Selbsterhaltung gebietet, alles, was Uns noch übrig ist, vereinigen und anwenden werden. Ich werde in der Zwischenzeit von Meiner Seite dasjenige tun, was Pflicht und Ehre fordert.“

Der Erzherzog, der weder aus diesem Schreiben noch aus der dem Grafen Friedrich Stadion, dem Bruder des Ministers, mitgegebenen Instruktion recht herauszubekommen vermochte, was der Kaiser eigentlich wollte — „so unbestimmt zwar in beiden Deine Willensmeinung ausgedrückt“, wie er Franz am 28. April aus Neumarkt zurückschreibt —, richtete an Napoleon ein sehr schmeichelhaftes, verbindliches Schreiben, das auf eine Art gehalten war, „welche in gar nichts kompromittieren

und doch die Türe zur Anknüpfung einer Negoziation eröffnen könnte“.

Napoleon fiel es indes nicht ein, in einem so günstigen Augenblick, da er den vollständigen Sieg schon in der Hand hatte, sich an den Konferenztisch zu setzen. Er rückt auf dem kürzesten Wege, dem rechten Donauufer, gegen das Herz der Monarchie, die Residenzstadt, vor. Der Erzherzog, dem es gelungen war, sich mit der Armeegruppe Bellegarde zu verbinden, will sich über den Böhmerwald, Klattau und Budweis gegen die Donau zurückziehen und sich dort irgendwo mit den Streitkräften Hillers, von dem er sich getrennt hatte, vereinigen, um den Imperator, ehe dieser Wien erreichte, in der Flanke zu bedrohen. Doch dieser Versuch mißlingt. Napoleon trifft früher als er vor Wien ein. Die Stadt, von Erzherzog Maximilian verteidigt, kapituliert bereits nach drei Tagen, am 13. Mai. Napoleon schlägt wieder wie im Jahre 1805 in Schönbrunn sein Hauptquartier auf.

Dies war gewiß ein schöner Erfolg, doch nun galt es, das Heer des Erzherzogs Karl, der drei Tage nach dem Falle Wiens, am 16. Mai, von Böhmen her über Zwettl und Horn kommend, am Bisamberg, der Hauptstadt gegenüber, angelangt war und hier lagerte, zum Kampf zu stellen und entscheidend zu schlagen.

ASPERN

Noch am 13. Mai, unmittelbar nach der Einnahme Wiens, versuchte Napoleon, durch Truppen des Marschalls Lannes bei Nußdorf den Übergang über die Donau zu erzwingen, aber das etwas überhastet eingeleitete Unternehmen endete mit der Vernichtung von sieben Kompagnien, die auf der Schwarzen Lackenau, einer Nußdorf vorgelagerten Insel, gelandet waren, durch Vorposten der Armeegruppe Hiller. Er mußte sich daher eine andere Stelle, unterhalb Wiens, bei Kaiser-Ebersdorf zum Brückenschlag aussuchen. Am Nachmittag und in der Nacht des 20. Mai besetzten leichte Reiterei, dann Teile der Korps Massena und Lannes die Insel Lobau und konnten von da das Nordufer gewinnen.

Erzherzog Karl, der ursprünglich einen Angriff bei Nußdorf erwartet und sich auf einen Verteidigungskampf eingerichtet hatte, entschloß sich am Vormittag des 21. Mai — es war der Pfingstsonntag — dem Feind, der bereits Aspern und Eßling besetzt hielt, entgegen zu marschieren und ihm mit seiner etwa dreifachen Übermacht anzugreifen. Der Hauptkampf drehte sich um das Dorf Aspern, das wiederholt verloren und wiedergewonnen, schließlich, als die Nacht hereinbrach, größtenteils im Besitze der Österreicher verblieb, wogegen der Sturm auf das von Marschall Lannes verteidigte Eßling erfolglos blieb.

Am nächsten Tag begann der Kampf schon um drei Uhr morgens aufs Neue. Massena — die Franzosen hatten mittlerweile Verstärkungen erhalten — eroberte Aspern zurück und Lannes wies die erneuten Angriffe auf Eßling ab. Gegen sieben Uhr erteilte Napoleon an Lannes den Befehl, mit drei Di-



Schlacht bei Wagram, 5. Juli 1809

Kolorierte Lithographie (Heeresmuseum Wien)

visionen und der gesamten Reiterei die österreichische Aufstellung zu durchbrechen. Schon bog sich vor der Wucht des Anpralls die Linie der Österreicher weit nach rückwärts, da war es Karl, der persönlich in den Kampf eingriff. Er stellt sich an die Spitze des ersten Bataillons des Infanterie-Regiments Nr. 15 Freiherr von Zach, ergreift die Fahne und führt es dem Feind entgegen zum Sturm. Sein Generaladjutant Graf Colloredo wird neben ihm von einer feindlichen Kugel niedergestreckt. Aber das Beispiel, das der Feldherr gegeben, wirkt auf die weichenden Truppen ermutigend, sie sammeln sich, dringen vor und bald ist die Katastrophe verhütet. Lannes bittet um Verstärkungen und Napoleon, der mit deren Herankunft rechnet, weist ihn an, sich zu behaupten.

In diesem kritischen Augenblick geschah es nun, daß die Donaubrücke, über die Marschall Davout mit seinen Truppen hätte vorrücken sollen, einstürzte — ein Werk des Hauptmanns Magdeburg vom Generalquartiermeisterstab, der über Weisung des Generalissimus Steinschiffe von Lang-Enzersdorf stromabwärts treiben ließ. Napoleon ordnet gegen ein Uhr den Rückzug in die Lobau an, der sich ziemlich ungestört vom Feind vollzieht. Es kommt sogar am linken Flügel der Österreicher zu einem derartigen Rückschlag, daß der Erzherzog in der Annahme, Napoleon habe neue Verstärkungen erhalten, daran denkt, das Zentrum etwas zurückzunehmen und dem neuen Angriff des Feindes in günstiger Stellung entgegenzutreten.

Der Einbruch der Nacht machte dem heißen Ringen ein Ende. Napoleon überläßt sich auf der Insel Lobau nach den Mühen der zweitägigen Schlacht einem gesegneten Schlummer von dreißig Stunden, wie es hieß, — ein Beweis, daß er sich vor einem Angriff der Österreicher sicher fühlte. Erst am nächsten Tag erfährt Karl, daß der Feind das Schlachtfeld geräumt habe. Ein für die Nacht zum 24. geplantes Unternehmen wurde wegen Mangels an Brückenmaterial, haupt-

sächlich aber wegen des hohen Wasserstandes der Donau, nicht zuletzt wohl auch wegen der Erschöpfung der Truppen unterlassen — es konnte, wie der Erzherzog später schreibt, „der Versuch, den Feind zu verfolgen, nur verderblich sein und die Vorteile des erfochtenen Sieges vernichten“.

Es war gewiß kein „strahlender“ Sieg, der an den beiden Pfingsttagen vom Erzherzog Karl bei Aspern errungen wurde. Strenge Kritiker haben damals wie nachträglich gefunden, daß Karl Napoleon mit Leichtigkeit hätte vernichten können und jedenfalls seinen Sieg nicht ausgenützt habe. Doch die moralische Seite dieser zwei Ehrentage der österreichischen Armee war unbestreitbar nicht hoch genug anzuschlagen! Es war das erste Mal, daß Napoleon das Schlachtfeld hatte räumen müssen. Und dieses Verdienst kam auch in dem Handschreiben zum Ausdruck, das der Kaiser unmittelbar nach der Schlacht, am 24. Mai, an seinen Bruder richtete, um ihm seinen „lebhaftesten“ und „ewigen“ Dank auszusprechen, und das im Hinblick auf Franzens späteres Verhalten dem „Retter des Vaterlandes“ gegenüber im Auge behalten zu werden verdient.

„Lieber Herr Bruder Erzherzog Karl!“, so heißt es da, „Ich habe Ihnen zwar gestern den lebhaftesten Dank für den erfochtenen glorreichen Sieg mündlich gezollt, aber dieses genügt Meinem Herzen nicht. Ich will es Ihnen hiemit und in jeder Gelegenheit wiederholen, weil Ich, den die göttliche Vorsicht zum Beherrscher einer großen Monarchie gemacht hat, Mich außer Stand finde, Sie, lieber Herr Bruder, Ihre nächsten Waffengefährten und Meine tapfere Armee nach Verdienst zu belohnen. Ihnen war es vorbehalten, das fünfzehnjährige Waffenglück des stolzen Gegners zuerst zu unterbrechen, Sie, der Meinem Herzen teurer Bruder, Sie, die erste Stütze Meines Thrones, Sie sind der Retter des Vaterlandes, das Ihnen, so wie der Monarch ewig danken und Sie segnen wird...“

Noch einmal flammte die Begeisterung für die gemeinsame Sache der Befreiung bei den Brüdern in Deutschland mächtig

auf. Der Dichter der „Hermannsschlacht“ überreicht in einem poetischen Gruß dem „Überwinder des Unüberwindlichen“ den unverwelkbaren Lorbeerkranz. Heinrich von Kleist hat dieses Gedicht „An Erzherzog Carl“ wohl auf dem Schlachtfeld von Aspern, das er am 25. Mai besuchte, verfaßt.

Der Erzherzog selbst überschätzte seinen Sieg über den Imperator nicht im geringsten. Wohl hatten die Franzosen furchtbare Verluste, nicht weniger als 7000 Tote, darunter den von Napoleon tief betrauerten Marschall Lannes, zu verzeichnen, aber auch die der Österreicher waren beträchtlich und mit ein Grund dafür, daß Karl nicht an eine Ausnützung seines Erfolges dachte. Was ihm als nächstes Ziel vor Augen schwebte, das vertraute er seinem Pflegevater Herzog Albert an, dem er einige Tage später geradezu scherisch schrieb: „Die Schlacht von Aspern hat Napoleon milde gestimmt. Man sollte doch von diesem Glück, welches wir kaum ein zweites Mal erfahren werden, Gewinn ziehen.“

Karl gedachte also, den Sieg nicht militärisch, sondern diplomatisch auszunützen, er will zu einem möglichst vorteilhaften Frieden gelangen. Aber die Diplomaten im kaiserlichen Hauptquartier zu Wolkersdorf, berauscht durch den Sieg, vermeinten den Augenblick gekommen, da man das Volk und die Fürsten Deutschlands zum Kampf gegen Napoleon fortzureißen imstande sei. Graf Stadion setzte beim Kaiser durch, daß Karl beauftragt wurde, Streitkräfte nach Deutschland zu detachieren, welchem Auftrag er nur widerwillig und in geringem Ausmaß nachkam, weil er jede Schwächung seiner Kriegsmacht für verderblich hielt. Die Rechnung auf ein Eingreifen deutscher Kabinette erwies sich überdies als falsch. Der preußische König Friedrich Wilhelm III. zögerte nach wie vor, wollte weitere Erfolge Österreichs, und daran änderte nichts die Tatsache, daß in seiner Umgebung Männer, wie Scharnhorst und Gneisenau, mit Begeisterung zur Sache der Freiheit standen, die gerade jetzt, durch den Sieg Andreas

Hofers am Berge Isel vom 29. Mai, einen neuen Auftrieb erhalten hatte. Nur einzelne Patrioten, wie der Herzog Wilhelm von Braunschweig und der preußische Major Schill, zogen auf eigene Faust ins Feld oder traten, wie Varnhagen von Ense, in die kaiserliche Armee ein. Und Rußland, der frühere Verbündete, bekundete eher die Absicht, gegen die Donaumonarchie aufzutreten, begann seine Truppen gegen Galizien aufmarschieren zu lassen.

Der Generalissimus glaubte sich darauf beschränken zu sollen, seinen Gegner scharf im Auge zu behalten. „Napoleon und ich“, so schreibt Karl dem Herzog Albert am 1. Juni, „wir beobachten uns, wer wohl den ersten Fehler begehen wird, den der andere benutzen kann, und ergänzen unterdes unsere Verluste.“ Und eine Woche später vergleicht er sich mit Fabius Cunctator, der Hannibal besiegt habe, und bemerkt dann: „Ich werde nichts riskieren, denn die Kräfte, über die ich verfüge, sind die letzten des Staates, aber ich werde mit der größten Energie jede Gelegenheit ergreifen, die sich mir bietet, um einen entscheidenden Schlag zu führen.“

Doch Napoleon tat jetzt keinen Fehler. Was nur an Streitkräften verfügbar war, das wurde herangezogen: Vizekönig Eugen, der dem Erzherzog Johann gefolgt war, kam mit mehr als 40.000 Mann über Kärnten heran und war Ende Mai schon über dem Semmering, Marmont wurde mit 10.000 Mann aus Dalmatien herbeordert, die Divisionen Bernadottes und Vandammes rückten in die Nähe der Hauptstadt, an ihre Stelle wurde Lefebvre aus Tirol nach Linz gezogen. Nicht so glücklich war Karl. Erzherzog Johann, der sich zu ihm durchschlagen sollte, wurde vom Vizekönig Eugen am 14. Juni bei Raab geschlagen und konnte nur mit stark verminderten Streitkräften in Preßburg eintreffen und mit der Hauptarmee auf dem Marchfelde Fühlung gewinnen.

Es kommt Karl zustatten, daß auch Napoleon, wie es schien, an Frieden dachte. In dessen Auftrag trifft der in Wien zu-

rückgebliebene Vizepräsident der Hofkammer Josef Graf Pergen im kaiserlichen Hauptquartier zu Wolkersdorf ein, um von Franz die Erlaubnis zur Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln aus Ungarn zu erwirken und spricht dabei von der Neigung des Franzosenkaisers zum Frieden. Pergen konnte dem Kaiser mitteilen, daß Napoleon und seine Umgebung nicht mehr von „Ausrottung des habsburgischen Regententammes“, im Gegenteil „mit großer Hochachtung von Ihrer Majestät redeten“. Auch Napoleons Generalstabschef Berthier, der mit dem Obersthofmeister Graf Hardegg über die Auswechslung von Gefangenen unterhandelte, sprach von Frieden.

Hier also konnte Karl anknüpfen, um seinem kaiserlichen Bruder eine friedliche Auseinandersetzung mit Napoleon dringendst ans Herz zu legen. „Keine der Voraussetzungen“, so heißt es in seiner Denkschrift vom 23. Juni warnend, „welche den Entschluß zum Kriege begründet und gerechtfertigt haben, ist eingetroffen. Die meisten haben sich nicht für, sondern gegen uns realisiert... Unser erster Schlag mißlang und mit diesem unsere Hoffnungen... Es ist keine hyperbolische Redensart, es ist buchstäblich wahr: die erste verlorene Schlacht ist das Todesurteil der Monarchie und der jetzigen Dynastie. Österreich ist in der physischen Unmöglichkeit, einen russisch-polnischen und einen französisch-italienischen Krieg in der nämlichen Zeit zu führen. Nur ein Hauptschlag auf Napoleon selbst kann es vielleicht retten.“ Aber dieser sei, wenn der Erfolg unwahrscheinlich ist, ein „Wagestück“, zu dem kein Feldherr raten könne. Nur der Souverän könne es befehlen und der Feldherr verbürge dann nichts als seine persönliche Aufopferung. „Hier setzt sich aber der Souverän in die Lage eines verzweifelten Spielers, und dieses ist der Feldherr ihm zu sagen verbunden... Will der Souverän unterhandeln, so ist der Moment nach einer gewonnenen Schlacht der einzig günstige... Nach einem

neuen Unfälle, sei er durch das feindliche Waffenglück oder durch einen Drang herbeigeführt, ist dieser allein günstige Moment vorüber, dann wird die Erhaltung der Dynastie und des Urstaates ein Spiel des Zufalls.“

In einer Konferenz, die der Kaiser mit Karl und Stadion abhielt, widersprach der Minister aufs schärfste dem vom Generalissimus vertretenen Standpunkt. „Die Voraussetzungen oder, um richtiger zu sprechen, die politischen Berechnungen, auf welche die Hoffnung des Sukzesses des Krieges begründet war, haben sich größtenteils, fast dürfte ich sagen durchaus bestätigt.“ Die Hoffnungen auf Volksaufstände in Tirol, Norddeutschland, in Italien seien nur gescheitert, weil die vorausgesehene Unterstützung durch die Armee gefehlt habe. Nach den Rückschlägen der ersten Wochen und der Eroberung Wiens sei allerdings der Anschluß anderer Mächte nicht zu erwarten gewesen. Noch lange sei nicht alles verloren. „Der Haß gegen den Druck des französischen politischen Systems, der Wunsch nach Befreiung ist so groß, daß er auch noch gegenwärtig dem Mißtrauen in Österreichs tätige Hilfe einigermaßen die Waage hält . . . Ein einigermaßen glücklicher Schlag . . . wird einen großen Teil der Kräfte in Bewegung setzen, welche für uns bereit stehen, aber unter den gegenwärtigen Umständen ohne Anwendung bleiben.“ Die österreichischen Kräfte unter Karl und Johann seien denen Napoleons und seiner Generale in Österreich mindestens gewachsen.

Stadion wies schließlich auf die Lage König Friedrichs II. von Preußen im Siebenjährigen Kriege und die der Kaiserin Maria Theresia zu Beginn des Österreichischen Erbfolgekrieges hin, wobei die gegenwärtigen Umstände günstiger lägen. Er wolle nicht, so führte er dann weiter aus, entscheiden, ob eine Hauptschlacht zu suchen und zu liefern sei, die „in einem Nu über Sein oder Nichtsein Österreichs entscheiden müsse“, er halte es aber für möglich, „durch wohl-

überlegte Bewegungen und durch Zusammenwirken der verschiedenen Korps, welche auf den beiden Ufern der Donau stehen, unsere militärische Lage zu verbessern und, wenn es darauf ankommen sollte, eine Schlacht zu liefern, diese Schlacht so vorzubereiten, daß wir die Wahrscheinlichkeit des Erfolges für uns hätten“.

Diesen Ausführungen des Ministers gegenüber fühlte sich Karl als Chef der gesamten ihm vom Kaiser anvertrauten Streitkräfte verpflichtet, zu sagen, „was die noch möglichen Operationen für Hoffnungen gewähren“. Stadion glaube, daß man unter diesen Operationen wählen könne. Allein diese Wahl bestehe nicht. „Gehen wir über die Donau, so ist der entscheidende Schlag unvermeidlich und alle militärischen Gründe sprechen dagegen. Ob Graf Zichy die Armee auf dem rechten Ufer verpflegen kann, geruhen Eure Majestät von ihm zu erfahren. Ob der Nachschub von dem linken auf das rechte Ufer gesichert bleibe, kann ich nicht verbürgen. Bleiben wir passiv, so stimme ich der Meinung bei, daß sich unsere Lage nicht verbessern werde. Geht der Feind über die Donau, so werden wir ihn wahrscheinlich schlagen, aber schwerlich mit größerem Erfolge als in der Schlacht von Aspern. Diese Gründe forderten mir die Bemerkung ab, daß Eure Majestät an der Spitze einer starken, guten Armee jetzt noch unterhandeln können, späterhin können Sie es nicht mehr. Indessen erwarte ich Euer Majestät Befehle und habe bereits alle Vorkehrungen zu einer offensiven Operation getroffen, die ich sogleich beginnen werde, wenn ich den Allerhöchsten Auftrag erhalte.“

Der Kaiser hatte nun zu entscheiden. Wie in den meisten Fällen wußte er auch jetzt nicht, was er tun solle. Stadion hatte ihm nicht verhehlt, daß Napoleon im Verlauf des Krieges wiederholt die Äußerung fallen gelassen habe, sofort zum Friedensschluß ohne jede für Österreich drückende Bedingung bereit zu sein, wenn Franz die Krone an einen seiner Brüder,

Erzherzog Karl oder den Großherzog Ferdinand, abtrete. Der Monarch erhob dagegen gar keinen Einspruch, sondern meinte resigniert: „Wohlan, wenn es Gott so will, so sei es! Ich ziehe mich zurück. Laxenburg wird man mir doch lassen!“ Doch da war es Karl, der einen Frieden unter solchen Bedingungen entrüstet zurückwies. Der Kaiser, so erklärte er nachdrücklich, dürfe sich nicht selbst aufgeben, sich unter keinen Umständen opfern. Eher müsse der Krieg bis zum äußersten weitergeführt werden.

So war also Karls Entschluß gefaßt — aber an einen Erfolg glaubte er nicht. Am selben Tage, da im kaiserlichen Hauptquartier über die Frage des Friedens verhandelt worden war, am 23. Juni, schreibt er Herzog Albert: „Ich sage dem Kaiser, daß ich Napoleon angreifen werde, wenn er es befiehlt, aber ich glaube, daß ich geschlagen werde, und er und seine Minister werden teuer ihre Zuversicht und ihre Ungeduld bezahlen.“ Es werde „das Spiel eines Spielers sein, der seinen letzten Heller auf eine Karte setzt“.

Aus eben diesen Tagen, da sich der Erzherzog gegen seine innerste Überzeugung, nur um seinem Bruder die Krone zu erhalten, zur Entscheidungsschlacht rüstete, liegt uns von einem der freiwilligen Mitkämpfer aus dem Reiche, dem Schriftsteller Varnhagen von Ense, eine wertvolle Schilderung des Generalissimus vor. Er berichtet aus dem Feldlager: „Sehr hatte mich verlangt, den Erzherzog selbst endlich zu sehen, wozu die Gelegenheit sich bald darbot, und dann vielmals wiederholte. Schon am ersten Vormittage konnte ich vor seinen Fenstern ihm zuhören, wie er eine Stunde der Muße damit verbrachte, auf dem Fortepiano zu phantasieren, worin er meisterhafte Geschicklichkeit hatte. Nicht lange darauf trat er hervor, stieg zu Pferde und ritt in das Lager hinaus, kehrte zurück und machte dann einen Gang zu Fuß. Sein Anblick war vorteilhaft und erfreuend. Er sah aus wie ein tapferer, biederer und menschenfreundlicher Mann, der sogleich Zutrauen er-

weckte, aber auch Scheu und Ehrfurcht gebot, denn aus dem Feldherrnblick leuchtete die Macht und die Gewohnheit des Befehlens hervor, wie aus den freundlichen Mienen Ernst und Hoheit. Seine kleine schwächliche Gestalt erschien kräftig und gewandt genug, vielleicht durfte man aber aus ihr auch die feinnervige Beschaffenheit erkennen, die man ihm allgemein beimaß. Der Krieg mit seinen Anstrengungen und Rauigkeiten hatte eine sanfte Anmut aus diesen Gliedern nicht verdrängen können, wie auch Napoleon bei seinem ersten Auftreten gehabt haben soll, der im Beginn seiner Laufbahn eben so mager gewesen war, jetzt aber stark geworden, ein weniger gutes Ansehen hatte. Was aber den Erzherzog besonders auszeichnete, war die völlige Einfachheit und Natürlichkeit seines Wesens, die gänzliche Abwesenheit alles Gemachten und Gespannten; aus der Lässigkeit mancher seiner Bewegungen würde man zuweilen fast auf einen Mangel an Kraft geschlossen haben, hätte nicht das Feuer seines heldischen Auges jeden solchen Gedanken niedergeblitzt. Sein unerschrockener Mut, der stets das Beispiel persönlicher Aufopferung und Verleugnung gegeben, seine menschenfreundliche Sorgfalt, sein gerechter und standhafter Sinn sowie das Andenken seiner frühen Taten und Siege hatten ihm die höchste Liebe des Heeres erworben, die Offiziere hingen ihm eifrig an, die Gemeinen waren ihm unbedingt ergeben, vorzüglich die böhmischen Soldaten, denen er als Generalkapitän ihres Landes noch besonders angehörte. Wo er sich zeigte, schallte ihm jauchzender Leberuf entgegen, der auf den Vorposten dem Feinde leicht seine Anwesenheit verriet, aber nicht ganz untersagt werden konnte.“

WAGRAM — MASSREGELUNG

Kaiser Napoleon hatte in den ersten Julitagen seine Zuzüstung beendet und vollzog in der Nacht vom 4. zum 5. Juli von der Lobau aus den Übergang seiner ganzen Armee auf das nördliche Donau-Ufer, ohne besonders gestört zu werden, wobei ihm ein furchtbares Unwetter zu Hilfe kam. Die österreichische Armee — sie zählte rund 137.000 Mann — hatte mit ihrem Gros hinter dem Rußbach Stellung genommen, während ein Teil am Bisamberg lagerte. Es wurde Mittag, als der Kaiser seine Streitkräfte in der Stärke von fast 160.000 Mann vorrücken lassen konnte. Vom Bestreben geleitet, rasch die Entscheidung herbeizuführen, gab er — es war schon Abend geworden — den Befehl zum Angriff.

Aber alle Vorstöße der Franzosen scheiterten an dem zähen, tapferen Widerstand der Österreicher. Der Generalissimus griff wieder mehrmals persönlich in den erbitterten Kampf ein. Als die französischen Generale Dupas und Macdonald gegen den ins Wanken geratenen linken Flügel des ersten Armeekorps zum Sturm vorgingen, sprengt Karl mit seinem Gefolge von Deutsch-Wagram heran, wirft sich dem zurückgehenden Regiment Vogelsang entgegen, ordnet es und führt es wiederum an den Feind heran. Von den Offizieren seiner Begleitung werden mehrere verwundet, andere verlieren ihre Pferde. Ein Gewehrscuß streift die rechte Schulter des Erzherzogs. Auf die Wunde aufmerksam gemacht, erwidert er: „Jetzt ist es nicht Zeit, es zu sagen.“ Mit anfeuernden Worten und Degenhieben bringt er weichende Truppen zum Vorgehen, beordert das Egerländer Regiment Erbach aus dem

zweiten Treffen in die Flanke des Gegners und bringt damit die Entscheidung. Als die Nacht hereinbrach, waren die Franzosen überall geworfen.

Um Mitternacht wurde die Disposition für den nächsten Tag, den 6. Juli, herausgegeben, wonach der Feind um vier Uhr morgens gleichzeitig von allen Seiten stark angegriffen werden sollte. Doch nur das auf dem linken Flügel bei Markgraf-Neusiedl postierte Korps Rosenberg stieß zur angesetzten Zeit auf den rechten Flügel der französischen Armee vor. Aber schon eine Stunde später erhielt Feldmarschalleutnant Fürst Rosenberg den Befehl, wieder auf seine frühere Stellung zurückzugehen und sich auf die Verteidigung zu beschränken. Napoleon, der auf die Nachricht von dem Vorpellen der Österreicher mit seinen Gardes dem Marschall Davout zu Hilfe geeilt war, weil er annahm, daß der in dem nahen Preßburg stehende, von Karl sehnsüchtigst erwartete Erzherzog Johann bereits angekommen sei, gab nun, als er die Meldung erhalten hatte, daß von den Streitkräften des Erzherzogs bis zur March nichts zu erblicken sei, Davout den Auftrag, Rosenberg umfassend anzugreifen und so den linken Flügel der österreichischen Armee aufzurollen. Aber infolge des heldenmütigen Widerstandes der Österreicher gelang es ihm erst um die Mittagsstunde, die Höhe beim Turm von Markgraf-Neusiedl zu gewinnen.

Mittlerweile war die Schlacht im Zentrum und am rechten Flügel der Österreicher im vollsten Gange. Der linke Flügel des Generalissimus hatte die Franzosen zurückgeworfen und den von den Sachsen geräumten Ort Aderklaa besetzt. Napoleon, die Gefahr erkennend, läßt aus der gesamten Artillerie der italienischen Armee und der Garde über 100 Geschütze gegen die Angriffsfront auffahren und bringt diese damit zum Stehen. Der Kampf um Aderklaa geht weiter. Aber nach den Vorgängen auf dem linken Flügel war die Situation des Generalissimus schwierig geworden, da er bereits alle Reserven

herangezogen hatte. Als ihm nun etwa um 2 Uhr nachmittags Major Prinz Reuß die Meldung des Erzherzogs Johann überbrachte, daß er erst nach drei Stunden bei Leopoldsdorf eintreffen würde, war das Schicksal des Tages entschieden, Karl gibt den Befehl zum Rückzug. Denn der Generalissimus hatte beim Entwurf seines Schlachtplans mit Johanns Eintreffen bestimmt gerechnet, ihm daher schon am 4. Juli um sieben Uhr abends den Befehl übersandt, ungesäumt über Marchegg heranzumarschieren, um an der Schlacht teilzunehmen und dem Feind in die Flanke zu kommen, und diesen Befehl an den beiden Schlachttagen in der allerdringlichsten Form wiederholt.

Erzherzog Johann hat sich indessen, wie als sicher gelten kann, in keiner Weise beeilt, um rechtzeitig auf dem Schlachtfeld zu erscheinen. Nach dem Eintreffen des zweiten Befehles, der am 5. Juli um sechs Uhr morgens an ihn abging, ließ er sich noch fünf Stunden Zeit, um abzumarschieren, so daß sein Korps erst um Mitternacht von Preßburg aus sich in Bewegung setzte. Nach dem Zeugnis maßgebender Militärs hätte er um fünf bis sechs Stunden früher, so wie ihm befohlen war, in Siebenbrunn anzukommen vermocht, und damit wäre, wie man annehmen kann, die Vorrückung Davouts zum Stehen gebracht worden; genügte doch schon das Erscheinen „einiger Reiter“ des Korps Erzherzog Johanns, eine Panik im Rücken der Franzosen hervorzurufen, die sich bis zu den Donaubrücken fortpflanzte. Vollends unverständlich ist es auch, daß Johann den ersten Befehl seines Generalissimus nicht einmal beantwortete, obwohl dies ausdrücklich gefordert worden war, denn der Feldherr mußte doch nach der Angabe des Zeitpunktes seines voraussichtlichen Eintreffens seine Dispositionen treffen!

Fällt also die Hauptschuld an dem unglücklichen Ausgang der zweitägigen Schlacht bei Wagram, die für die Österreicher schon so gut wie gewonnen war, dem säumigen Erzherzog

Johann zur Last, so muß hier noch ein Moment erwähnt werden, das ebenfalls eine Rolle spielte: Der Generalissimus scheint in der Nacht zum zweiten Schlachttage wieder einen seiner Nervenfälle bekommen zu haben oder infolge der Anstrengungen des Tages und der erlittenen Verwundung in einen tiefen Schlaf verfallen zu sein, und da war es nun sein Generalstabschef, Generalmajor Freiherr von Wimpffen, der die Dispositionen zu einer Offensive traf, während der Generalissimus in der richtigen Erkenntnis, daß seine Streitkräfte gegenüber denen des Feindes in der Minderzahl waren, auf die Defensive sich beschränken wollte. Zu allem klappte dann die Durchführung nicht, da der rechte Flügel erst vier Stunden, nachdem sich Rosenberg befehlsgemäß in Bewegung setzte, zum Angriff schritt.

Allein, wer und was immer die Niederlage von Wagram verschuldet haben mag — die Schlacht war für die Österreicher verloren, freilich keineswegs so, wie es Kaiser Napoleon erwartet haben dürfte. Wohl schrieb er seiner Gemahlin triumphierend: „Die feindliche Armee flieht in voller Unordnung!“, verkündete er der Welt einen glänzenden Sieg, aber er selber wußte am besten, wie die Dinge in Wirklichkeit lagen: Auch seine Armee hatte ungeheure Verluste, gegen 30.000 Mann, erlitten, der Sieger hatte mehr Trophäen verloren als der Besiegte — eine Fahne gegen zwölf Adler und Bataillonsfahnen — und die Österreicher konnten sich so zurückziehen, daß der Imperator am folgenden Morgen keine Ahnung besaß, wohin sie sich gewandt hatten!

Karl war in der Tat, vom Feind kaum behelligt, in der Nacht über die Kreuzensteiner Höhen, nördlich von Korneuburg, nach Göllersdorf und Jetzelsdorf, auf der Straße nach Znaim, marschiert. Aber der Zustand seiner Armee ließ alles zu wünschen übrig. Von Ober-Rohrbach aus berichtete Karl am Tage nach der Schlacht, am 7. Juli, dem Kaiser: „Ich wünsche nicht, daß der Feind uns rasch verfolge, denn ich würde ihm wenig

Widerstand zu leisten vermögen und darf ich es Euer Majestät nicht bergen, daß auf diese Armee in ihrem gegenwärtigen Zustand nicht zu zählen sei. Wir haben viel verloren, aber unser Verlust wird durch die vielen Maroden und Traineurs, die alle dem Feind in die Hände fallen, noch unendlich beträchtlicher werden.“

Kaiser Franz, der der Schlacht vom Bisamberg aus zugehen hatte und am 8. Juli in Znaim eingetroffen war, ließ Karl die Mitteilung zukommen, daß er zur Einleitung von Friedensverhandlungen geneigt sei und die Absicht habe, den General der Kavallerie Johann Fürst Liechtenstein zu Napoleon zu senden, weshalb sich der Generalissimus mit den feindlichen Vorposten ins Einvernehmen setzen möge. Karl unternahm auch unverzüglich die dazu erforderlichen Schritte und erhielt von Napoleon die Antwort, daß er den Fürsten „mit vielem Vergnügen“ erwarte, was auch sicherlich den Tatsachen entsprach, denn die Aussicht, dem Feinde nachzuziehen und sich immer weiter von seiner Operationsbasis zu entfernen, hatte begreiflicherweise für den Imperator nichts Verlockendes, weshalb ja auch von ihm die Entscheidung bei Wagram so gesucht worden war.

Aber am nächsten Tage war Kaiser Franz vollständig umgestimmt worden. Er war nicht, wie sein Bruder ihn „dringend“ gebeten, in die Nähe gereist, damit der Gang der angefangenen Unterhandlungen keine Verzögerung erleide, sondern auf dem Wege nach Ungarn und befand sich nun, weit vom Schuß, vollständig in der Hand der Kriegspartei. Im Laufe des 11. Juli erhielt der Generalissimus vom Kaiser aus Časlau ein Handschreiben mit einem Vortrag des Ministers Stadion, das keinen Zweifel über die im kaiserlichen Hauptquartier herrschenden Absichten aufkommen ließ.

Karl wird hier aufgefordert, seine ganze Sorgfalt dahin zu richten, den Mut und guten Geist der Armee zu erhalten, Ordnung und Zucht bei ihr zu handhaben und dem Feind

den möglichsten Abbruch zu tun. Er, der Kaiser, werde mit den übrigen Kräften der Monarchie das gleiche zu bewerkstelligen trachten, „welches Ich aber nur dann zu bewirken imstande bin, wenn Euer Liebden Ihrerseits gehörig mitwirken“. Das hieß also, daß der Wirkungskreis des Erzherzogs „sich nun bloß auf die Ihnen unterstehende Armee erstrecke“. Außerdem habe er das Kommando eines Korps dem Fürsten Rosenberg, wie er es ihm bereits mündlich aufgetragen, abzunehmen, „dann den FML. Grünne von Ihrer Person zu entfernen, und zwar diesen, weil dessen Befinden und Anstellung bei Euer Liebden nach der allgemeinen Abneigung, die gegen ihn herrscht, dem Dienste des Staates und Euer Liebden selbst schadet und notwendig ist“.

Dem „ewigen“ Dank, den Kaiser Franz nach der Schlacht von Aspern seinem Bruder auszusprechen sich bemüßigt fühlte, war also rasch die Maßregelung gefolgt: der Generalissimus der gesamten Kriegsmacht war darnach nur mehr der Befehlshaber der von ihm jetzt geführten Armee und sein langjähriger Vertrauensmann Grünne zu entlassen. Wie aber sollte Karl den guten Geist der Armee „erhalten“, wenn er nach der Niederlage von Wagram aus ihr gewichen, und wie sollte Karl mit einem so heruntergekommenen Kriegsinstrument dem Feind „möglichsten Abbruch“ tun! Was er tun konnte, das hatte er eben an diesem 11. Juli, da er die Ungnade seines kaiserlichen Bruders zu fühlen bekommen, getan, bei Znaim mit den Truppen Massenás und Marmonts einen heftigen Kampf bestanden, der den Imperator veranlaßte, auf das am Vortage gestellte Anbot einer Waffenruhe zurückzukommen, denn er hatte keine Lust, dem Erzherzog, der sich so glänzend behauptet hatte, wieder auf unabsehbare Zeit nachzufolgen. Vor Sonnenuntergang erschien bei dem österreichischen Kavallerie-Reservekorps der französische General Montbrun und meldete, daß Marschall Berthier einen öster-

reichischen General wegen des Abschlusses eines Waffenstillstandes zu sprechen wünsche.

Karl hatte keinen Grund, die ihm von Napoleon dargereichte Hand zurückzuweisen. Seine Armee hatte seit dem 5. Juli keine Ruhepause gehabt und je mehr sie ihrer vollständigen Zermürbung und Vernichtung entgegenging, um so härter mußten die von Napoleon gestellten Bedingungen sein! Den Krieg noch weiter zu führen, hatte demnach keinen Sinn mehr, wenn auch aus sicherem Port die Kriegspartei seine Fortsetzung betrieb und der Kaiser, der bereits der Einleitung von Friedensverhandlungen zugestimmt hatte, jetzt auf ihrer Seite stand. Er entsandte seinen Generalstabschef Wimpffen ins französische Hauptquartier.

Schon am folgenden Tag wurden dem Generalissimus die Bedingungen für den Waffenstillstand bekanntgegeben. Sie waren nicht gerade milde. Napoleon verlangte zu dem von ihm eroberten Land die Übergabe der noch von Österreich behaupteten Gebiete Tirols, Vorarlbergs und der Steiermark, der strategisch wichtigen Punkte Fiume, Grazer Schloßberg, die Zitadelle von Brünn und das Fort von Sachsenburg. Die Demarkationslinie sollte darnach die Grenze von Böhmen und Mähren, dann eine Linie ostwärts über Preßburg nach Raab und von hier aus südwestlich bis an die steirische Grenze und von da bis Fiume bilden.

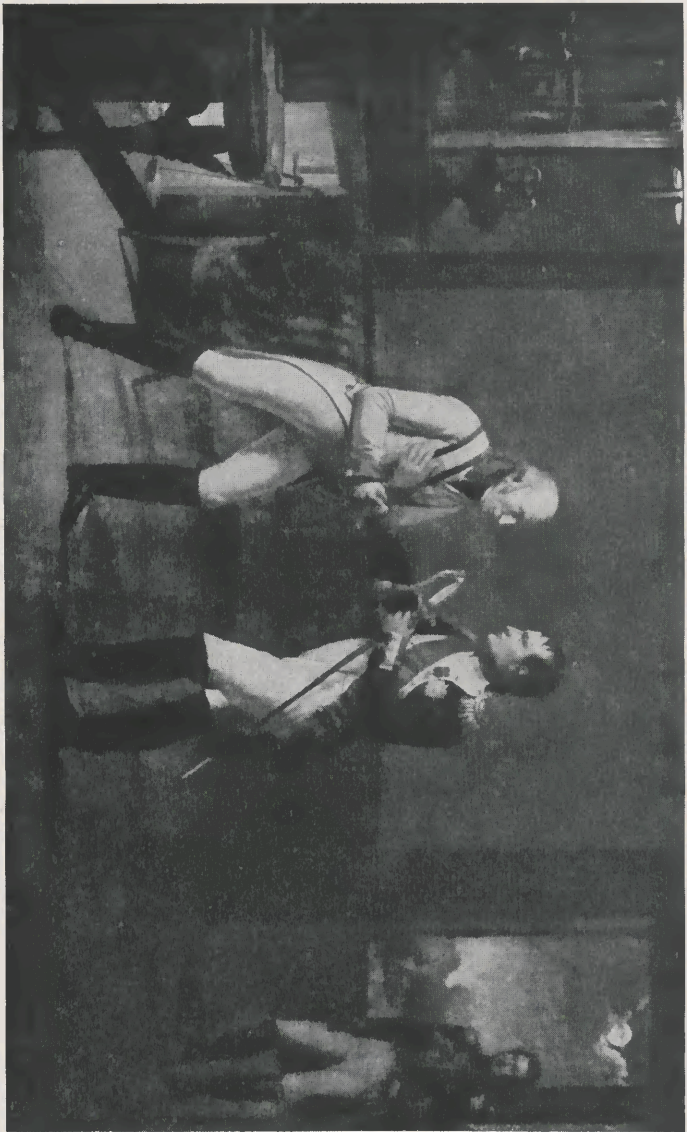
Karl schloß den Waffenstillstandsvertrag ab — nur Fiume wollte er von der Räumung ausgenommen haben. Was er damit für eine Verantwortung übernahm, konnte ihm nicht verborgen sein, aber er durfte zu seiner Rechtfertigung sagen, daß man bloß das preisgegeben habe, was bei Fortsetzung des Kampfes ohnehin verloren worden wäre. In seinem Bericht vom 13. Juli aus Mährisch-Budwitz begründete er dem kaiserlichen Bruder gegenüber seinen Schritt damit, daß er, „um die Armee zu retten“, von des Kaisers Erlaubnis, einen Waffenstillstand einzugehen, Gebrauch machte, „um nicht Euer



Erzherzog Karl

Ölbild von Anton Einsle, 1846

(Familienbesitz)



Erzherzog Karl und Napoleon in Stammersdorf

Gemälde von Ponce-Cannus (Schloß Versailles)

Majestät Thron und die Monarchie ganz der Willkür des Eroberers preiszugeben“. Er glaubte, wie er zum Schluß bemerkte, „durch diese vielleicht dem ersten Anschein nach ungünstig scheinende Konvention zwei der allergrößten Vorteile erzielt zu haben, welchen alle übrigen Nachteile weit untergeordnet sind. Den ersten, Euer Majestät durch den Eingang des Instruments die Sicherheit verschafft zu haben, daß Napoleon im vorstehenden Friedensschluß an Abolierung der Dynastie nicht mehr denke, und den zweiten, Euer Majestät eine Armee erhalten zu haben, die mit den übrigen Ressourcen, zu deren Aufbringung die Zeit nun vorhanden, Allerhöchst-dieselben in den Stand setzt, falls die Forderungen des Feindes beim Friedensschluß zu hoch gespannt würden, noch einmal das Glück der Waffen zu versuchen und die Anträge unsererseits zu unterstützen“.

Gleichzeitig wendet er sich in einem vertraulichen Schreiben an den Bruder, um sich gegen den Vorwurf der Feigheit zu rechtfertigen und vor allem sich gegen die Entlassung seines getreuesten, engsten Mitarbeiters zu wehren. „Deinen Brief aus Časlau vom 9.“, so schreibt er ihm, „erhielt ich am 11. auf dem Schlachtfeld bei Znaim. Daß es mir auch jetzt nicht an Mut und Entschlossenheit fehlt, habe ich den 10. und 11. bewiesen, wo ich über die Thaya setzte, aus Znaim debouchierte, obwohl mir der Feind zugekommen war, diesen zurückwarf und mich, jedoch mit vielem Verlust, in einer schlechten Stellung behauptete, obwohl ich sah, daß er mit einer überlegenen Macht, besonders an Kavallerie, vor mir stand. Ich beziehe mich darüber auf meinen offiziellen Bericht, allein meine Sache ist es nicht, zu prahlen. Den FML. Rosenberg werde ich nach Deinem Befehl gleich ablösen lassen. Was den FML. Grüne anbetrifft, so weißt Du, wie ich über ihn denke, und Du selbst hast mir erst vor wenigen Tagen sein Lob gemacht. Daß einige Laffen, denen er vielleicht zu aufrichtig die Wahrheit gesagt hat, mit ihm unzufrieden sein mögen, das

glaube ich — allein die Meinung solcher Menschen soll weder die Deinige, noch die meinige begründen und Dich verleiten, einen General aus einer Anstellung zu entfernen, in der er Dir und dem Staate ehrlich, mit Fähigkeiten und Anstrengung dient. Ich fühle zu sehr die Größe der Last, die auf meinen Schultern ruht, um zu glauben, sie allein tragen, alles allein tun zu können. Wenn ich nicht Werkzeuge habe, die dem Werke gewachsen sind und in die ich Zutrauen setze, so muß ich meinen Grundsätzen getreu einer Anstellung entsagen, sobald mir die Mittel benommen werden, die Obliegenheiten, so sie mit sich bringen, in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen. Ich muß Dich also bitten, von diesem Entschluß abzugehen, indem ich nicht zugeben kann, daß ein General, der Dir so gut dient, auf eine solche Art entehrt und ich außer Stand gesetzt werde, Dir ferner nützlich sein zu können.“

Der Erzherzog hatte an die edleren Gefühle seines kaiserlichen Bruders appelliert und man hätte meinen sollen, daß der Kaiser in deren Ermangelung schandenthalber bereit gewesen wäre, die vom Erzherzog angeführten Gründe zu würdigen. Daß es Franz keinen Eindruck machte, wenn seine Armee, die sich gerade in den letzten Tagen wieder so heldenhaft geschlagen, der gänzlichen Vernichtung entgegenging, er auch schwer einzusehen vermochte, daß Karl ehrenhalber nicht seinen treuen Gehilfen preisgeben konnte, dies begreift man aus der Natur des Monarchen nur zu gut. Verwunderlich aber muß es erscheinen, daß auch Karls Hinweis auf die Erhaltung der Dynastie auf Franz, der nur sich und seine eigene Familie kannte, die Wirkung verfehlte, wo ihm doch des Imperators Wunsch, ihn zu beseitigen und einen Erzherzog an seine Stelle zu setzen, kein Geheimnis war. Und daß hier gerade Karl in erster Reihe in Frage kam, das hätte den Monarchen von der Lauterkeit der seinen Bruder leitenden Beweggründe überzeugen und ihm Achtung einflößen müssen!

Indes, Kaiser Franz sah nur die Eigenmächtigkeit des Gene-

ralissimus, mit der er den Waffenstillstand abgeschlossen hatte. Am 18. Juli ergeht aus Komorn ein überaus verletzendes Handschreiben an Karl, das ihm nun in aller Form den Oberbefehl über die gesamten Armeen entzog und die Entsendung Grünnes ins kaiserliche Hauptquartier anbefahl. „Die Erfahrung in dem gegenwärtigen Feldzuge“, so heißt es da, „hat hinlänglich bewährt, daß es, ungeachtet Euer Liebden regen Eifers und Wunsches, allenthalben das Mögliche zu leisten, unmöglich sei, eine große Armee zu kommandieren, zugleich aber auch alle übrigen auf so verschiedenen entfernten Punkten aufgestellten Armeen zu leiten, und selbst auch noch hinzu einen Teil der Kriegs-Ministerial-Geschäfte zu besorgen. Diese Gründe bei dem Umstande, daß, wenn die Feindseligkeiten wieder anfangen sollten, es um die fernere Existenz der Monarchie zu tun ist, bewegen Mich, die Oberleitung gesamter Armeen von nun an Mir allein vorzubehalten, die Ministerial-Geschäfte aber nur auf einen Punkt zusammenzuziehen, und Euer Liebden in den Stand zu setzen, sich bloß mit dem Kommando der Ihnen von Mir anvertraut werdenden Truppen allein und ausschließlich zu befassen. Ich will demnach, daß Euer Liebden den FML. Grüne samt dem ganzen die Ministerial-Geschäfte besorgenden Personale, nachdem Sie, um Verwirrungen oder Stockungen zu verhindern, einen Abschnitt gehörig gemacht haben werden, einstweilen anher senden, wo selbe die weiteren Befehle erhalten werden...“

Der Erzherzog beantwortete dieses ungnädige Handschreiben sofort nach Empfang desselben am 23. Juli mit der Niederlegung des Kommandos. Er habe, so schreibt er Franz, aus dessen Handschreiben „mit innigstem Leidwesen“ seine Unzufriedenheit entnommen. „Ein Feldherr, welcher sich Euer Majestät Unzufriedenheit in einem solchen Grade zugezogen hat, kann auch Ihr Zutrauen nicht mehr besitzen und daher auch nicht mit Nutzen für den Staat das Kommando der

Armee ferners führen. Diese Betrachtung bestimmt mich, Euer Majestät das Kommando der Armee zu Füßen zu legen.“

Seinem Oheim aber schrieb Karl am gleichen Tage: „Der Waffenstillstand ist soeben von Seiner Majestät ratifiziert worden, aber mir wurde der Kopf ordentlich gewaschen, weil ich das Abkommen in einem Augenblick getroffen, da der Kaiser im Begriffe war, an der Spitze von sechzigtausend Mann nach Wien zu marschieren, um diese Stadt mit Hilfe ihrer Bewohner zu erobern. Er hat nur vergessen, daß auch ich weiß, was er an verfügbaren Truppen in Ungarn hat und wie sie beschaffen sind, und daß sie nicht nach Wien gelangen können, bevor Napoleon genügend Verstärkung dahingesendet hat, um sie zu schlagen. Gleichzeitig zeigt mir der Kaiser an, daß er das Kommando über alle Armeen übernommen hat, daß ich den FML. Grünne mit seinem Bureau nach Komorn senden soll, da Seine Majestät von nun an alles selbst leiten will und ich nur das Kommando über jene Truppen zu behalten habe, die er mir seinerzeit bezeichnen wird. Dies und drei Handbilletts, die, wie ich vermute, aus der Fabrik Baldaccis stammen, haben mich veranlaßt, das obige Handschreiben an den Kaiser zu richten.“

Karl hat später gemeint, daß er, statt seine Stelle niederzulegen, auch zum Kaiser hätte eilen können, um die Mißverständnisse auszugleichen, doch sei er damals durch die übermäßige Anstrengung seiner Kräfte so herabgekommen gewesen, daß er nur mehr zur Not das Pferd besteigen konnte. In dieser Verfassung sei „sein edleres Gefühl sowie die kalte Überlegung von Empfindlichkeit und Mißmut übertäubt“ worden, weshalb er auf sein Kommando verzichtete. Doch will es scheinen, daß der Erzherzog damit das einzig Richtige getan hat, daß er vom Standpunkt seiner persönlichen Ehre gar nicht anders hätte handeln dürfen, nachdem ihm vom Kaiser mit so verletzender Deutlichkeit der Stuhl vor die Türe gestellt und ihm noch überdies das im höchsten Grade beleidigende

gende Zeugnis der Unfähigkeit zur Führung des Kommandos ausgestellt worden war! Zu den übrigen ihm bekannten Gegnern, die jetzt das Ohr des Monarchen besaßen, wie Staatsrat Baldacci, Stadion und Gentz, war ein neuer getreten, der eben auf dem besten Wege sich befand, den durch das Unglück von Wagram niedergebeugten Monarchen ganz in die Tasche zu stecken, — der frühere Botschafter in Paris, Graf Klemens Lothar Metternich. Dieser Diplomat — „schlau und biegsam“ nennt ihn Karl — verstand es meisterhaft, die Fehler anderer scharf zu tadeln, und so konnte es ihm nicht schwer fallen, auf den Kaiser Eindruck zu machen, wenn er dem unglücklichen Feldherrn vorwarf, daß er seinen Sieg von Aspern nicht sogleich ausgenützt habe. Gegenüber einer solchen Front von Gegnern, die niemals Pulver gerochen, aber schön und gefällig zu reden wußten, würde auch eine vom Erzherzog vielleicht erzielte Verständigung nur ein kurzes Provisorium gewesen sein.

Aber nun, da es so gekommen war, nahm der Kaiser die Niederlegung des Armeekommandos an als ein „Opfer“, das der Erzherzog dem Staate brachte. Mit einigen kühlen Worten bedauert der Monarch, daß dieser einen „tapferen Feldherrn“ verliere. Am 30. Juli übergab Karl das Kommando dem zu seinem Nachfolger bestimmten General der Kavallerie Fürsten Liechtenstein, verließ tags darauf den Kriegsschauplatz und begab sich mit Herzog Albert, der ihm bis Olmütz entgegengefahren war, nach Teschen.

Es mag dem Erzherzog in seiner begreiflichen Mißstimmung eine hohe Genugtuung gewesen sein, daß ihn Kaiser Napoleon, offenbar an die vor fünf Jahren in Stammersdorf stattgefundene Unterredung anknüpfend, durch eine Mittelsperson wissen ließ, er werde ihm, wenn er es wünsche, gelegentlich der bevorstehenden Verhandlungen mit Kaiser Franz „ein festes Los“ zuwenden. Karl brauche ihm nur bekanntzugeben, was er anstrebe, „da Seine Majestät überaus

erfreut sein würden, Ihnen einen öffentlichen Beweis zu geben von seiner Achtung Ihrer Person und Ihrer Fähigkeiten“. Karl antwortete darauf, daß sein Los durch Familienpakte gesichert sei und seine Grundsätze wie die unwandelbare Anhänglichkeit an den Kaiser und die Monarchie dafür bürgten, daß er kein anderes Los wünsche. Er teilte überdies Kaiser Franz diesen Zwischenfall mit, der ihm dafür dankte und auch allen Grund dazu hatte. Im Innersten aber wird der Monarch, wiederum von den Feinden des Erzherzogs beeinflusst, nur noch mehr in seinem alten Argwohn, daß sein Bruder ehrgeizige Pläne verfolge, bestärkt worden sein. An diesem Verdacht war nur das eine richtig, daß dem Erzherzog derartige Angebote gemacht wurden. Als er einmal wieder von solchem Gerede hörte, rief er in leidenschaftlicher Erregung aus: „Ich bin ein ehrlicher Kerl, denn der Napoleon hat mir sogar die Krone angetragen!“ Niemals aber würde der bis in die Knochen loyale Prinz ein solches Angebot angenommen haben! Und doch wurde Kaiser Franz Zeit seines Lebens diese Sorge nicht los, sie vergiftete das ganze Verhältnis der beiden Brüder zueinander auf das schwerste und der unheilvolle Minister Thugut, der, um seine unbegrenzte Macht über den schwachen Kaiser zu behaupten, den Einfluß des Erzherzogs auszuschalten suchte und mit allen, auch den gemeinsten Mitteln der Intrige gegen ihn arbeitete, fand seinen würdigen Nachfolger im Grafen Metternich, der im Oktober nach dem Sturz des Ministers Stadion die Staatskanzlei bezog.

NEUE KRÄNKUNGEN

Noch vor Schluß des schicksalsschweren Jahres 1809, am 21. Dezember, übersiedelte der Ex-Generalissimus in die kaiserliche Residenz. So gering man auch das innere Bedürfnis des Kaisers und seines ersten Ministers, Karl hier zu sehen, einschätzen mag, begrüßten sicherlich beide sein Erscheinen mit einem Gefühl lebhaftester Genugtuung, weil er, der „staatsgefährliche“ Mann, im Zentrum der Monarchie, am Sitz der obersten Polizeibehörde, am besten — überwacht werden konnte. Metternich selbst nahm es auf sich, dem Kaiser darüber zu berichten, und er wußte, daß ihm dieser in Anbetracht der außerordentlichen Wichtigkeit einer solchen Mission die persönliche Mühewaltung hoch anrechnen werde. „Der kaiserliche Prinz“, so meldet der Graf nach einem Theaterbesuch Karls eigenhändig, „war, sobald er in der Loge erschienen, sofort Gegenstand der schmeichelhaftesten Aufmerksamkeit von seiten des Publikums, doch Karl zog sich bescheiden in den Hintergrund zurück.“

Der amtliche Polizeibericht entsprach vollständig den Tatsachen, aber nur weil Metternich, der es sonst mit der Wahrheit nicht so genau nahm, wußte, daß der Hinweis auf die Beliebtheit des Erzherzogs das Mißtrauen des Kaisers gegen seinen Bruder anfachen werde — man darf da wieder an die feine Tagebuchbemerkung des Grafen Zinzendorf denken, der auf die Kunde von dem stürmischen Empfang Karls durch die Wiener vermerkte: „Das wird den Kaiser ärgern!“ Die Begeisterung für den „Retter Germaniens“ und den „Sieger von Aspern“ hielt auch nach seiner Entlassung unvermindert

an. Der seit August 1811 in Wien weilende Sachse Theodor Körner, der in Begleitung Wilhelm von Humboldts das Schlachtfeld von Aspern besuchte, verfaßt unter dem frischen Eindruck dieses Erlebnisses die Gedichte „Hoch lebe das Haus Österreich!“ und „Auf dem Schlachtfeld von Aspern“ und sendet sie 1812 Karl zu. In seiner Widmung wird auf die seit dem Freiheitsjahr veränderten Zeitverhältnisse ange=spielt:

„Manche schweigen wohl auch, weil die Zeit
das Schweigen gebiete . . .

Aber die Zeit will ich seh'n und den Tag,
der gebieten kann, frostig,

Kalt und besonnen zu sein, wenn mich Entzückung
durchglüht.

Wenn mein germanischer Stolz sich beugt
dem germanischen Helden,

Der auf dem Acker des Siegs Funken und
Flammen geweckt.“

Am 30. Dezember 1812 gelangte Körners Freiheitsdrama „Zrinyi“ im Burgtheater zur Aufführung. Wenige Tage darauf, am 4. Januar 1813, ließ der Erzherzog den Dichter zu sich bitten und unterhielt sich wohl eine halbe Stunde mit ihm. „Mir ging das Herz gewaltig auf“, so berichtete Körner darüber seinem Vater, „und ich schwätzte frisch von der Leber weg, was ihn sehr zu freuen schien. Er entließ mich mit den Worten: Es sei ihm lieb, solch wackeren jungen Deutschen kennengelernt zu haben.“ Und seine Freunde beneideten den jungen Dichter nicht wenig ob dieser ihm widerfahrenen Auszeichnung. „Schreibe mir doch etwas Näheres von der Persönlichkeit des Erzherzogs Carl!“, bat Friedrich Förster. „Du Glücklicher! Du hast dem Helden von Amberg und Aspern gegenüber gestanden, Deutschland war der Gegenstand seines Gesprächs mit Dir und Du wirst nicht stumm gestanden haben,

Du wirst ihm noch mit mehr Freimut als in Deinen beiden herrlichen Gedichten gesagt haben, daß besonders in dem gegenwärtigen Augenblicke die Augen von ganz Deutschland auf ihn gerichtet sind. Ich kann mir denken, daß Dir so etwas wie dem Marquis Posa ums Herz war und gewiß noch viel größer als ihm war Dir zumute, da Du vor keinem eiskalten Philipp, sondern vor einem deutschen Helden standest, der mit Dir gleiche Liebe und gleiche Begeisterung für das Vaterland teilt. Bewahre Dir jedes Wort, was er sprach, bis auf den leisesten Ton seiner Rede, jede Miene seines Gesichtes, jeden Blick seines Auges...!"

Im selben Jahr 1812 lernte auch der schlesische Dichter Eichendorff den Prinzen kennen und äußerte sich dann ganz entzückt: „Kleines, lebhaftes Männchen, österreichisches Sprechen, durchaus freundschaftliches, ächtdeutsches, herrliches Wesen.“

Mit dieser Schwärmerei für den „deutschen“ und „germanischen Helden“, die den Argusaugen der Wiener Polizei wohl kaum verborgen geblieben sein konnte, war die Kette von Beweisen für die „Staatsgefährlichkeit“ des volkstümlichen Prinzen geschlossen; denn war das Wort „deutsch“ schon vor 1809 scheel angesehen, so hatte es nach dem Wiener Frieden einen ausgesprochen „revolutionären“ Klang. Aber merkwürdig: nicht nur deutsche Freiheitskämpfer wie Körner und Eichendorff, die beide im Lützowschen Freikorps gegen Napoleon ins Feld zogen, feierten Karl, auch der französische Imperator bekundete dem gestürzten Feldherrn vor aller Welt seine besondere Hochschätzung.

Es war bald nach dem Friedensschluß, als Kaiser Napoleon um die Hand der ältesten Tochter des Kaisers Franz, der achtzehnjährigen Erzherzogin Marie Luise, anhielt. Am Abend des 4. März 1810 traf als sein Großbotschafter Marschall Berthier, Fürst von Neufchâtel und Wagram, wie er sich jetzt nennen durfte, in Wien ein, um die Braut heimzuholen. Der Erzherzog

wurde vom Imperator in einem äußerst schmeichelhaften Schreiben vom 25. Februar gebeten, bei der Trauung seine Stelle zu vertreten. „Mein Bruder!“ so heißt es hier, „Da unsere Verehelichung mit der Frau Erzherzogin Marie Luise, Tochter unseres geliebten Bruders, des Kaisers von Österreich, ehestens vor sich gehen soll, und da Wir wünschen, bei dieser feierlichen Handlung durch einen Prinzen von Geblüt vertreten zu werden, so haben Wir Unsere Blicke auf Sie, für welchen Wir eine besondere Hochachtung hegen, gewendet, um sich in Unserem Namen mit der Erzherzogin Marie Luise trauen zu lassen. Wir haben demzufolge Unseren außerordentlichen Botschafter beauftragt, Ihnen die wichtige Vollmacht zu überreichen, um Unsere Stelle zu vertreten, in der Hoffnung, daß dieser Auftrag Ihnen nicht minder angenehm sein werde, als der Prinzessin, Ihrer Nichte. Im übrigen bitten Wir Gott, daß er Sie in seinem heiligen Schutz erhalte. Paris, den 25. Februar 1810.“

Am 11. März fand in der Augustinerkirche die Trauung statt. Nach den Vermählungsfeierlichkeiten in Paris sandte Napoleon dem Erzherzog zum Dank den großen Adler und das Kreuz der Ehrenlegion. „Das eine“, so schreibt er Karl, „ist eine Huldigung für Ihr Genie als General, das letztere für Ihre seltene Tapferkeit als Soldat.“ Und der Imperator hatte alle Ursache, dem Erzherzog dankbar zu sein, denn die Rolle, die hier Karl auf sich genommen, mag ihm aus verschiedenen Gründen nicht gerade angenehm gewesen sein. In den Kreisen der Hocharistokratie empfand man die Heirat der Kaisertochter mit dem revolutionären Emporkömmling als eine „unerhörte Schmach“. Vor allem mußte sich die Erzherzogin-Braut, die im Haß gegen den „Antichristen“ Napoleon, der Österreich die schwersten Wunden geschlagen und eben noch Wien beschossen hatte, aufgewachsen war, als „Opferlamm“ der hohen Politik betrachten, wobei sich die streng kirchlich erzogene Prinzessin gar nicht bewußt gewesen

sein dürfte, daß ihre Ehe eine ausgesprochene Bigamie darstellte, da die noch lebende Kaiserin Josephine Napoleon auch kirchlich angetraut worden war. Auf der anderen Seite schien der durch die Heirat besiegelte Freundschaftsbund mit dem französischen Kaiserreich der habsburgischen Donaumonarchie eine Ära dauerhaften Friedens zu gewährleisten, und von diesem Gesichtspunkt aus wurde sie vom Volk mit lautem Jubel begrüßt. Und nicht zuletzt war dem Wiener Kaiserhof, nachdem die Eheverbindung auf diplomatischem Wege, wobei Graf Metternich eine hervorragende Rolle spielte, entschieden worden, gar keine andere Wahl belassen, man mußte sich dem Willen Napoleons einfach fügen.

Ganz anders lagen die Dinge, als Karl zwei Jahre später abermals auf Napoleons Wunsch oder, besser gesagt, Geheiß in die Öffentlichkeit treten sollte. Der Imperator, zum großen Schlage gegen seinen ehemaligen Freund Alexander von Rußland ausholend, verhandelte mit dem Wiener Hof über ein Bündnis. Der Vertrag vom März 1812 verpflichtete Österreich, im Falle eines Krieges Frankreich mit einem Hilfskorps von 30.000 Mann beizustehen, und der Erzherzog sollte das Kommando über dasselbe übernehmen. Wohl hegte Metternich innerlich Bedenken, denn er wollte vermeiden, daß der von ihm gehaßte Prinz wieder eine führende Stellung einnehme, aber er wußte nur zu gut, daß dieser Märzvertrag in weiten Kreisen Österreichs auf stärksten Widerspruch stieß, und nur ein so populärer Mann wie Erzherzog Karl erschien geeignet, diese Stimmen des Mißmuts zum Schweigen zu bringen.

Allein Metternich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Der sonst so gefügige Prinz weigert sich energisch und standhaft, diese ihm zugedachte undankbare, im Grunde auch recht wenig ehrenvolle Rolle zu übernehmen. Wenn auch nach außenhin die Selbständigkeit dieses Auxiliarkorps gewahrt erschien, so unterschied sich doch die Stellung Österreichs nicht viel von jener der dem Korsen hörigen Rheinbund-

fürsten, also von bloßen Vasallen. Zudem war es wohl eine starke Zumutung, daß ein so großer Feldherr wie Karl ein so kleines Korps führen sollte, das sich überdies in einem überaus kläglichen Zustand befand. Die Armee hätte erst wiederum instand gesetzt werden müssen, was aber bei der damaligen Finanzlage, wo man vor der Frage stand, ob man die Gagen und Löhnungen noch voll ausbezahlen könne, auf Schwierigkeiten gestoßen wäre. Der Erzherzog hätte da aufs neue die heikle Frage der obersten Leitung der Kriegsverwaltung auführen müssen und dabei den üblichen Widerstand erfahren.

In der Aussprache, die Karl darüber mit dem Minister hatte, unterzog er den Bündnisvertrag einer scharfen Kritik. Er stellte mit Bedauern fest, daß diese Allianz weder den wahren Interessen des Staates wie des Souveräns, noch der Stimmung aller Völker Österreichs entspreche. In der falschen Stellung, in die der Befehlshaber des Hilfskorps versetzt werde, verfallte dieser entweder der Schmach, ein Werkzeug der allgemeinen Unterdrückung zu sein, oder dem Vorwurf der Zweideutigkeit. Ein General, der nicht dem regierenden Hause angehöre, könne sich in der öffentlichen Meinung wenigstens durch einen höheren Befehl schützen; ein Erzherzog aber müsse unbedingt einem der beiden Vorwürfe unterliegen, weshalb er sich verpflichtet fühle, das ihm angebotene Kommando abzulehnen. Und er blieb auch dabei, als ihm Metternich die politischen Gründe und die Unmöglichkeit, Napoleons Wunsch abzuweisen, auseinandersetzte.

Der Minister, durch die vernichtende Kritik des Bündnisvertrages gereizt, scheint dem Monarchen über die mit Karl geführte Unterredung in einer Weise berichtet zu haben, die nicht geeignet war, für die nun folgende Aussprache der beiden Brüder eine freundliche Atmosphäre zu schaffen. Der Erzherzog wurde vom Kaiser mit einer Flut von gemeinsten Schimpfworten wie „Hundsfott“ empfangen. Ein General oder Beamter, so belehrte ihn der Monarch, könne sich, wenn er

einen ihm unbequemen Auftrag erhalten, in den Ruhestand versetzen lassen, aber die Brüder des Kaisers hätten ihm zu gehorchen. Dreimal habe ihm Karl zuwidergehandelt — jetzt aber werde er ihn nie mehr berufen, selbst wenn Karl darum bitte. Franz schloß die Audienz mit den höchst ungnädigen Worten: „Wir haben nun aufgehört, gute Freunde zu sein!“ — eine Bemerkung, die insofern nicht richtig war, als sie dies schon seit längerer Zeit, namentlich seit Karls Maßregelung im Jahre 1809, nicht mehr waren, aber den loyalen Prinzen so erschütterte, daß er die Hofburg, ohne ein Wort zu erwidern, verließ und wie gebrochen nach Hause eilte.

Der Kaiser wie sein Minister müssen indessen kein sehr reines Gewissen gehabt haben, denn der Erzherzog erhielt den Befehl zugestellt, über die Unterredung mit dem Kaiser strengstes Stillschweigen zu bewahren. Zum Oberbefehlshaber der Hilfstruppen wurde nun der Pariser Botschafter, der General der Kavallerie Fürst Karl Schwarzenberg, ernannt. Besondere Gelegenheit, sich in diesem Feldzug gegen Rußland Lorbeeren zu holen, fand der Fürst nicht, denn entgegen der bestimmten Annahme des Grafen Metternich ereilte nicht Rußland, sondern Napoleon die Katastrophe. Der Kaiser muß das richtige Gefühl gehabt haben, daß er Karl eine Genugtuung schuldig sei, weil er zu ihm, wie erzählt wird, bemerkte: „Du warst gescheiter als wir!“

Karl erlebte dann noch die Genugtuung, daß er nicht der einzige Erzherzog war, gegen den Graf Metternich auftrat, um die gegen seine ebenso kurzsichtige wie ehrlose Außenpolitik gerichtete Opposition niederzuschlagen und dadurch seine beherrschende Stellung beim Kaiser zu festigen. Der Graf hielt auch nach der Katastrophe der Grande armée längere Zeit an seinem Bündnis mit Napoleon fest und Erzherzog Johann, der diesen Augenblick dazu benützen wollte, um die Alpenländer und Deutschland zum Befreiungskampf gegen Napoleon aufzurufen, bekam vom Kaiser einen gehörigen

Denkzettel, durfte als verdächtiger „Alpenkönig“ viele Jahre hindurch Tirol nicht betreten und zog sich ebenfalls schwer verstimmt ins Privatleben zurück, womöglich unter noch schärfere Polizeiaufsicht gestellt.

Als aber Österreich in einem späteren Zeitpunkt zu rüsten begann, um in den von Rußland und Preußen ausgelösten Freiheitskrieg gegen den französischen Imperator aktiv einzugreifen, da erwachte in dem Erzherzog der Drang, seinem Staat sich nützlich erweisen zu können, und er sah sich dabei von dem einhelligen Wunsch der Armee unterstützt. Erzherzog Johann meinte warnend: „Die Erfahrungen voriger Zeiten sollten ihn belehrt haben, was er dann zu hoffen habe, er könne ja doch nichts bewirken“, und die Wirklichkeit übertraf dann noch seine düstere Prophezeiung, insofern Karl überhaupt gar nicht in die Lage kam, mit seinem kaiserlichen Bruder sich wieder um das Ausmaß seiner militärischen Einflußsphäre herumzuschlagen. Wohl scheint der Kaiser an die Wiederberufung seines Bruders zum Oberbefehlshaber gedacht zu haben, das Handbillett, das seine Ernennung aussprach, soll schon auf dem Schreibtisch des Kaisers zur Unterschrift bereit gelegen haben — aber im letzten Moment siegten die Gegner Karls, allen voran Graf Metternich, welche die Ernennung des Fürsten Schwarzenberg, der schon das Hilfskorps befehligt hatte, durchzusetzen mußten. Der Fürst suchte mit Rücksicht auf die Stimmung der Armee das Kommando abzulehnen, doch es half ihm nichts — der Kaiser drohte ihm: „Wenn Sie das Kommando zurücklegen, übernehme Ich es!“

Nach dem großen Mißerfolg, der die Alliierten gleich zu Beginn des Feldzuges, Ende August 1813, bei Dresden traf, wurde wieder der Ruf nach Karl laut. Vor allem war es Zar Alexander, der sich wiederholt dafür einsetzte, daß der Erzherzog mit der Führung der verbündeten Heere betraut werde. „Sage dem Erzherzog Karl“, so schreibt der russische Kaiser

wenige Tage vor der Völkerschlacht von Leipzig seiner Schwester Katharina, „daß ich es alle Tage bedauere, ihn nicht an der Spitze unserer Armee zu sehen; ich habe mehr als einmal versucht, das zu bewirken, aber immer vergebens.“

So mußte der Erzherzog den großen Ereignissen, wo zum ersten Male nach der ganzen Sachlage ein gewaltiger Erfolg gegen Napoleon winkte, von der Ferne zusehen, verbittert, verdrossen, aber mit regster, glühendster Teilnahme seines Herzens. Als dann in der kaiserlichen Residenz der Sieg von Leipzig bekannt wurde, eilte er in seiner grenzenlosen Freude auf die Straße, um den Vorübergehenden zuzurufen: „Kinder, großer Sieg bei Leipzig! Napoleon ist vernichtet!“ Doch wie ihm dabei ganz im Innersten zu Mute gewesen sein mag, dafür fand sein kluger, feinfühliges, nicht minder vergrämter Bruder Johann das richtige Wort, wenn er in seinem Tagebuch kurz und vielsagend vermerkte: „Vergessen sind seine Dienste und was er so viel getan!“

Und doch schien es gerade jetzt, als sollte Erzherzog Karl zu einer politischen Rolle ausersehen sein — allerdings nicht durch seinen kaiserlichen Bruder, sondern durch eine sehr einflußreiche, ehrgeizige Frau. Es war die hübsche und geistig hochstehende Großfürstin Katharina, seit Dezember 1813 Witwe nach dem Prinzen Georg von Oldenburg, die Lieblingsschwester des Zaren Alexander, die im August 1813 als Gast der Kaiserin Maria Ludovika am Wiener Hofe weilte und bald Interesse und Neigung für deren Schwager faßte. Sie hoffte zuerst, die Gefühle ihres Bruders teilend, den ruhmreichen Feldherrn wiederum an der Spitze des Heeres zu sehen, und setzte, wie Erzherzog Johann als aufmerksamer Beobachter meinte, „ihren Stolz darein, ihn wieder der Welt zu geben, ihn so erscheinen zu machen, wie er ist“. Dann aber, als daraus nichts wurde, arbeitete sie für den Plan, Karl Belgien als unabhängige Herrschaft zu verschaffen — ein Plan, der ziemlich aussichtsreich war, denn der Erzherzog hatte dort

als einstiger Gouverneur dieses Landes ein gutes Andenken hinterlassen. Deputierte aus Belgien kamen an den Kaiserhof, um sich für die Verwirklichung dieses Gedankens einzusetzen. Auch der Zar sprach sich lebhaft dafür aus, weil er hoffte, auf diese Weise Metternich für seine polnischen Projekte willfährig zu machen. Der Minister zeigte sich auch tatsächlich eine Zeitlang gewonnen, aber dann schwenkte er um, als er sah, daß England die Vereinigung Belgiens mit Holland anstrebte, und dabei blieb er, auch als im Februar 1814 abermals belgische Abgeordnete in Wien erschienen, um die Krone für Karl zu erbitten.

Nun verwandte sich Fürst Metternich für ein anderes Projekt: Karl sollte Gouverneur von Mailand werden. Im Juli 1814 bewirbt sich der Minister ganz offiziell für den Erzherzog um die Hand der Großfürstin. Doch da war es wieder Kaiser Franz, der in seiner Abneigung gegen Karl einen Strich durch die Rechnung machte. „Wenn schon Österreich einmal von der Frau Großfürstin geheiratet werden sollte“, meinte er spitz, dann wünsche er eher eine Verbindung dieser Prinzessin mit dem Palatin-Erzherzog Josef. Und es kam seinem gehässigen Standpunkt der Zar selbst zu Hilfe, der Katharina anwies, eine ausweichende Antwort zu geben. Die Zarin-Mutter versagte dann in aller Form ihre Zustimmung zu dieser Heirat. Es war ganz klar, warum Erzherzog Karl auf die geliebte Frau verzichten und eine neue Enttäuschung erfahren mußte: seine Stellung im öffentlichen Leben erschien zu bedeutungslos, sie konnte das starke Geltungsbedürfnis der Großfürstin nicht befriedigen. Wäre er, wie man das erwartete, Oberbefehlshaber der verbündeten Armeen oder Gouverneur geworden, so hätte man wohl eine andere Antwort auf die Werbung des kaiserlichen Prinzen um Katharina gefunden. In dem Augenblick aber, da Rußland die Hand von Karl abzog, hatte auch Metternich jedes Interesse für ihn verloren — Gouverneur in Mailand wurde Erzherzog Rainer.



Erzherzog Karl im Kreise seiner Familie

Ölbild von Johann Ender, 1832 (Heeresmuseum Wien)



Erzherzog Karl

Miniatur von Isabeu, 1812

(Familienbesitz)



Erzherzogin Henriette

Miniatur von F. Lieder, 1823

Wohl begegnen sich Karl und Katharina auf dem Wiener Kongreß noch einmal, aber es kommt zu keiner wärmeren Annäherung mehr. Eine von dem Erzherzog vor Jahren in Aussicht genommene, aber auf eine Weisung Metternichs mit Rücksicht auf Napoleon unterlassene Eheverbindung mit der badischen Prinzessin Amalie, Katharinas Tante, gibt dann den äußeren, bei den Haaren herbeigezogenen Anlaß zum vollständigen Bruch. Katharina heiratete bald nachher den Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Württemberg. „Sie war nicht sehr glücklich“, so schrieb nach ihrem schon im Januar 1819 erfolgten Tode Erzherzog Johann, „sie mag wohl manchmal an Österreich gedacht haben.“

GOUVERNEUR VON MAINZ — HEIRAT

Das Schicksal in Gestalt des Kaisers Franz und seines Außenministers hatte Karl übel mitgespielt! Wenn sich nun ein edleres Gefühl, so etwas wie Reue, das Bedürfnis nach einer Genugtuung, beim Bruder regte, so hatte dies Karl niemandem anderen als dem gestürzten Franzosenkaiser zu verdanken. Die Nachricht von Napoleons Flucht aus Elba, die am 7. März 1815 nach Wien gelangte, schlug in die fröhliche Kongreßgesellschaft wie eine Bombe ein. Im Nu waren alle Unstimmigkeiten, die um ein Haar zu einem Krieg unter den Verbündeten selbst geführt hätten, vergessen, es wurde fieberhaft gerüstet, um gegen den „Feind der Menschheit“, der, wie man bald erfuhr, in Frankreich gelandet und mit Jubel begrüßt worden war, neuerdings zu Felde zu ziehen. In dem gewaltigen Schrecken, der den ängstlichen Kaiser bei dem Gedanken, sein Schwiegersohn könnte sich an ihm bitter rächen, erfaßt hatte, mußte ihm jede Hilfe willkommen erscheinen, und so traf der Wunsch Karls, ihm das Gouvernement der Festung Mainz zu übertragen, auf bereitwilligstes Entgegenkommen. „In einem Augenblick“, so schreibt der Kaiser am 2. April 1815 Karl freundlich zurück, „welcher die erneuerte Anstrengung aller Kräfte des Vaterlandes fordert, habe ich mit Vergnügen Ihren Antrag erhalten, sich des Gouvernements des wichtigsten Stützpunktes für die Verteidigung Deutschlands zu unterziehen. Ich ernenne Sie demnach hiemit zum Gouverneur von Mainz.“

Karl hatte mit diesem bescheidenen Verlangen, wie man in den Kreisen der Alliierten bewundernd anerkannte, ein

Zeugnis größter „Resignation“ und „Selbstverleugnung“ geliefert, denn er hätte in diesem Moment einer wahren Panik weit mehr erreichen können, aber es war ihm ja nur darum zu tun, in der Stunde der Gefahr nicht abseits zu stehen und seinem Vaterlande dienen zu können. Am 12. April reist er mit seinem Stabe, worunter sich auch der stets von dem Kaiser und Metternich befehdete Obersthofmeister Graf Grüne befand, von Wien ab und hält sechs Tage später um die Mittagsstunde unter dem Donner der Geschütze und dem Geläute der Glocken seinen Einzug in Mainz. Überall, wohin der Erzherzog kommt, wird er mit stürmischem Jubel begrüßt. Die freudige Genugtuung über diesen „Ausdruck der wärmsten Anhänglichkeit an unser gemeinschaftliches Vaterland“ gibt der noch am selben Tage erlassene Tagesbefehl wieder, worin er seine Ernennung zum Gouverneur von Mainz und die Übernahme des Schutzes „dieses wichtigen Bollwerkes Deutschlands“ zur Kenntnis brachte. Bestand seine Tätigkeit anfänglich, wie er seufzend bemerkt, „aus lauter Kleinigkeiten oder Schreibereien“, so erhält er bald eine Aufgabe, die über seine Kräfte ging: Er soll sämtliche Plätze zwischen Longwy und Straßburg mit seinen kaum 15.000 Mann zernieren und hätte dazu eine Armee von 38.000 Mann gebraucht. Aber die Schlacht von Waterloo am 18. Juni, die dem Kampf gegen Napoleon ein rasches Ende setzte, befreit Karl aus der Verlegenheit.

Nun war die große Gelegenheit da, die tausend Fehler des Friedensvertrages von 1814 zu beseitigen, der riesengroßen Gefahr, die sich aus der beispiellosen Nachgiebigkeit gegenüber dem französischen Bourbonenkönigtum ergab, zu begegnen. In einer Denkschrift vom 15. August 1815 über die künftige deutsche Grenze fordert Karl mit allem Nachdruck die Rückgabe der seinerzeit von Frankreich dem Deutschen Reich geraubten Länder Elsaß und Lothringen und begründet dieses Verlangen mit gewichtigen militärischen

Gesichtspunkten. „Bei Bestimmung einer für Deutschland vorteilhaften Grenze gegen Frankland“, so wird hier ausgeführt, „muß man aus folgenden Gesichtspunkten ausgehen: Die vorgehenden Winkel, welche die bisherige Grenze am Rhein bildet, auszufüllen und selbe der geraden, folglich der günstigsten Verteidigungslinie am nächsten zu bringen. — Eine durch Natur-Hindernisse folglich leicht zu verteidigende Linie anzunehmen. — Frankreich den Besitz der Eingänge und der leichtesten Zugänge nach Deutschland, folglich die Übergänge über den Rhein zu benehmen. — Deutschland in Besitz von Festungen zu setzen, welche es vor Invasion sichern, und dem Bunde die Zeit gewähren, die zu seiner Verteidigung nötigen Streitkräfte am Rheine zu vereinigen.“ Die Grenze könnte entweder so gezogen werden, daß sie bei Luxemburg beginnt, der Mosel folgt, Diedenhofen und Metz einschließt und über Mömpelgard die Schweizer Grenze erreicht oder ebenfalls bei Luxemburg anfangend und über Saarlouis und Saarbürg den Vogesen entlanglaufend auch wieder bei Mömpelgard endigt. Unbedingt aber müsse Straßburg wieder in deutschen Besitz kommen. „Straßburg ist ein Punkt, durch dessen Besitz Frankreich fortwährend die Sicherheit des südlichen Deutschlands und folglich Österreichs gefährdet. Diese Festung den französischen Händen zu entreißen, muß daher ein Hauptbestreben unserer Politik sein.“ Nur so könne Deutschland gegen Frankreichs Übergriffe gesichert werden. „Jede andere Akquisition, welche uns nicht eine mit dem Rhein parallele Aufstellung gewährt, den vorgehenden Winkel, den die jetzige Grenze bildet, so viel möglich vermindert und uns in den Besitz der Übergänge über die Vogesen setzt, hat in militärischer Hinsicht keinen Wert. Daß militärische Hinsichten vorzüglich bei Grenzberichtigungen zur Basis dienen sollen, braucht keinen Beweis.“

Der Erzherzog sprach hier gewissermaßen als Wortführer aller deutschen Patrioten, die nicht umsonst den großen Be-

freiungskampf gegen Napoleon geführt haben wollten. Preußische Militärs, wie General Gneisenau, sahen richtig voraus, daß die stolze, ruhmsüchtige französische Nation ja doch nicht ihre militärische Niederlage verzeihen und bei der nächsten Gelegenheit wiederum über das fast wehrlos gehaltene Deutschland herfallen werde, weshalb man auf einen entsprechenden Schutz der Grenzen gegen diesen stets unruhigen Nachbarn bedacht sein müsse. Und diese Erkenntnis drang auch am Wiener Kaiserhofe durch. Erzherzog Johann, der großen Gefahr sich bewußt, die aus der „Beschränktheit“ und „Nullität“ der Bourbonen einerseits und der Anhänglichkeit der Franzosen an Napoleon anderseits erwachsen mußte, erhob seine Stimme dafür, daß wenigstens Elsaß zurückgefordert werde. „Gott schütze das edle Österreich und das deutsche Vaterland vor Leichtsinn, Großmut und Nachgiebigkeit!“ so schreibt er Metternich. Und Graf Stadion, der jetzt statt der Außenpolitik als Hofkammerpräsident das Finanzwesen leitete, bestürmte nach der Schlacht von Waterloo den Kaiser, daß man gegenüber den so „wankelmütigen“ Franzosen sich decke und als reelle Sicherstellung für die Kriegsentschädigung Elsaß verlange.

Allein Metternich, dem der Kaiser die Denkschriften Karls und Johanns übersandte, vertrat unseligerweise den Standpunkt, daß der Krieg gegen Napoleon kein Eroberungskrieg sei und die angeregten Gebietsveränderungen nur dem „bewaffneten Jakobinismus“ dienten, womit er die Ziele eines Freiherrn vom Stein und General Gneisenau abtun zu können vermeinte. Ihm erschien eine Schleifung der Festungen im Elsaß ein genügender Schutz und er übersah hier ganz, daß jede französische Regierung die geschleiften Festungen wiederherstellen konnte, ohne von dem schwachen Deutschland daran gehindert werden zu können. Und daß dieses neue Deutschland schwach gehalten wurde, dafür sorgte der österreichische Minister gründlich. Der alldeutsch gesinnte Kron-

prinz Ludwig von Bayern, der Metternich eine Denkschrift in Angelegenheit der Rückforderung des Elsaß übergeben hatte, entdeckte sie später in der Tasche des französischen Gesandten! Und wenn der Wittelsbacher auch die Metternichs näher durchsuchen hätte können, würde er eine hübsche Geldsumme — es soll eine Million gewesen sein — gefunden haben. Man spöttelte auf dem Wiener Kongreß über den „Comte de balance“, und es ist richtig, daß er dieses aus dem englischen Gedankenschatz entnommene Wort gern im Munde führte, aber wohlweislich verschwieg, wie schwer das ihm von den Potentaten zugesteckte Gold wog, das zur Herstellung des europäischen Gleichgewichtes erforderlich war.

Und an diesem ablehnenden Standpunkt des Ministers änderte auch die Tatsache nichts, daß von Stein und dem diesem gesinnungsverwandten Reichsfreiherrn Hans von Gagern als Beherrscher des aus Elsaß und Lothringen zu bildenden Fürstentums Erzherzog Karl vorgeschlagen wurde, weil er sich, wie Gagern erklärte, eines „so hohen Ansehens“ erfreute. Der berühmte Feldherr hätte dann zusammen mit Preußen, das in den Befreiungskriegen seine alte militärische Kraft bewiesen, die Wacht am Rhein übernommen! Allein gerade die Aussicht, dem verhaßten Mann eine selbständige Herrschaft in der Nähe der „deutschen Jakobiner“ anzuvertrauen, war ein Grund mehr, dieses zukunftsreiche Projekt unter den Tisch fallen zu lassen.

Der Name des Erzherzogs tauchte auch in dem zu Boden geworfenen Frankreich auf — ein Beweis der hohen Achtung, die er in aller Welt genoß. Bald nach dem Einzug des Kaisers Franz in Paris, im Juli 1815, sprach es sich im Lande herum, daß der Sohn Napoleons den Thron Frankreichs besteigen und während seiner Minderjährigkeit Karl die Regentschaft führen solle. Der Kaiser, der seinen Bruder aufgefordert hatte, zu ihm nach Paris zu kommen, offenbar in der Absicht, seiner eigenen Anwesenheit mehr Glanz zu verleihen, sah sich nun-

mehr veranlaßt, Karl zu bitten, von dieser Reise abzusehen, um nicht die Glaubwürdigkeit solcher Gerüchte, die namentlich die königliche Familie von Frankreich beunruhigten, zu unterstützen!

An diesen im Umlauf befindlichen Gerüchten war so viel wahr, daß tatsächlich die französische Kammer den Sohn des gestürzten Imperators als Kaiser Napoleon II. ausgerufen hatte und damit natürlich die Frage der Regentschaft aufgeworfen war, wobei auch der Name der Exkaiserin Marie Luise genannt wurde, die, bereits in den zarten Banden ihres Ehrenkavalliers Grafen Neipperg schmachtend, über dieses „dumme“ Gerücht in keinen geringen Schrecken geriet. Doch erwies sich ihre Angst als gänzlich unbegründet, weil ihr kaiserlicher Vater in seiner Furcht vor Napoleon auch seinen eigenen Enkel nicht auf dem Thron Frankreichs zu sehen gesonnen war und daher von vornherein diese Lösung, die, wie Friedrich Gentz treffend bemerkte, Österreich vom dynastischen, gegen Preußen gerichteten Standpunkt aus eine große Zukunft verbürgt hätte, nicht in Frage kam.

Karl mag übrigens damals über das sonderbare Reiseverbot des Kaisers nicht ungehalten gewesen sein, denn er stand gerade im Begriff, sich endlich, der Stimme seines Herzens folgend, einen eigenen Hausstand zu gründen und nach den schweren Enttäuschungen der letzten Zeit hier sein Glück zu finden. Die Frauen hatten bisher in seinem Leben eine sehr geringe Rolle gespielt. Auch in diesem Punkt gleicht sein Leben dem des großen Savoyers. Nicht als ob er etwa ein Frauenfeind oder für weibliche Schönheit unempfänglich gewesen wäre, aber sein von Feldzügen und Arbeit völlig ausgefülltes Leben hatte keine Zeit dazu gelassen. Man weiß nur von einer Dame der Gesellschaft, die ihn gefesselt hatte, der Baroness Clémence Vay. Er hatte sie in Preßburg auf einem Magnatenball kennengelernt und mit ihr Briefe gewechselt, die leider nicht erhalten sind. Vom Schlachtfeld von Aspern

aus hatte er auf der Lafette eines Geschützes an sie geschrieben, daß er gesiegt habe, welcher Nachricht er beifügte, der Tod wäre ihm vielleicht erwünschter gewesen. Die hübsche Ungarin, die ledig blieb, schwärmte bis an ihr Lebensende von ihrem Helden (mon héros) und verbrannte die Briefe, indem sie meinte: „Mögen sie zu Asche werden wie mein Herz, das sein Andenken stets bewahrt hat.“

An Eheprojekten für den Erzherzog hatte es niemals gefehlt. Schon seine Pflegemutter Marie Christine wollte ihn mit einer sächsischen Prinzessin vermählen. Nach der letzten Enttäuschung, die ihm die russische Großfürstin Katharina bereitet hatte, trug er sich mit ernstlichen Heiratsgedanken, wobei er in eigener Person seine Wahl treffen wollte. Es erscheint in jeder Hinsicht bemerkenswert und bekundet wieder seinen weit der Zeit vorausseilenden Blick, daß er von den Ehen mit nahen Verwandten den Verfall der Dynastie besorgte, so daß sie für ihn nicht in Frage kamen. Im Verein mit seinem Bruder Johann und dem Reichsfreiherrn von Gagern wurde die Liste der heiratsfähigen Prinzessinnen an der Hand des Gothaschen Kalenders durchgegangen. Es stand für ihn fest, daß es eine „deutsche“ Prinzessin sein solle. Er hatte diesen seinen Wunsch in einem Schreiben an den Kaiser vom 21. Februar 1815 ausgesprochen und schon am 24. März die ausdrückliche Bewilligung dazu erhalten. Hans von Gagern lenkte Karls Aufmerksamkeit auf die Tochter des Herzogs Friedrich Wilhelm von Nassau-Weilburg, die Prinzessin Henriette, die damals im achtzehnten Lebensjahre stand.

Am 26. April 1815 — es sollte für den Erzherzog ein für sein ganzes Leben bedeutungsvoller Tag werden — machte er seinen ersten Besuch in der herzoglichen Residenz Weilburg und fand hier „das Urbild des häuslichen Glückes“. Seinem Bruder Josef schrieb er ganz begeistert: „Ich fand, daß man mich nicht getäuscht hatte. Die Prinzessin ist gesund, gut gewachsen, ziemlich hübsch, artig, wohlgezogen, häuslich, ohne

Kenntnis von Intrige, von Politik und von überspannten Ideen, natürlich, kurz sie gefiel mir und schien mir ganz geeignet, als Hausfrau einen Mann glücklich zu machen.“ Sie war also, wie man hinzufügen kann, keine Großfürstin Katharina, deren Herz stark von der Politik beeinflusst war, hatte nichts von der ränkevollen Atmosphäre des Wiener Kongresses, die er, der wirklich große Staatsmann, gleich vielen anderen tiefer und ernster veranlagten Naturen mit Schauern verspürt haben mag.

Karl machte in einem Schreiben vom 15. Mai dem Kaiser Mitteilung von seiner Wahl und erbat sich seine Zustimmung. „Eure Majestät haben mir“, so heißt es da, „die Bewilligung zu erteilen geruht, eine deutsche Fürstentochter zur Gemahlin zu wählen. Meine Wahl ist auf die Prinzessin Henriette, Tochter des Fürsten Friedrich Wilhelm zu Nassau gefallen. Der persönliche Charakter der letzteren verspricht mir das vollkommenste häusliche Glück; das Alter und die Würde ihres Hauses scheinen den Forderungen unserer Familie sowie die bekannten Gesinnungen der Fürsten von Nassau den politischen Rücksichten des Staates ganz zu entsprechen: ich glaube daher mit meinen Wünschen den Gesinnungen Eurer Majestät zu begegnen und hoffe mit vollem Vertrauen die Allerhöchste Bewilligung zu erhalten . . .“

Es war höchste Zeit, denn schon hatten die Klatschbasen des Wiener Kongresses, wie der Polizeirapport vom 8. Mai melden konnte, von der in Aussicht stehenden Heirat des Erzherzogs mit der „schönen“ Prinzessin von Nassau-Weilburg geredet und dabei auf die damit verbundene Schwierigkeit der Konfessionsverschiedenheit hingewiesen.

Eine solche bestand allerdings, denn Henriette war Protestantin, und dieser Umstand mag dem Kaiser nicht ganz sympathisch gewesen sein, doch er gab am 3. Juni aus Heilbronn — noch rang man um die Entscheidung gegen Napoleon, eine Brückierung der protestantischen Fürsten wie des Mainzer Gouverneurs erschien daher unangebracht — seine Ein-

willigung zur Eheverbindung und bestand auch nicht auf einem Konfessionswechsel der Braut. Und außerdem war es dem als geizig bekannten Monarchen hauptsächlich darum zu tun, daß sein Bruder, „wie Ich es von Dero erprobten Geneigtheit mit Beruhigung erwarte“, bei dieser Heiratsangelegenheit „möglichste Schonung Meines Familien-Versorgungs-Fondes . . . nicht aus dem Auge verlieren werde“. Sobald nun Kaiser Franz diese „Beruhigung“ erhalten hatte, konnte am 8. Juni die Verlobung stattfinden.

Sechs Tage darauf legte Karl den Entwurf des Ehevertrages vor. Darin wurde hinsichtlich der Religionsverschiedenheit bestimmt, daß die aus der Ehe zu erwartenden Kinder katholisch erzogen werden sollten, und „da die Fürstin-Braut“, so heißt es weiter, „sich zur evangelisch-reformierten Glaubenslehre bekennt, so werden Seine Königliche Hoheit ihre Religionsübungen nach diesem Bekenntnis allenthalben erleichtern, besonders auch, wenn das durchlauchtigste Ehepaar künftig an einem Ort, wo keine reformierte Kirche gefunden wird, die Residenz nehmen würde, einen eigenen Hofkaplan von dem evangelisch-reformierten Glaubensbekenntnis bei Höchstdero Hoflager bestellen.“

Dieser Ehepakt wurde ebenso wie der des Palatin-Erzhertogs Josef, der gleichfalls eine evangelische Prinzessin heiratete, als alles sozusagen fix und fertig war, der Staatskanzlei vorgelegt. Daß dies ein ganz ungewöhnlicher Vorgang war, dies geht aus dem Vortrag des Staatsrats Pfleger vom 27. Mai deutlich hervor. „Wenn ich nicht irre“, so heißt es da gewunden, „so pflegen derlei Ehekontrakte vermittelt der Geheimen Hof- und Staatskanzlei verhandelt zu werden. Doch kann es von keinen nachteiligen Folgen sein, wenn dem durchlauchtigsten Herrn Bruder Allerhöchst gestattet würde, die Eheverträge unmittelbar zu treffen.“ Der die Staatskanzlei leitende Fürst Metternich bekam auch ersichtlich einen roten Kopf. In seinem Vortrag vom 27. Juni spricht er mit deutlicher

Spitze von den beiden „bereits geschehenen Verlobungen“ und von seiner Verpflichtung, „auf mehrere in den Allerhöchsten Gesetzen begründete Bestimmungen und Formalitäten aufmerksam zu machen, welche der ehelichen Verbindung vorauszugehen haben“, bei welchen eben die Religionsverschiedenheit der beiden Fürstinnen einen besonderen Punkt darstelle. Doch es war nun einmal, wie gesagt, „geschehen“, und so mußte er sich mit einer in die kaiserliche Ratifikation des Ehevertrages aufgenommenen „Reservation“ des Inhalts, daß hier „von der in dem allerdurchlauchtigsten Erzhause üblichen Form abgegangen worden ist“, begnügen.

Allein der Ärger des Ministers konnte nicht mehr das Glück des Brautpaares stören. Der Erzherzog kam, sooft es seine Zeit erlaubte, von Mainz nach dem efeuumrankten Schloß Weilburg an der Lahn. Am 17. September fand hier die Hochzeit statt. „Factum est“, schreibt am Tage darauf der glückliche Ehemann seinem Bruder Johann launig, „oder seit gestern abends bin ich, was Du auch werden solltest, ein Ehemann. Daß ich sehr zufrieden bin, versteht sich, daß ich hoffe, es zu bleiben, detto; daß ich mich freue, meine Frau Dir zu produzieren, detto, so wie auch, daß ich finde, daß Dein Rat gut war. Kurz und gut, der Himmel ist voll Geigen. Ich wünschte, das nämliche bei Dir auch zu erleben, es wäre für Deine Hypochondrie gar nicht übel, glaube mir, besonders wenn Du eine Frau fändest, wie ich. Ist es eine Megäre, so würde es Deine Galle in Bewegung bringen und Dir dadurch auch sehr heilsam sein. Nur keine, die weder Fisch noch Fleisch ist.“

Am 23. September hielt Karl mit der jungen Gemahlin seinen festlichen Einzug in Mainz, wo das Ehepaar im „Deutschen Haus“, das noch von der Anwesenheit Napoleons und Maria Luisens her prachtvoll ausgestattet war, Wohnung bezog. Nach dem Abschluß des zweiten Pariser Friedens nahm Karl Abschied von Mainz und kehrte nach einem kurzen Aufenthalt in der Weilburg am 19. Dezember nach Wien zurück.

HÄUSLICHES UND GESELLIGES LEBEN.
DER SCHRIFTSTELLER UND MÄZEN

Karl wohnte nun wieder in seinem behaglichen Wiener Heim in der Annagasse. Die Erwartungen, die er an seine Ehe mit Henriette knüpfte, erfüllten sich in vollstem Maße. Sie war die denkbar glücklichste und reichlich mit Kindern gesegnet. Dem ersten, der am 31. Juli 1816 zur Welt gekommenen Marie Therese, folgten am 29. Juli 1818 Albrecht, der spätere Feldmarschall und Sieger von Custoza, am 14. Mai 1821 Friedrich, am 25. September 1822 Rudolf, der indes im nächsten Monat starb, am 10. September 1825 Marie und am 21. April 1827 Wilhelm. Karls Briefe atmen reinstes Familienglück. So schreibt er am 24. September 1819, wohl unter dem frischen Eindruck der von Metternich veranlaßten reaktionären Karlsbader Beschlüsse seinem Pflegevater Albert: „Das Glück, das ich im Kreise meiner angebeteten Frau und meiner Kinder genieße, verhindert mich, traurigen und düsteren Reflexionen nachzuhängen.“

Der Erziehung seiner Kinder widmete er persönlich die größte Sorgfalt. Es zeugt von dem hohen Stand seiner Geistesbildung, daß er dabei, wie er wiederholt erklärte, strenge auf die Anforderungen sah, welche die Welt nach dem gewaltigen politischen Umschwung und den Erfahrungen der letzten Jahre an fürstliche Personen stellte und stellen sollte. Die Zeit sei vorüber, da große Herren ihr Dasein mit der Befriedigung der sogenannten „noblen Passionen“ ausfüllen durften. Die hohe Geburt sei weniger ein Vorzug als vielmehr eine Verpflichtung, seinem Vaterland in höherem Maße nützlich zu werden.

Den Absolutismus sah er als eine durchaus überlebte Staatsform an. „Vor allem“, so schärfte er dem für den staatswissenschaftlichen Unterricht bestimmten Lehrer, Josef Freiherrn von Kalchberg, ein, „treten Sie der Neigung zum Absolutismus entgegen, wo immer sie sich zeigt und einschleicht; denn er hat sich überlebt.“ Er legte diesem Unterricht in den Staatswissenschaften großen Wert bei und gab ihm sogar den Vorrang vor der Beschäftigung mit dem militärischen Beruf, „dessen Charakteristik“, wie er einmal meinte, „die Entschlossenheit und Selbständigkeit ausmacht als eine treffliche Vorbereitung zum tätigen Leben“.

Hatte Karl bei der Erziehung seiner Kinder die reichen Erfahrungen seines Lebens verwerten können, so legte er diese als „Aphorismen“ auch schriftlich nieder. Ihr größter Teil stammt aus den Jahren 1815 und 1816. Sie beziehen sich auf alle Fragen des öffentlichen und privaten Lebens, innere und äußere Politik, Regierende und Regierte, Religion und Ethik, Erziehung und Unterricht, Freundschaft und Liebe, nicht zuletzt auf die militärischen Dinge. Sie fanden sich in seinem Nachlaß vor — ihrem Druck hätten sich die schwerstwiegenden Zensurbedenken entgegengestellt, denn die Anspielung auf die leitenden Personen des damaligen Österreich war mit Händen zu greifen.

So konnte es wohl keinem Zweifel begegnen, wer mit dem Herrscher und dem Minister, wie er nicht sein soll, gemeint war. „Der Mann“, so heißt es da, „dem die oberste Leitung eines Geschäftes anvertraut ist, soll nur das selbst machen, was kein anderer für ihn zu tun vermag. Er hat genug geleistet, wenn er Grundsätze aufstellt und, ohne die Übersicht des Ganzen und die Kraft, es zu leiten, ob ihrer Ausführung zu verlieren, die Menschen gut wählt, denen er diese, sie überwachend, vertraut. Nichts sichert mehr vor Übergriffen.“ „Wer, um nicht durch andere geleitet zu werden, alles selbst machen will, gleicht einem Kutscher, welcher über der An-

strenge, den Wagen zu ziehen, die Freiheit verliert, um dessen Bewegung zu lenken.“ „Es ist ein großer Fehler, daß man bei der Erziehung der Fürsten ihnen als Vorbilder ihrer eigenen Tätigkeit vorzüglich den Fleiß jener anrechnet, welche alles selbst tun wollten und vom Anbruch des Tages bis in Nacht an ihrem Schreibtische saßen.“ „Schwache Fürsten geraten aus Furcht, beherrscht zu werden, gerade in die schmachlichste Knechtschaft. Sie vermeiden den kräftigen, geistreichen Mann und fallen in die Hände der selbstsüchtigen Mittelmäßigkeit, die von der guten Stunde des Regenten für sich erschleicht, was der große Geschäftsmann in dem Augenblicke, wo es gilt, durch Gründe für die Sache zu erreichen bemüht ist . . . Die Geschichte liefert uns eine Folge von Beispielen, daß bloß Minister von mittelmäßigen Geistesgaben durch längere Zeit ihre Monarchen beherrschten.“

Mit diesen klugen Worten, die auf den in der Kleinarbeit des Regierens völlig aufgehenden, der Gabe, tüchtige Ratgeber auszuwählen, entbehrenden Kaiser Franz zielten, war schon die Brücke zu seinem allmächtigen Minister Metternich geschlagen. Auf diesen war es wohl gemünzt, wenn Karl sagt: „Der Minister eines großen Staates, der die Politik zur Intrige herabwürdigt, gleicht einem Fürsten, der vom Throne herabsteigt, um in den Vorzimmern zu sollizitieren. Wir haben in unseren Tagen beides erlebt und werden es noch erleben, weil es leichter ist, die Rolle des Kammerdieners zu spielen, als jene des Herrn.“ Oder wenn Karl, ein begeisterter Lobredner der Wahrheit, ähnlich wie sein großer Vorgänger Eugen, diese auch in der Politik gehandhabt sehen wollte und die gerade von dem österreichischen Staatskanzler so beliebten Winkelzüge des „Finassierens“ verdammt. „Wer in der Politik gerade und aufrichtig zu Werke geht, gewinnt die Redlichen, betrügt die Schurken, welche überall eine der ihrigen ähnliche Falschheit wännen, und handelt mit Kraft, weil er auf sich und auf seine Selbstzufriedenheit baut.“ Sein

Haß gegen Lüge und Heuchelei erstreckt sich auch auf die „Schlauheit und Biagsamkeit“, die ihm nur Folgeerscheinungen innerer Unwahrhaftigkeit waren, und deshalb wünscht er mit sarkastischem Humor die Wiedereinführung der Hofnarren, die dazu berufen waren, den Fürsten die Wahrheit zu sagen. Da der Erzherzog in einer seiner geschichtlichen Darstellungen, da er von dem damaligen Botschafter in Paris spricht, ausdrücklich „Schlauheit und Biagsamkeit“ als kennzeichnende Eigenschaften Metternichs hervorhebt, bedarf es wohl keines Beweises mehr, daß mit dem intriganten Minister eines großen Staates nur Fürst Metternich verstanden sein konnte.

Und auf Metternich, den eigentlichen Träger der in Österreich mit Macht einsetzenden ultramontanen Bewegung und Jesuitenherrschaft, geht es auch, wenn Karl in der schärfsten Weise sich gegen die dem Geist des wahren Christentums widersprechende kirchliche Unduldsamkeit wendet. „Die Intoleranz ist ein Erbübel der Roheit und eine Quelle ewiger Rückbildungen.“ Die Lehren des Christentums erfaßt er mehr philosophisch, in ihren ewigen Wahrheiten, nicht in den selbstsüchtigen Deutungen jener, die, wie er sagt, „sich ein Geschäft daraus machen, die Wahrheiten und Vorschriften der Religion zu bekennen, aber dabei die Liebe des Nächsten nicht üben“. In dieser Nächstenliebe sieht er das echte Christentum. „Strenge gegen sich selbst, Milde gegen andere“, das ist sein Grundsatz, auf den er immer wieder zurückkommt. Und im Geiste dieses wahren Christentums galt ihm auch als das höchste Ziel irdischen Bestrebens — „Mensch sein!“ „Menschenkenntnis sei eure erste Wissenschaft“, ruft er den Fürsten zu, „und billige Schätzung der Menschen euer vorzüglichstes Bestreben.“ Und deshalb vermag er es auch nicht gutzuheißen, daß die Menschen vor den Fürsten ihre eigene Würde vergessen. „Ist es ein Wunder, wenn die Großen der Erde die Menschen nicht achten, da sie vor ihren Augen nur immer in

der verächtlichsten aller Stellungen, in der kriechenden, erscheinen!“

Im Sinne dieses höheren Menschentums konnte Karl nach der Predigt der Nächstenliebe das hohe Lied der Freundschaft anstimmen. „Es gibt nichts Herrlicheres in der Menschheit als einen Freund, diesen Stab des Wandernden. Selten vermißt man ihn auf ebenem Pfad; aber nach dem Maße, als dieser sich erhebt und schlüpfrig wird, vermindert sich die Zahl derer, welche hinreichenden Willen und Kraft haben, um Mühe und Gefahren mit uns zu teilen. Am Ende finden wir uns oft ganz allein dort, wo wir des Rats und der Hilfe am meisten benötigen.“ Auf den Umgang mit Frauen übergehend, bemerkt er: „Ein zu oft wiederholter Gemeinplatz lehrt uns, daß man durch die Gesellschaft der Weiber gebildet wird; doch lernt man in selber nur unnütze Tändeleien, deren geringer innerer Gehalt bloß augenblickliche Leidenschaften erregt und höchstens den Witz schärft. In dem Umgang mit Männern hingegen, bei welchen mehr Kraft und Unbefangenheit herrscht, erhält der Charakter durch die stärkere Reibung eine Form, und der Verstand die wahre Richtung durch die Diskussion. Leichtsinn, Leidenschaft und Witz führen meist auf Abwege — Charakter und Verstand zum Ziel.“ Die Kraft ist es, die Karl auch an Napoléon bewundert, wenn er auch dessen „Ruchlosigkeit“ verdammt. „Wo die Regierung kräftig ist, erheben sich auch die Talente. Der feste Reiter liebt das geistige Pferd, welches die Fähigkeit besitzt, ihn zu dem großen Ziele zu führen, zu dem er es zu lenken vermag; der schwache hingegen das matte, denn seine Wünsche beschränken sich darauf, sich auf selbem zu erhalten.“

Auch diese Sentenzen waren keineswegs für die Ohren des Kaisers und des Fürsten Metternich berechnet. Die „ewigen Weibergeschichten“ des Ministers hatten, wie dieser aus den täglichen Polizeirapporten zur Genüge erfahren haben mag, den für den leitenden Staatsmann nicht immer schmeichel-



Erzherzog Karl bei Aspern, 1809

Gemälde von Johann Peter Krafft, 1812 (Heeresmuseum Wien)



Erzherzog Karl auf dem Totenbett

Kreidezeichnung von Anton Einsle, 1847

(Familienbesitz)

haften Gesprächsstoff der Wiener Kongreßgesellschaft, besonders bei den meist ernstesten Diplomaten des Hohenzollernstaates, die laut und offen sich darüber skandalisierten, gebildet. Man kann auch nicht behaupten, daß das von Metternich nach der innersten Gesinnung seines kaiserlichen Herrn ausgebildete „System“ irgendwie die „Talente“ oder „kraftvollen“ Naturen gefördert und bevorzugt hätte! Kaiser Franz machte niemals ein Hehl aus seiner Vorliebe für servile, ihm blind gehorchende Männer. Seiner Regierung fehlten durchaus die „großen Ziele“. Wenn der Monarch seit dem Antritt seiner Regierung nahezu ununterbrochen seine „geliebten“ Völker auf die Schlachtbank führte, so geschah es lediglich aus seiner Angst vor der Revolution, aus seiner Sorge, die Regierungsgewalt mit dem Volke teilen zu müssen. Aber sein Bruder, der in hundert Schlachten und Gefechten sein Leben gleich dem letzten seiner Soldaten eingesetzt hatte, wußte wahrhaftig, warum er einmal zu seinen schon herangereiften Söhnen mahnend sagte: „Ich wünschte euch nicht, daß ihr Zeiten und Ereignisse durchzumachen habt, wie ich seit meinem achtzehnten Lebensjahre. Man muß ein Schlachtfeld gesehen haben, um die Schrecken und Leiden des Krieges zu begreifen.“ Nicht etwa, daß der Erzherzog die Französische Revolution als einen Segen für die Menschheit betrachtet hätte — ganz im Gegenteil! Mit wahren Seherblick erkannte er das Unheilvolle ihrer Entwicklung, den Sieg der Herrschaft des Besitzes. „Seitdem die französische Revolution alle Schranken des Rechtes zwischen Staaten durchbrochen und solche Mittel allgemein geltend gemacht hat, die selbst dem Kleinsten Aussicht gewähren, sich auf Unkosten anderer zu vergrößern, dünkt sich jeder nur so viel wert als er besitzt.“ Aber er hielt es für einen Unsinn, den „Geist der Zeit“ aufhalten zu wollen, und teilte die Ansicht aller Vernünftigen, daß man aus der Revolution zu lernen habe. Es mag Metternich, der ja die eigentliche Seele des auf allen Geistern schwer

lastenden Zensurdruckes war, kaum angenehm in den Ohren geklungen haben, wenn Karl sich gelegentlich äußerte: „Ich bin nicht für Preßfreiheit, aber auch nicht für die Zensur, wie sie unsere österreichischen Staatsmänner mißverstehen...“

Vor allem benutzte Karl die unfreiwillige Muße dazu, seine in den letzten Feldzügen gesammelten Erfahrungen niederzuschreiben. „Es ist für den Krieger, der seine ganze Tatkraft dem Vaterlande geweiht hat“, so bemerkte er einmal, „tröstlich und belehrend, sich sagen zu dürfen, daß ihm auch die Stunden der Ruhe nach dem ernstesten Waffendienste nicht nutzlos verstreichen.“ Es kam dazu, daß der Erzherzog nicht der Ansicht huldigte, der große Feldherr werde als solcher geboren und bedürfe zu seiner Vollendung keines Unterrichtes. Diese Meinung erschien ihm als „einer der glänzendsten Irrtümer des Zeitalters, einer der einseitigen Gemeinprüche, womit sich die Anmaßenden oder Trägen und Mutlosen des mühsamen Strebens nach Vollkommenheit überheben wollen“. Wohl mögen, so meinte er, die höchsten Bedingungen, um im Kriege Ausgezeichnetes zu leisten, in Kopf und Brust liegen, aber der Mensch müsse durch Fleiß und Eifer wie durch Studium noch Wesentliches hinzufügen. „Das Genie ist geboren, der große Mann muß gebildet werden; Genie ist Anlage, nicht Vollendung.“ Diesem großen Zweck hatten schon die Werke gedient, die er als Präsident des Hofkriegsrates und als Generalissimus niederschrieb, und diente jetzt sein kriegswissenschaftliches Hauptwerk „Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzuges von 1796 in Deutschland“, in drei Bänden anonym 1813 in Wien erschienen. Es mußte bald neu aufgelegt werden, wurde auch ins Französische und Italienische übersetzt, und dieser Erfolg veranlaßte den Erzherzog, eine Fortsetzung zu veröffentlichen, in der auch die Ereignisse von 1799 verarbeitet wurden.

In diesem grundlegenden Werk werden die Grundsätze, die Karl bereits in seiner Jugendschrift „Über den Krieg mit den

Neufranken“ ausgeführt hatte, in eine feste und klare Form gebracht. Oberster Grundsatz ist: Energie der Kriegführung, Aufsuchen der feindlichen Armee, Entscheidung durch die Schlacht. Friede, der große Zweck eines jeden Krieges, läßt sich nur durch „entscheidende Schläge“ erreichen. Das erste Bestreben des Feldherrn müsse daher dahin zielen, „den Feldzug durch eine entscheidende Schlacht zu eröffnen und den Feind zu zwingen, sie anzunehmen“. Im Angriff aber „soll der Feldherr den Gang des Donnerwetters gehen. Unbemerkt zieht es sich zusammen, ohne daß man weiß woher. Wenn man es entdeckt, sieht man nicht, welche Richtung es nehmen wird. Plötzlich ist es da, zerstört alles durch Sturm, Regen, Hagel und Feuer und eilt schnell weiter, neue Verwüstungen anzurichten“. Ausdrücklich wird vor der Führung eines Defensivkrieges gewarnt. Da im Kriege der siege, „welcher in der kürzesten Zeit die meiste Masse von Kräften auf dem entscheidenden Punkte vereinigt und am nachdrücklichsten verwendet“, müsse ein Krieg mit allen aufzubringenden Kräften und mit der möglichsten Energie angefangen, „alle übrigen Grenzen des Staates hingegen nur mit soviel Truppen besetzt werden, als unumgänglich notwendig sind“. Im Gegensatz zu den Feldherrn der alten Schule wird nicht die Kavallerie, sondern die Infanterie als „allein entscheidend“ für die Schlacht angesehen. Daß sich Karl in der Praxis, wie sich gerade bei Aspern besonders deutlich zeigte, im Hinblick auf die völlige Unzulänglichkeit und Unfertigkeit der ihm zur Verfügung stehenden Armee selber nicht an die Theorie hielt, hindert nicht die Anerkennung, daß diese weit ihrer Zeit vorauseilte und sich mit den von Napoleon befolgten Grundsätzen vollkommen deckte.

Und ebenso bahnbrechend und weitblickend wie als militärischer Schriftsteller erwies sich Karl als Historiker — viele seiner Urteile können auch heute als zutreffend bezeichnet werden. Vor allem darf von diesem Standpunkt aus seine

„Geschichte des ersten Krieges der Französischen Revolution von 1792 bis 1797 in den Niederlanden, Frankreich, Deutschland, Italien und Spanien“ als ein Meisterwerk geschichtlicher Darstellung und Kritik gelten. Es sei da nur das Charakterbild König Ludwigs XVI. von Frankreich: „... ausgestattet mit allen Tugenden eines Hausvaters und eines guten Regenten unter friedlichen Verhältnissen, aber unentschlossen und unfähig, dem immer zunehmenden Übel abzuhelfen“, oder das seines Oheims, des Volkskaisers Josef, herausgegriffen: „Joseph II. wollte Reformator, Gesetzgeber, Feldherr sein. Anstatt die durch Alter ehrwürdigen und nützlichen Einrichtungen zu verbessern, warf er sie gänzlich über den Haufen, weil sie nicht ohne Fehler waren. Er eilte dem Geiste der Zeit weit voraus und gab neue, zwar in sich selbst sehr gediegene Gesetze, jedoch ohne zu berechnen, ob seine Untertanen für selbe auch reif waren. Was von ihm als recht und nützlich erkannt war, wollte er schnell und mit Gewalt durchsetzen, da doch das meiste nur auf dem Wege einer stufenweise, langsam fortschreitenden Bildung des Volkes zustande kommen und gedeihen konnte. Endlich bekriegte er ohne Kraft und ohne Entschlossenheit den wenigst gefährlichen seiner Nachbarn (Türkei) in einer ungerechten Fehde, um die herrschsüchtigen Absichten einer Macht (Rußland) zu begünstigen, die ihm mit der Zeit gefährlich werden konnte. Auch mißlangen seine Entwürfe, und ihr einziges Resultat war Verwirrung im Innern, Erschöpfung des Schatzes, Schwächung der Bevölkerung.“

Und ebenso wertvoll sind seine Darstellungen des Krieges auf der Pyrenäischen Halbinsel 1808 bis 1814 und der Operationen in Deutschland, Frankreich und Italien während der Jahre 1813 bis 1815. Da begegnet uns gleich das so überaus gediegene Urteil über das von Napoleon beseitigte spanische Königtum, wobei besonders das über Philipp II. auffallen muß: „Seit Carl I. (in Deutschland Karl V.) saß kein großer Mann

mehr auf Spaniens Thron. Seine gesamten Nachfolger aus dem Stamme der Österreicher wie der Bourbonen waren Schwächlinge. Wenn auch Philipp II. und Carl III. davon eine Ausnahme machten, so beutete der erstere bloß das Große aus, das ihm sein Vater hinterlassen hatte, indes sein despotischer Sinn Spanien großen Schaden brachte; und der zweite fand das Staatsgebäude zu sehr erschüttert, um mehr als einen augenblicklichen Einhalt in dessen Verfall bewirken zu können. Alle übrigen Könige waren in den Mauern des Palastes erzogen und lebten ausschließlich in selben, umgeben von Schmeichlern, welche in ihnen Begriffe nährten, daß Hoheit und Macht ein unbedingtes Attribut ihrer Stellung sei, sowie daß Achtung, Verehrung und Gehorsam ebenso unbedingt aus selber hervorgehen müsse, nicht aber aus persönlichen Eigenschaften und Leistungen. So lernten sie weder Menschen noch Geschäfte kennen, nicht sich anstrengen, um selbst zu denken, beschließen und zu handeln, was ihnen alles als überflüssig erschien. Ihre Schwäche blieb sich zwar gleich, doch wurde sie in dem Maße, als die übrigen Menschen in der Bildung fortschritten, mehr bekannt und trat verächtlicher und schädlicher hervor. Daher stehen auch Carl IV. und Ferdinand VII. gebrandmarkt in der Geschichte da. König Carl IV. überließ sich ganz der Leitung einer leidenschaftlichen Frau, welche wieder einem aus dem niedrigsten Stande erhobenen Günstling die Zügel der Regierung übergab. Die Schwäche der Regenten verbreitete sich über alle Teile der Staatsverwaltung; denn derlei Menschen nehmen nur ihresgleichen oder noch schwächere, als sie selbst sind, zu Ratgebern und Gehilfen, aus Furcht, von kräftigeren übersehen, geleitet, verdunkelt zu werden.“

Der Aufstand der Spanier gegen Napoleon ist Karl ein Beweis dafür, „was ein in seinen heiligsten Gefühlen verletztes Volk vermag“. Aber diese Anerkennung hindert ihn nicht, den Leistungen der Franzosen volle Würdigung angedeihen

zu lassen. Für Napoleons Größe zeigt er vollstes Verständnis, ohne jede Gehässigkeit spricht er von ihm. „Er fiel — und sein Fall war schneller als seine Erhebung, der Standpunkt, auf den er herabsank, tiefer, als der, von welchem er ausgegangen war. Napoleon hatte eben den nationalen Widerstand, den er in diesem Feldzuge finden sollte, trotz der in Spanien empfangenen Lehren unterschätzt.“ „Die künftige Ruhe von ganz Europa“, so sagt er am Schluß seiner Schilderung der Befreiungskriege gedankenvoll, „kann nur dann erreicht werden, wenn die Moral den ihr gebührenden Platz wieder erhält und wenn künftig die Erwägung des Rechtes, aber nicht wie in den verflossenen 25 Jahren die bloße Berechnung der Kraft zur Grundlage des Beginnens einzelner Menschen sowie der Staaten angenommen wird.“

Nach diesen geradezu seherisch anmutenden Worten scheint also auch der Wiener Kongreß nicht jene, die Ruhe Europas verbürgende Ordnung geschaffen zu haben, die sich Karl von den Grundsätzen des Rechts und der Moral erwartete, — und doch war der Staatskanzler so stolz auf dieses „sein“ Werk, als das er die Wiener Schlußakte gerne bezeichnete. Doch das wäre nicht das einzige gewesen, was man am Wiener Kaiserhofe übel vermerkte, und so war es eine Selbstverständlichkeit, daß diese historischen Arbeiten des Erzherzogs gleich seinen Aphorismen handschriftlich liegenblieben. Stießen doch selbst seine „Grundzüge der Strategie“, die gedruckt wurden, auf Bedenken der Zensurbehörden, weil darin verschiedene Maßregeln und Unternehmungen des Erzherzogs mit einer Strenge beurteilt wurden, die nach Auffassung des Zensors und auch des Präsidenten der Polizeihofstelle Baron Hager nicht am Platze war. Daß man sich daran stieß, erscheint weniger bemerkenswert, als daß der Erzherzog sich selber so unerbittlich streng beurteilte. Warum der Erzherzog aber diese „Grundzüge“, die auch einen Goethe ernsthaft beschäftigten, ebenso wie einen in der „Österreichischen mili-

tärischen Zeitschrift“ vom Jahre 1812 veröffentlichten Aufsatz „Die Grundzüge der in den k. k. Exerzierreglements enthaltenen Vorschriften“ unter einer Chiffre erscheinen ließ, das hatte seinen Grund in der Karl nur zu wohl bekannten Abneigung seines kaiserlichen Bruders gegen jede Art von Schriftstellerei, gar wenn sie ein Angehöriger des Heeres ausübte.

Umgekehrt sah Karl solche „Büchelmacher“, wie der Kaiser einen Grillparzer verächtlich nannte, gerne bei sich und unterstützte sie nach Kräften, ebenso wie die Künstler. Der „Shakespeare-Klub“, ein namhafter literarischer Verein, dem durch die Bank Männer der Opposition, wie Grillparzer, Bauernfeld und Lenau, als Mitglieder angehörten, besaß in ihm einen mächtigen Schirmherrn. Seinem Kanzlei- und Güterdirektor Hofrat Kleyle warf er eine jährliche Summe von 16.000 Gulden aus, um Männer der Kunst und Wissenschaft an bestimmten Tagen zu Gast zu laden, und so bildete das Haus Kleyle in der Annagasse einen Sammelpunkt für das geistige Wien. Der Erzherzog selbst blieb auch jetzt seiner schönen Gewohnheit treu, mit den Musensöhnen Umgang zu pflegen. Wie er früher Körner und als Gouverneur von Mainz Goethe empfangen hatte, so lud er 1818 Rückert und zwei Jahrzehnte später Uhland zu sich ein. Von dem uns schon bekannten Varnhagen von Ense, der ihn vor der Wagramer Schlacht gesehen, haben wir einen längeren Bericht über seine im August 1834 in Baden geführte Unterhaltung, die merkwürdig genug erscheint, denn es zeigt sich, daß der kaiserliche Prinz ebenso wie der zwei Jahre vorher aus dem Leben geschiedene Weimarer Dichterkönig unter dem Alldruck der Reaktion und einer neuen kriegerischen Katastrophe stand. „Da könnte es kommen“, sagte Karl, „daß dem besten Manne das Herz bräche, für eine Sache fechten zu müssen, die ihm nicht anstünde. Wir hatten es darin doch besser, wir hatten nur einen Feind, da war die Wahl nicht schwer; aber jetzt

wollen die Völker ganz anders und ich kann nicht sagen, daß sie Unrecht haben.“

Das Gespräch — Metternich hätte es wieder nicht hören dürfen! — lenkte sich dann auf die Schlacht von Wagram und die Ursachen ihres unglücklichen Ausganges. „Aber Sie wissen wohl, wie alles bei uns bestellt war — doch das wollen wir lieber ruhen lassen...“, erklärte der Erzherzog, der bei dieser Gelegenheit nicht umhin konnte, des heldenhaften Verhaltens der österreichischen Armee wärmstens zu gedenken. Karl beglückwünschte schließlich Varnhagen dazu, daß er die Befreiungskriege mitgemacht habe. So gut, fügte er mit schmerzlichem Lächeln hinzu, sei es ihm nicht ergangen. „Aber das war wieder nicht meine Schuld, ich war bereit wie immer, wo es das Vaterland galt. Nun, ich will zufrieden sein, es ist gut gegangen, und das ist die Hauptsache.“

Varnhagen, dem „wieder das Herz pochte“, als er des Erzherzogs nach so langer Zeit ansichtig wurde, gibt uns bei dieser Gelegenheit abermals ein Bild seiner äußeren Erscheinung: „Die schwächliche, unansehnliche, vom Alter hart angegriffene Gestalt, und doch durch und durch der Ausdruck eines Kriegers, eines Helden! Treuherzig und fast wehmütig war seine Stimme, die freilich längst des Befehlsrufes vor dem Feind sich entwöhnt hatte, doch wie er sich etwas warm sprach, wurde auch sein Ton kernhafter und gediegener... Aus jedem Blick und Wort leuchteten Mut, Biederkeit und Menschenliebe, alles war so schlicht und ruhig, so klar und aufrichtig.“

Das Heim in der Annagasse vertauschte Karl, als sein Ziehvater Herzog Albert von Sachsen-Teschen am 18. Februar 1822 das Zeitliche segnete, mit dessen Palais auf der Augustinerbastei. Der Erzherzog erbt außerdem die großen Güter des Verstorbenen, das Herzogtum Teschen, die Herrschaften Ungarisch-Altenburg, Bellye, Saybusch, Seelowitz und Friedeck, dann die wertvolle Kunstsammlung „Albertina“, die nicht

weniger als 160.000 Stiche, Radierungen und Holzschnitte, ferner etwa 15.000 Handzeichnungen aller Schulen und Zeiten enthielt. Karl sorgte von nun an in reichlichem Maße für ihre weitere Ausgestaltung und faßte den hochherzigen Entschluß, diese Schätze auch allgemein zugänglich zu machen. Er ordnete daher an, daß sie an bestimmten Tagen der Woche freien Zutritt haben sollten, um allen Wienern Belehrung und geistige Anregung zu geben. Hervorragende Künstler, wie Krafft, Föger, Fendi, Kriehuber, Daffinger und Einsle wurden zur Ausschmückung der Innenräume des Palais herangezogen. Von Peter Krafft stammt das große Gemälde „Erzherzog Karl in der Schlacht bei Aspern“.

Den Sommer verbrachte der Erzherzog mit seiner Familie meist in dem nahen Baden, wo er entweder in dem Hause am Hauptplatz 17, dem sogenannten „Kaiserhaus“, oder in der Theresiengasse 35 (jetzt 8) Wohnung nahm. Bald aber regte sich in ihm und seiner Frau der Wunsch, in der reizvollen Umgebung ein eigenes Landhaus zu errichten. Es war ja die Zeit der Romantik, des erwachenden Natursinns und der Schwärmerei für alte Ritterburgen, und da bot gerade das Helenental, das selbst auf den wenig sentimental veranlagten Kaiser Napoleon einen tiefen Eindruck machte, für empfindsame Gemüter das geeignete Feld. An der Stelle, wo eine armselige Rußbrennerhütte stand, mit dem schönen Ausblick auf Rauhenstein, fand sich der gewünschte Platz. „Die teuren und schwer zu bekommenden Wohnungen hier“, so schreibt er am 29. Juli 1820 seinem Oheim Albert, „die Annehmlichkeit, das Landleben mit den Hilfsmitteln der Gesellschaft vereinigen zu können, das Wohlbefinden meiner Kinder, der Vorteil, nicht allzu ferne von Ihnen zu weilen, der Staub und die Langeweile von Wien, die auf psychisches und physisches Befinden einwirken, wenn man gezwungen ist, in dieser Stadt auch während des Sommers wohnen zu müssen, all diese Umstände haben mich bewogen, einen köstlichen Bauplatz im Helenental

zu erwerben, auf welchem ich mir einen Wohnsitz zu schaffen gedenke, den ich in Hinkunft während der Badesaison benützen kann. Ich teile Ihnen dies, mein teurer Oheim, mit, weil ich nicht will, daß Sie von einem anderen erfahren, was Sie von mir zu hören berechtigt sind. Glauben Sie jedoch nicht, daß ich dabei unziemliche Gedanken hege. Sie sind stets so gut zu mir gewesen, daß ich mir lieber alles versagen würde, als Ihnen zur Last zu fallen. Ich habe meine Mittel berechnet; sie werden für die ersten Auslagen nicht hinreichen, aber ich werde sie zu ergänzen wissen, ohne beschwerliche Bedingungen einzugehen, und meine Ersparnisse werden mir die Möglichkeit bieten, die Interessen eines Kapitals zu bezahlen, das ich aufnehmen und nach und nach zurückerstatten werde.“

In der Tat wurde noch im selben Jahre unter der Leitung des berühmten Wiener Architekten Joseph Kornhäusel der Bau des Schlosses begonnen und am 16. September der Grundstein gelegt. Am 4. Juni 1823 konnte das Schloß, das zur Erinnerung an die heimatliche Residenz der Erzherzogin Henriette den Namen „Weilburg“ erhielt, bezogen werden. Was für eine freudige Überraschung mag es für die neue Schloßherrin gewesen sein, als sie ihre Zimmer genau so eingerichtet fand wie jene ihrer Heimatresidenz. Doch ist es eine Legende, daß das naussauische Schloß auch der Weilburg als architektonisches Vorbild diente. Für das Badener Schloß malte Thomas Ender das überlebensgroße schöne Bild, wo der Erzherzog im Kreise seiner Familie abgebildet erscheint.

Allein dieses Familienglück des Erzherzogs erfuhr eine grausame Störung, als Erzherzogin Henriette am Tage nach dem Weihnachtsabend des Jahres 1829, der noch mit dem aus ihrer nassauischen Heimat eingebürgerten Christbaum gefeiert werden konnte, an Scharlach erkrankte und wenige Tage darauf, am 30. Dezember, im jugendlichen Alter von 32 Jahren verschied. Ganz Wien trauerte um die „herrliche Frau“, wie sie Franz Grillparzer nennen durfte.

Die Verstorbene wurde in der Kapuzinergruft beigesetzt, aber, wie die Öffentlichkeit bald erfuhr, nicht ohne heftigen Widerstand der Geistlichkeit, namentlich des Konvents der Kapuziner, die sich weigerten, die Protestantin aufzunehmen. Der Widerstand wurde durch ein Machtwort des Kaisers gebrochen, allein der Vorfall blieb nicht unbemerkt und wuchs sich zu einer regelrechten Skandalaffäre heraus. Die in München erscheinende Zeitung „Der Bazar“ brachte unter der Rubrik „Aus Wien“ vom 3. Januar 1830 Einzelheiten über diese bei der Trauerfeier erfolgten Auftritte und der Wiener Staatskanzler sah sich veranlaßt, in einem aus der Feder seines Publizisten Friedrich Gentz stammenden Artikel der offiziellen „Allgemeinen Zeitung“ gegen die von verschiedenen Seiten ausgestreuten „mutwilligen und boshaften Lügen“ Stellung zu nehmen und in aller Form zu dementieren, daß der Nuntius, der Fürst-Erzbischof oder die hiesige Geistlichkeit gegen die Beisetzung der Erzherzogin protestiert hätten. Am Schluß der geharnischten Erklärung wurde der Erwartung Ausdruck gegeben, daß die hier gegebene „treue Darstellung der Tatsachen bei auswärtigen Lesern das Gefühl von Indignation gegen die Urheber der unwürdigsten Verleumdungen erwecke, wovon unser gesamtes Publikum durchdrungen ist“. Der österreichische Gesandte in Berlin, Graf Trauttmannsdorff, erhielt die Weisung, den dort im Umlauf befindlichen „lügenhaften Gerüchten von Übelwollenden“, die nicht verfehlten, in der öffentlichen Meinung böses Blut zu machen, energisch entgegenzutreten. Mit einer Untersuchung über die eigentliche Quelle der böartigen Ausstreuungen — man vermutete, daß sie aus der „bösen Feder“ des aus Österreich ausgewanderten und nun in München lebenden Historikers Baron Hormayr herrührten — endete diese für die Wiener Regierung peinliche Angelegenheit — peinlich deshalb, weil man in den weitesten Kreisen des In- und Auslandes den von der Regierung ausdrücklich bestrittenen Akt kirchlicher Unduldsamkeit durch-

aus glaubwürdig fand und die „Empörung“, die nach der Versicherung des offiziellen Organs im Publikum gegen die mutwilligen Verleumder herrschte, in Wahrheit gegen den in Österreich von Jahr zu Jahr zunehmenden ultramontanen Geist sich richtete.

Der Erzherzog hatte zehn Jahre vor Henriettens Tode, im Zeichen der Karlsbader Beschlüsse, geschrieben: Das Glück, das er im Kreise seiner angebeteten Frau und seiner Kinder genieße, verhindere ihn, traurigen und düsteren Reflexionen nachzujagen. Nun, sie war ihm jetzt entrissen und die widerlichen Szenen, die sich nach ihrem Ableben in der Hofburg abspielten, waren nicht geeignet, seine trüben Betrachtungen zu verscheuchen. Er wußte, warum er die Intoleranz, die sich unter dem Schirm des jesuitenhörigen Staatskanzlers in Österreich immer mehr breit machte, eine „Quelle ewiger Rückbildung“ genannt hatte. Im März 1830 fand Graf Prokesch-Osten den Erzherzog, als er ihn besuchte, „um ein Beträchtliches älter“ und „durch den Verlust seiner Frau gebrochen“.

Nur wenige Wochen später trat in Frankreich, dem Ursprungsland der Revolution, das große Ereignis ein, das auch nach Österreich, wo die Reaktion so kräftig ihr Haupt erhoben, ihre Wellen werfen und den kaiserlichen Prinzen in einen neuerlichen schweren Konflikt mit seinem regierenden Bruder und dem Staatskanzler bringen sollte.

LEBENSABEND

Am 27. Juli 1830 brach in Paris die Revolution aus, die Bourbonen wurden verjagt und die Farben der Republik entfaltet. Fürst Metternich stürzte auf die Nachricht von diesen Vorgängen, wie es heißt, mit den Worten: „Die Arbeit meines Lebens ist zerstört!“ vor seinem Schreibtisch zusammen. Es war allerdings ein vernichtender Schlag gegen sein von ihm als Allheilmittel gegen die Revolution gepriesenes System. „So geht es“, schreibt Karl am 10. August seinem Bruder Josef, „wenn die Machthaber und ihre Umgebung Menschen und Verhältnisse nicht kennen und zugleich die eigenen Kräfte überschätzen!“

In den freiheitlichen Stürmen, welche die französische Juli-revolution in ganz Europa bei den national unterdrückten Völkern auslöste, wird auch der Name des in aller Welt populären Prinzen genannt. So wollen die Polen, die sich gegen die russische Fremdherrschaft erhoben hatten, Karl zum König ausrufen. Auch in Frankreich denkt man an ihn. Er galt ja bei den Anhängern Napoleons immer als Schutzgeist des am Kaiserhofe in Wien als Staatsgefangener lebenden Herzogs von Reichstadt, und so wandte man sich jetzt an ihn, um durch seine Vermittlung die Befreiung des Napoleonssohnes zu erwirken, der als Kaiser Napoleon II. den verwaisten Thron besteigen sollte. Diese Erwartung erfüllte Karl freilich nicht, konnte sie auch gar nicht erfüllen, weil er auf seinen kaiserlichen Bruder keinerlei Einfluß hatte und er überdies polizeilich aufs strengste überwacht war. Aber er hatte sich jederzeit

dem unglücklichen Sohn seines großen Gegners als ein liebevoller Oheim erzeigt.

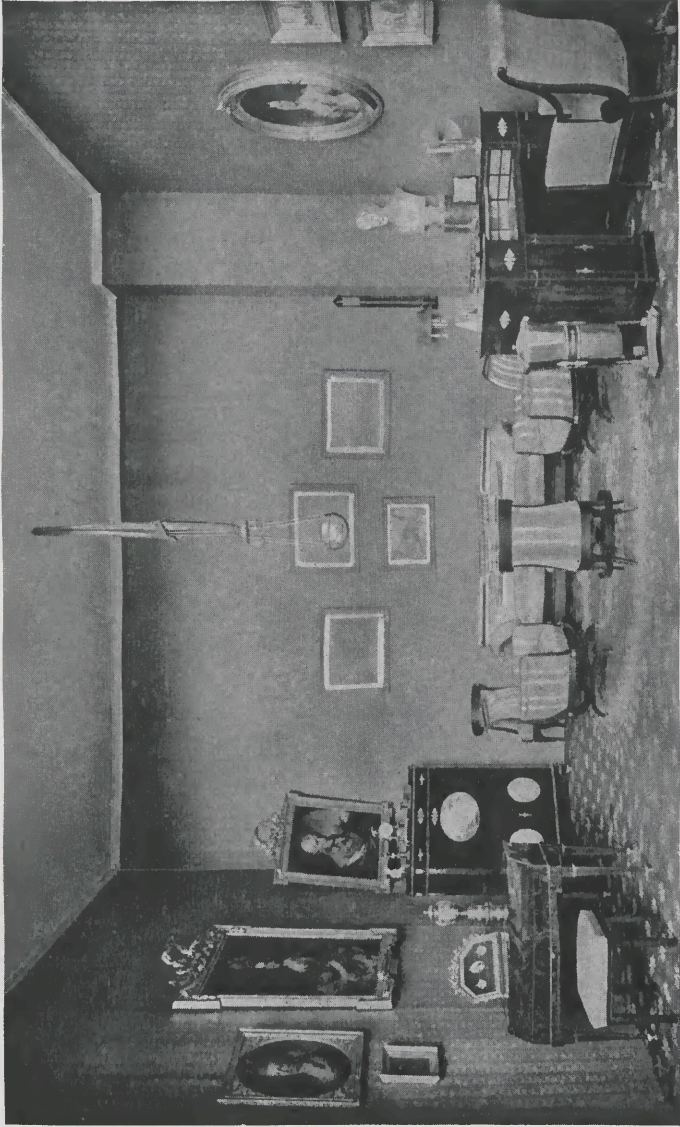
Eben diese Volkstümlichkeit des Siegers von Aspern war es nun, die den österreichischen Staatskanzler Metternich veranlaßte, den seinerzeit gewaltsam in die Ruhe des Privatlebens versetzten Feldherrn für seine politischen Pläne auszunützen. Der Fürst plant ganz ernsthaft, die revolutionäre Bewegung in Frankreich niederzuschlagen und an die Stelle des zum „König der Franzosen“ ausgerufenen Herzogs Louis Philipp von Orléans, des revolutionären „Barrikadenkönigs“, das „legitime“ Bourbonnenkönigtum wiedereinzusetzen. Und gleichzeitig sollte auch das in Süddeutschland eingebürgerte Verfassungsleben mit Waffengewalt niedergedrückt werden. In Wien denkt man, während die Truppen im lombardo-venezianischen Königreich verstärkt werden, an die Aufstellung einer großen Armee von über 100.000 Mann, welche die Offensive über den Rhein zu eröffnen hätte. Wer aber sollte der Oberkommandierende sein? Es gab von seiten der Armee darauf nur eine Antwort — Erzherzog Karl. „Falls es wider Vermuten“, so heißt es in einem Brief eines hohen Militärs, „zum Ausbruch käme, so wären aller Augen, aller Hoffnungen auf den Erzherzog Karl gerichtet. Unter der Generalität wie unter dem Offizierskorps herrscht diesfalls nur eine Stimmung; Unteroffiziere und Gemeine glauben, unter des Herrn Erzherzogs Befehlen zu siegen; dieser lebendige Glaube herrscht unter dem Publikum in der ganzen Monarchie — der Rekrut bringt ihn zur Fahne mit. Ganz Deutschland teilt diese Gesinnungen: die allgemeine Verehrung für den Erzherzog würde allseitig die Hoffnungen, den Mut erhöhen, die Bereitwilligkeit für manche Leistungen beleben, manche Bundesfürsten von Separattractaten abhalten und die Generalität des Deutschen Bundes unter einem Hut erhalten. Selbst in Frankreich ist die Reputation des Erzherzogs so groß, daß die Erwartung, ihn als Oberfeldherrn sich gegenüber zu sehen,

den Unterhandlungen Österreichs ein gewisses Gewicht verleihen und Frankreich in manchem zur Billigkeit stimmen wird.“

Kein Zweifel also: Karl war der richtige Mann dazu, eine vielfach unbeliebte Sache durch seinen Namen beliebt zu machen — aber nun handelte es sich darum, ihn für den in der Tat gewaltigen Plan zu gewinnen. Der Kaiser klopfte in einer Unterredung, die er am 6. März 1831 mit seinem Bruder hatte, in dieser wichtigen Angelegenheit an, stieß aber sofort auf Widerstand. Karl äußerte schwere Bedenken gegen einen solchen Angriffskrieg zugunsten der Bourbonen, da ja dies, wie er gleich erriet, der eigentliche Zweck der ganzen Operation war, erbat sich indessen die Erlaubnis, dieselben schriftlich niederzulegen. In der schon am folgenden Tage verfaßten Denkschrift appelliert Karl an die „erleuchtete Einsicht“ seines kaiserlichen Bruders, der darüber urteilen möge, ob man nach den traurigen Erfahrungen der letzten vierzig Jahre militärisch und finanziell in der Lage wäre, sich in ein Unternehmen zu stürzen, für das recht wenig Begeisterung herrschen werde. Denn offenbar wolle man einen neuen „Prinzipienkrieg“, einen neuen Kreuzzug gegen die Revolution, und eine solche Bekämpfung von Meinungen sei eine höchst bedenkliche, gefährliche Sache. Ein derartiger Krieg würde auch den Sieger in die Tiefe ziehen, man müsse sich daher hüten, „leichtfertig“, ohne Not und Vorbedacht, in ein Abenteuer sich einzulassen, dessen Folgen gar nicht abzusehen seien.

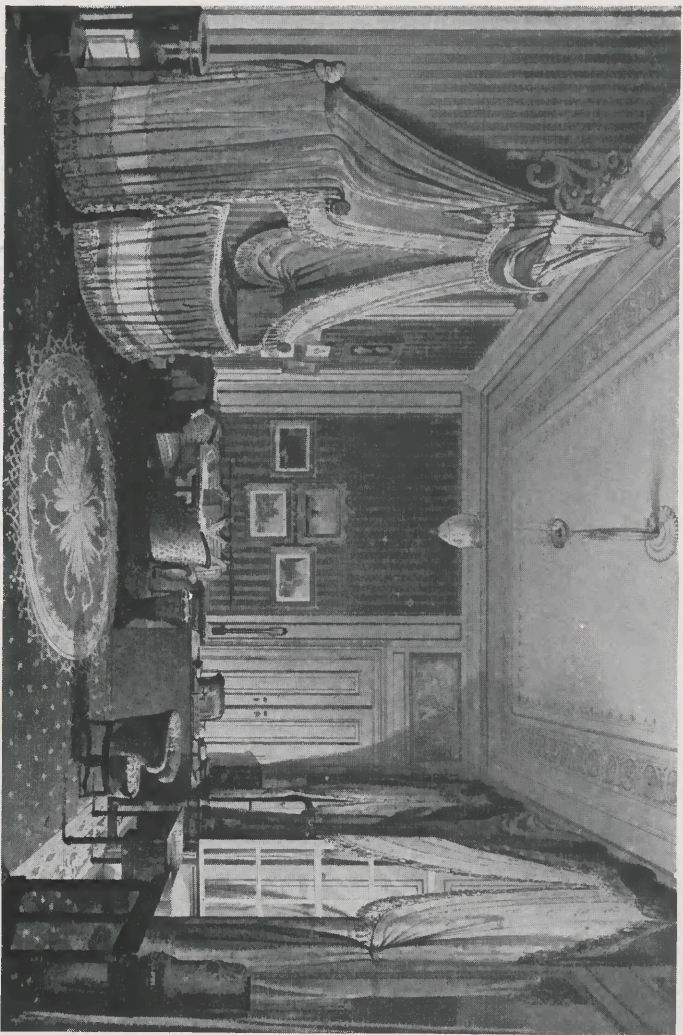
Und bei dieser Ansicht blieb der Erzherzog, auch als über Auftrag des Kaisers ihm in einer Konferenz am 14. März vom Staatskanzler die verlangten näheren Informationen gegeben worden waren. Er fand, wie er in seiner Denkschrift vom 19. März dem Kaiser gründlich auseinandersetzte, daß die französische Regierung alles, was in ihren Kräften stand, getan habe, um den Frieden zu bewahren und die Bewegungspartei niederzuhalten. Vernunft und Pflicht des Wiener Kabinetts erforderten daher, jene in ihrem Kampf mit der Anarchie zu unterstützen.

„Aber es scheint“, bemerkt er mit Nachdruck weiter, „der stille Plan dahin zu gehen, nicht bloß in Italien, sondern noch mehr in Frankreich den Herd der Revolution von Grund aus zu zerstören und den bösen Geist der Empörung, womit man Europa von dort aus ohne Unterlaß bedroht findet, in seinem Ursprunge zu vertilgen, um dann die Waffen mit Beruhigung aus der Hand zu legen und dem Völkerglücke ohne Sorge zu leben.“ Allein so groß und edel diese Idee an sich sei, so wenig scheine ihm der Krieg das wahre Mittel, sie zu verwirklichen. „Wo der Geist der Unruhe so sehr wie in Frankreich durch das ganze Volk verbreitet ist, bleibt er am unbedenklichsten für das Ausland, wenn er in sich selbst vertobt — aus seiner Geburtsstätte gelockt, wird er wenigstens im ersten Augenblick verheerend und fast unüberwindlich. In den geordneten Staaten, die ihm entgentreten, vermindern dagegen die Anstrengungen des Krieges alle materiellen Mittel der Verbesserung; sie entfernen die Völker ebensowohl der Sitte als der Regierung. Torheit und Unsinn, wenn sie eine täuschende, reizende Seite zeigen, verbreiten sich nie schneller, als wenn Gewalt sie bekämpft.“ Fällt die französische Regierung im Kriege, so wird der wilde Geist der Revolution wieder oben auf kommen und den Kriegführenden gleiche Gefahr bringen, wie das Deutschland und Rußland erfahren haben — und Österreich nicht minder. Wer möchte nicht Keime in Italien, Galizien und Ungarn finden, die sich verderblich entfalten könnten! Weder die Finanzen noch der Zustand des Heeres rechtfertigen einen solchen Krieg „von unabsehbarer Dauer“. Frankreich sei überdies mit seinen Rüstungen im Vorsprung und von auswärtiger Hilfe, besonders von Deutschland, dürfe man nicht viel erwarten. Da „seine Rüstigkeit nicht mehr die Dauer verspreche, welche das Kommando einer neuen komponierten Armee im Feld gegen einen rastlosen Feind erfordert“, wage er nicht, dem an ihn ergangenen Rufe Folge zu leisten.



Idealer Wohnraum Erzherzog Karls in Wien

(Erzherzog-Karl-Ausstellung Wien 1907)



Schlaf- und Sterbezimmer des Erzherzogs Karl
im Palais auf der Albrechtstrasse in Wien, 1847

Aquatell von Heinrich (Heeresmuseum Wien)

Es war eine Absage, wie sie nicht deutlicher sein konnte! Der Kaiser nahm sie mit seinem gewöhnlichen Gleichmut hin. „Nun gut“, erklärte er kurz seinem Bruder, „wenn Du nicht kannst, werde ich einen anderen Kommandierenden suchen müssen. Mich wundert, daß Du schon marod bist; ich kann meine alten Knochen noch recht gut auf dem Pferde herumtragen.“ Nicht so gelassen nahm sie der Staatskanzler hin. Die Denkschrift des Erzherzogs war eine einzige vernichtende Anklage gegen die unvernünftige, reaktionäre Politik des Fürsten, der die schon vor einem Menschenalter als verfehlt angesehene Interventionspolitik wiederholen wollte. Nicht zuletzt mußte er sich durch den Vorwurf der „Leichtfertigkeit“ persönlich getroffen fühlen. „Verstimmt“ war er, wie uns Prokesch bezeugt, aus der Konferenz mit Karl weggegangen und keineswegs gewillt, die ihm von Karl zuteilgewordene Lektion ruhig einzustecken. Er kannte seinen Monarchen und wußte ihn an seiner verwundbarsten Stelle, seiner Angst vor der Revolution, zu packen. „Sollen wir“, so heißt es in seiner Rechtfertigung unheil kündend, „bei dem Zustand der Anarchie in Frankreich, Polen und Italien und bei der üblen Stimmung in Deutschland gleichgültig bleiben und unsere Armee in dem Zustand lassen, in dem sie der Verfasser der Denkschrift schildert?“ Zugegeben, daß die französische Armee besser gerüstet sei als die eigene — aber „sind das Gründe, um die Rüstungen unserer Armee einzustellen, und liegt nicht in der langsameren Ausführung derselben ein neuer Beweis unserer friedlichen Gesinnungen?“ Nicht gegen die französische Regierung habe man zu rüsten. „Es ist der Kampf der Anarchie gegen die bestehende Ordnung der Dinge; ein Kampf auf Leben und Tod aller Staaten von Europa für ihre Existenz, welchen wir zu führen haben . . . und für den wir uns demnach rüsten oder uns zum nahen Untergang vorbereiten müssen. Nur gewaffnet, so stark wir es vermögen, gibt es noch eine schwache Hoffnung zur Erhaltung des Friedens. Entwaffnet

sind wir ein Spiel des Zufalls und haben aufgehört, eine Macht in Europa zu sein.“

In seiner maßlosen Erregung denkt Metternich daran, einen vollständigen Bruch mit dem Erzherzog herbeizuführen. Doch sein militärischer Berater Graf Clam-Martinitz, der noch nicht die Besinnung verloren hatte und die Sache ruhig überblickte, warnte davor; denn, so machte er geltend, „die Meinung der Armee oder das Vorurteil, wenn man will, ist einmal für ihn, und wenn die Armee, von einem anderen geführt, in der öffentlichen Meinung verliert, so wird sie auch als Werkzeug für Euer Durchlaucht Pläne minder entscheidend gelten — eine Rücksicht, die sehr zu bedenken ist“. Man sollte daher, so meinte er, den Erzherzog noch einmal zu gewinnen suchen und ihm den „ganzen Abgrund des Verbrechens vor Augen stellen, wenn er, über seine Irrtümer belehrt, dabei verharre“. Tut er das letztere, so bricht er mit dem Kaiser und der Sache des Vaterlandes, nicht der Kaiser mit ihm. „Euer Durchlaucht gelten für einen Feind des Erzherzogs — eine Ursache mehr, daß Sie den äußersten Entschluß nicht früher als nach dem fruchtlosen Versuch der äußersten Mittel ergreifen!“ Dieser letzte Versuch müsse im Interesse der „großen Sache“ unternommen werden.

Der Staatskanzler, der schon zehn Jahre vorher sich nicht gescheut hatte, Karl einen „Verräter“ zu nennen, fand jetzt seine Meinung bestätigt. Wütend erklärte er: „Wir wollen einen Feldherrn, der den Krieg, nicht einen solchen, der Politik macht! Der Erzherzog will zugleich der Minister der auswärtigen Angelegenheiten sein, welche Bestimmung mit den Funktionen eines Feldherrn sich nicht verträgt“, und er mag mit dieser absurden Behauptung beim Kaiser vollste Zustimmung gefunden haben. Doch der Erzherzog war ein für allemal nicht gesonnen, die wahnwitzige Politik des Fürsten, die seiner innersten Überzeugung nach den Kaiserstaat ins Verderben stürzen mußte, mit seinem guten Namen zu decken.

Der Gedanke eines neuerlichen Angriffskrieges gegen die Revolution mußte gefallen gelassen werden, die „große Sache“ kam nicht zur Austragung, sondern man beschränkte sich darauf, die Aufstände in Italien, in Modena, Parma und auf päpstlichem Gebiet mit österreichischen Truppen niederzuwerfen und gegen Frankreich, das als Antwort darauf Truppen in Ancona landen ließ, zu rüsten. Der ganze Effekt des von Metternich durch mehrere Jahre aufrechterhaltenen Schwebeszustandes zwischen Krieg und Frieden war die gründliche Zerstörung des Gleichgewichtes im Staatshaushalt, das die Finanzverwaltung gerade damals mit Mühe und Not endlich hergestellt hatte. Der Staatskanzler freilich mag dank seinen sorgsam gepflegten Beziehungen zum Hause Rothschild sich ebenso gründlich saniert und obendrein den Dank seines mit zunehmendem Alter noch mehr geschreckten Kaisers verdient haben. Österreich war wieder einmal gerettet worden, das vielbewunderte „staatserhaltende“ Prinzip hatte einen neuen Sieg errungen! In Deutschland wie in Österreich wird die Politik der Karlsbader Beschlüsse wieder aufgenommen, um den verderblichen „Geist der Zeit“ mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Erzherzog Karl verfolgte mit Sorge diesen neuerlichen Triumph der Reaktion. „Der Geist der Zeit“, so lautet einer seiner tiefsinnigsten, gehaltvollsten Gedanken, „gleich einem mächtigen Strome, man darf ihm weder voraneilen, noch hinter ihm zurückbleiben. Die Menschen vermögen weder seinen Lauf umzuwenden noch aufzuhalten. Aber durch Dämme, welche an seinen Ufern angebracht werden, können sie ihm nützliche Wendungen geben oder ihn unschädlich machen.“

Mitten in diesem, die inneren Kräfte des habsburgischen Donaureiches verzehrenden Kampf verschied am 2. März 1835 nach kurzer Krankheit der Kaiser, und nun brach das Unheil, das Karl immer vorausgesehen, vor dem er daher seinen

Bruder ein ganzes Menschenalter vorher so eindringlich gewarnt hatte, elementar herein. Für seinen notorisch schwachsinnigen Sohn Ferdinand, der jetzt — der zweite Märztag war, wie man höhnend bemerkte, nicht zufällig der Tag des heiligen Simplicius! — den Thron bestieg, mußte notgedrungen ein Regenschaftsrat unter dem verschleiernnden Titel „Staatskonferenz“ eingesetzt werden. Um den entscheidenden Einfluß in demselben brach alsbald ein widerlicher Streit aus. Fürst Metternich hatte den sterbenden Monarchen dazu bewogen, die oberste Führung der Staatsgeschäfte ihm selbst zu übertragen, welchem Anspruch sein Ministerkollege Graf Kolowrat sofort aufs schärfste entgegentrat. Offiziell stand wohl an der Spitze der vormundschaftlichen Regierung Erzherzog Ludwig, der jüngste und geistig unbedeutendste der Brüder des dahingegangenen Kaisers, der aber eben deshalb dem Staatskanzler als der geeignetste Mann erschien, um selber die Rolle des allmächtigen Staatsmannes im Stile eines Richelieu oder Mazarin spielen zu können.

An den fähigsten und volkstümlichsten Prinzen des Kaiserhauses, den Erzherzog Karl, war von Metternich, dem geistigen Urheber des sogenannten „politischen Testaments“ Kaiser Franzens, nicht gedacht worden — von seinem immer stark selbstsüchtigen Standpunkt aus sehr begreiflich! Aber Karl hatte sich, das Unheil vorausahnend, verpflichtet gefühlt, kurz vor dem Ableben seines Bruders ihm mahnend zuzurufen: „So lange man nicht die Pflicht, das Innere des eigenen Reiches zu ordnen, für die erste Grundlage aller Macht und für die erste Pflicht der Regierung erkennt, läßt sich keine Besserung erhoffen, was man im einzelnen auch Gutes einleiten und bewirken mag. Es wird dies so lange der Fall sein, als nicht die Hauptfrage zur Erkenntnis und zur Entscheidung gebracht ist. Bishin besteht die Regierung bloß in einem Kampf der Personen um Einfluß und es gibt keine einstimmige Staatsregierung.“

Dieser von Karl befürchtete „Kampf der Personen“ um die Macht war nun tatsächlich in vollstem Umfang entbrannt. Gegen den Minister Kolowrat, der für solche Reformen im Innern zu haben gewesen wäre, stellte sich die gesamte „Rothschildsche Judenpartei“, während Karl und sein Bruder Johann für ihn wirkten, weil sie keinen „Majordomus“, wie sie sagten, haben wollten und nicht zuletzt wohl, weil sie wußten, daß die von Metternich vertretenen „staatserhaltenden“ Regierungsgrundsätze unfehlbar zur Revolution, zum Untergang des Staates führen mußten. Nicht ohne Grund hatte der Fürst in das Handschreiben an Ferdinand, das das politische Vermächtnis des Kaisers Franz enthielt, die Verfügung aufgenommen: „Verändere nichts an den Grundlagen...“ Die Männer der Bewegungspartei, die sich nach dem Ableben des zähe am Alten hängenden Monarchen einen Kurswechsel erhofft hatten und daher schwer enttäuscht waren, erwarteten von Karl, daß er eingreifen werde. In der Tat entschloß sich der Erzherzog, aus seiner Ruhestellung herauszutreten und Kaiser Ferdinand seine Dienste als Generalissimus der Armee anzubieten. „Euer Majestät“, so heißt es in seiner Denkschrift vom 21. Oktober 1835, „ist ohne Zweifel die allgemeine Stimme, daß Gehorsam und Einheit besonders bei den höheren Graden in der Armee ihrem Verfall entgegengehen, zur höchsten Kenntnis gelangt. Was ich in letzter Zeit an mehreren Orten sah, hat auch mich zu dieser und zu der weiteren Überzeugung gebracht, daß der Hauptgrund davon in dem Mangel an wirksamer Oberleitung der Armee und ihrer Verwaltung liege.“ Wenn er jetzt die Institution eines Generalissimus in Anregung bringe und er auch seine Person erwähne, so „geschieht es bloß in der Absicht, um der weit verbreiteten Meinung, als wollte ich mich der wohlerkannten Pflicht entziehen, Eurer Majestät und dem Staate meine letzten Kräfte zu weihen, zu begegnen, einen unbegründeten Vorwurf von mir abzuwälzen und meine Ehre, die Eurer Majestät, dem Staate und meiner

Familie nicht gleichgültig sein kann und darf, zu behaupten“. In dieser Absicht wiederhole er sein dem Kaiser bereits mündlich vorgetragenes Angebot.

Die Antwort des kaiserlichen Neffen, dem bei seiner geistigen Beschaffenheit wohl kaum die „allgemeine Stimme“ über den Verfall der österreichischen Armee zur Kenntnis gekommen sein dürfte, stellt ein Musterbeispiel grenzenloser Perfidie und Verlogenheit dar und stammt von niemand anderem als dem Staatskanzler her. Das Anerbieten Karls wird ganz im Sinne der famosen Bestimmung des politischen Testaments Kaiser Franzens: „Verändere nichts an den Grundlagen . . .“ rundwegs abgelehnt. Seine Majestät, so heißt es da, habe bei seinem Antritt der Regierung den festen Vorsatz gefaßt, die „Hauptgrundlagen der Staatsverwaltung so zu erhalten, wie selbe von seinem verewigten Vater als das Ergebnis einer langen, erfahrungsreichen Regierung eingerichtet und von ihm vorgefunden wurde, und in dieser Gemäßheit hat er auch bezüglich der obersten Leitung des Kriegswesens jene Form im wesentlichen unverrückt gelassen, welche beim Ableben weiland Seiner Majestät des Kaisers, seines Vaters, bestanden hat“. Mit diesem Grundsatz würde die Ernennung Karls zum Generalissimus nicht vereinbar sein. Sie müsse überdies in der ganzen Welt „Aufsehen erregen“ und zu „Mißverständnissen und Mißverhältnissen ernster Art“ führen; denn man würde glauben, daß Österreich, das eine so glanzvolle Persönlichkeit an die Spitze des Heeres stelle, kriegerische Absichten hege, und das müßte wieder auf den Staatskredit, auf das „Vertrauen des In- und Auslandes in unsere Finanzoperationen“ ungünstig zurückwirken. „Der wahre Grund“ für die Ablehnung, bemerkte bitter der Staatsrat Kübeck, „bleibt immer, daß die zwei machthabenden Minister ebensowenig als Erzherzog Ludwig ein Jahr ihres Einflusses und die ersteren selbst ihren Platz hätten behaupten können, wenn Erzherzog Karl die Stelle eingenommen hätte, zu der er sich angeboten

hat. Wie konnte der Erzherzog voraussetzen, daß die Minister, die in ihrer furchtsamen Usurpation auf subalterne Menschen eifersüchtig sind, einen solchen Heros der Meinung freiwillig an die Spitze der Armee stellen, das heißt, mit der einzigen Macht bekleiden werden, die sie wirklich besitzen, und mit der sie der öffentlichen Meinung Zügel anlegen? Das war ein falscher Schritt, den man gewiß sehr vergnügt machen sah. Der Erzherzog hat sein Geheimnis, daß er nicht ohne Ehrgeiz ist und gern an der Regierung teilnehmen möchte, verraten. Er hätte warten sollen, bis die Not ihn ruft und nicht mit Menschen unterhandeln sollen, die er zu sehr überragt, um mit ihnen zu gehen, und die so viel gesunden Verstand haben, das recht gut zu fühlen und zu wissen.“

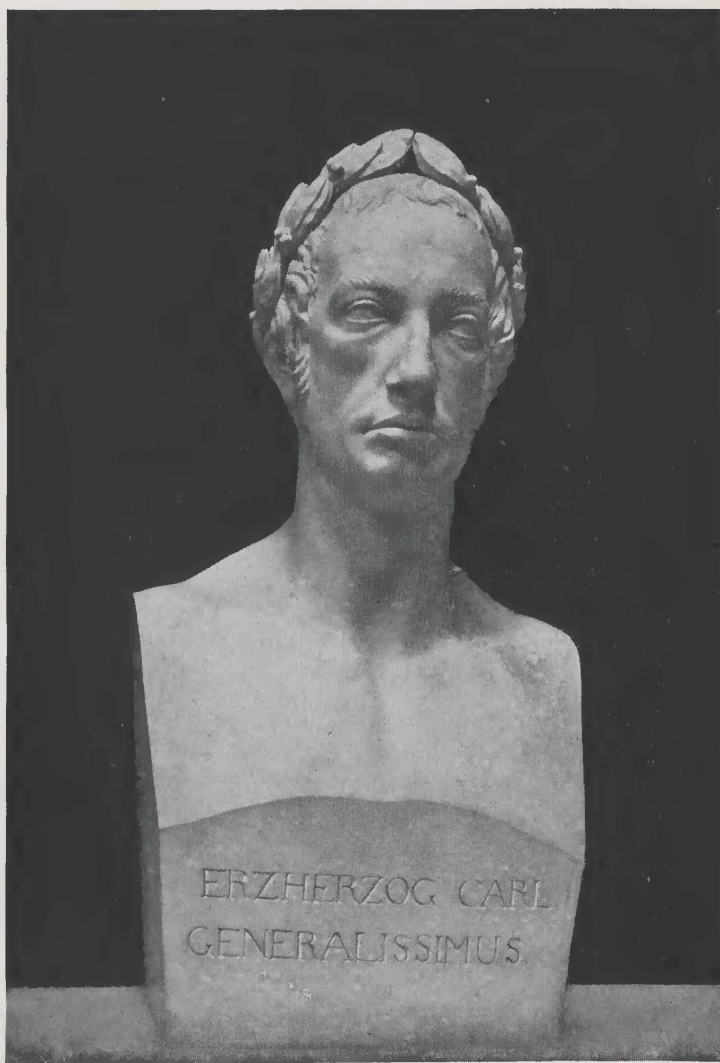
Es war wohl nicht persönlicher Ehrgeiz des Erzherzogs, wie Kübeck meinte, aber es sah jetzt tatsächlich so aus, als hätte ihn ein solcher bewogen, aus seiner Verborgenheit hervorzutreten. Gewiß, es würde besser ausgesehen haben, wenn die „Not“ ihn gerufen hätte, aber hätte er so lange warten sollen, bis das ganze Staatswesen zugrunde gegangen und nichts mehr zu retten war? Daß es über kurz oder lang dazu kommen werde, kommen müsse, das war dem Prinzen jetzt mehr denn je klar und das trug nicht wenig dazu bei, seinen Lebensabend zu verdüstern.

Fürst Metternich aber begnügte sich nicht damit, Karl ein für allemal aus dem öffentlichen Leben ausgeschaltet zu sehen; in seinem tödlichen Haß gegen den verdienstvollen, in der ganzen Welt verehrten Prinzen suchte er ihm, wo er nur konnte, einen Streich zu spielen, griff sogar in sein Familienleben störend ein. Da hatte — es war noch zu Lebzeiten des Kaisers Franz — der französische König Louis Philipp die Absicht zu erkennen gegeben, nach dem Muster des Kaisers Napoleon die Dynastie Orléans, ebenfalls revolutionären Ursprungs, durch eine Eheverbindung mit dem Hause Habsburg zu legitimieren. Im Juni 1836 kam der älteste Sohn des Königs,

der volksbeliebte Herzog von Orléans, eigens nach Wien, um sich um die Hand der Erzherzogin Marie Therese, der ältesten Tochter Karls, zu bewerben. Der Erzherzog stand diesem Plan durchaus sympathisch gegenüber, aber der Staatskanzler und die ganze Kamarilla der Frauen am Kaiserhofe bekreuzigten sich vor dem Abkömmling des „Bürgerkönigs“; der Prinzessin wurde von allen Seiten eingeredet, daß sie das Schicksal der unglücklichen Maria Antoinette erleiden würde, und so wurde der herzogliche Freier abgewiesen, wobei sich Metternich des unwürdigen Tricks bediente, den Erzherzog gegen den Brautwerber auszuspielen. Er bedeutete diesem, daß auch der Erzherzog gegen die Heirat sei, es ihm aber nur nicht sagen wolle! „Ein Vater“, so ließ er sich vernehmen, „ist zuweilen glücklich, auf die Schultern eines anderen überwälzen zu können, was ihm, wie in dem gegenwärtigen Fall, peinlich wäre, selbst auszusprechen.“

Karl sah sich nach der Zurückweisung seiner Dienste und nach der Verhinderung der Heirat seiner Tochter derart „beleidigt“, daß er weder mit Metternich noch mit seinem Bruder Ludwig in Berührung kommen wollte. Als ihn zwei Jahre später der Orientalist Hammer-Purgstall für die Unterstützung seines Planes der Gründung einer Akademie der Wissenschaften gewinnen wollte, erklärte ihm Karl, der für seine Person die Anregung gewiß aufs freudigste begrüßte, ganz offen: „Mein Neffe, der Kaiser, und mein Bruder Ludwig geben nicht viel auf mein Wort, und so sehr ich Ihrem Unternehmen Gedeihen wünsche, so wenig bin ich imstande, dasselbe zu fördern.“

Es war daher die gebührende Antwort, wenn Karl einem in einer kritischen Stunde an ihn ergangenen Ruf, wieder den Oberbefehl über die Armee zu übernehmen, in sehr brüsker Form sich versagte. Wieder war es das Frankreich des Bürgerkönigs, von dem — aber diesmal wirklich — die Gefahr einer



Marmorbüste in der Walhalla bei Regensburg

von F. Zauner, 1853



Erzherzog Karl

Reiterstandbild auf dem Heldenplatz in Wien
von A. Fernkorn, 1860

kriegerischen Verwicklung kam, als das Ministerium Thiers, das sich im Sommer 1840 in der orientalischen Frage eine schwere Niederlage geholt, um von dieser abzulenken, die Losung „An den Rhein!“ ausgegeben hatte. Aber Karls Obersthofmeister Graf Grüne, bei dem man vorsichtig angeklopft hatte, winkte kräftig ab. „Was, jetzt an die Spitze der Armee“, so polterte er los, „nachdem Ihr uns dreißig Jahre beiseite geschoben? Wißt Ihr, wie alt der Erzherzog ist? Siebzig Jahre! Und ich? Nicht weit von achtzig! Und soll er an der Spitze einer Armee nützlich wirken, die er gar nicht mehr kennt? Laßt's gut sein mit solchen Projekten!“

Doch nun kommt das Merkwürdige! So sehr der Kaiserhof und die Staatskanzlei in Wien miteinander darin wetteiferten, dem Erzherzog eine Kränkung nach der anderen zuzufügen, die Öffentlichkeit durfte davon nichts erfahren. Als im April 1843 aus Anlaß der fünfzigsten Wiederkehr des Tages, da er das Großkreuz des Maria-Theresien-Ordens verliehen erhalten, eine große militärische Feier stattfand, wobei ihm der kaiserliche Neffe die Brillanten zum Großkreuz verlieh, kam die Verehrung für den Jubilar in unzähligen Huldigungen von nah und fern zum Ausdruck. Auch Nikolaus Lenau verfaßte ihm zu Ehren ein Gedicht „Zur Jubelfeier des Erzherzogs Karl“, das als Prolog zu einem unter Leitung von Schmiedel und Hellmesberger am 17. April stattfindenden Festkonzert der Gesellschaft der Musikfreunde gesprochen werden sollte. Darin hieß es unter anderem:

„Ihm ward auch Gram zu seinem Teil gegeben
Und Bitterkeit geträufelt in das Leben;
Doch unverkümmert blieb der edle Mann,
Denn seine Seele hielt die Welt umschlossen,
Die bösen Tropfen schwanden und zerflossen,
Wie man das Weltmeer nicht vergiften kann . . .“

Die Zensur wollte diese Zeilen aus dem Gedicht streichen, aber die Absicht scheiterte an dem Widerstand des Dichters. Noch bestand die Gefahr, daß der Hofschauspieler Löwe, der den Prolog zu sprechen hatte, sie auf höheren Wink überspringen werde, aber Lenau baute auch da vor, indem er Löwe das Ehrenwort abnahm, diesen Verrat nicht zu begehen, und so kam das Gedicht unverändert zum Vortrag.

Weniger glücklich war Lenaus Dichterkollege Franz Grillparzer, der in der drittletzten Strophe seines aus dem gleichen Anlaß gefertigten Festgedichtes „Fünfzig Jahre“ den unglücklichen Einfall hatte, Karl als „echten“ Fürsten zu bezeichnen, der nie der Würde vergaß, was nach den folgenden Worten nicht anders gedeutet werden konnte, als daß die anderen seines Hauses diese Tugend hätten vermissen lassen, die nur milde aus Schwäche, mit der Allgemeinheit verbunden, weil sie gemein waren.

„Du ächter Fürst! Vergessend nie der Würde,
— Nur mild, weil schwach, gemeinsam weil gemein —
Entzogst du dich ihr nicht als einer Bürde,
Sie uns erlassend blieb sie immer dein.“

Die ganze Strophe wurde mit zwei dicken Tintenstrichen von der Zensur getilgt und der Vers umgedichtet: „Nicht mild, weil schwach, volkstümlich, weil gemein . . ., Sie uns erlassend, hieltst du sie als dein.“ Grillparzer zog es daraufhin vor, das Gedicht in seinem Pulte liegen zu lassen, es erschien erst 1850 in Seidls „Aurora“. Er hätte sich übrigens denken können, daß seine poetische Huldigung auch ohne die Spitze gegen das regierende Haus oben nicht gerne gesehen war. Das Wort Zinzendorfs „Das wird den Kaiser ärgern!“ hatte auch nach Franzens Tode seine Gültigkeit, weil sein Geist — dafür war vom Staatskanzler hinreichend gesorgt worden — noch unverändert fortwirkte. Die Regierung konnte dieser allge-

meinen Verehrung, die dem ruhmreichen Feldherrn und dem edlen Menschen, dem Förderer von Kunst und Wissenschaft entgegengebracht wurde, wohl Schwierigkeiten machen, aber verbieten konnte sie dieselbe nicht. Sie vermochte auch nicht ganz zu hindern, daß der Erzherzog, von jeder öffentlichen Tätigkeit ferngehalten, sein Glück in der ihm noch übrig gebliebenen Familie suchte und fand. Lenau durfte in seinem Festprolog nach den von der Zensur beanständeten Versen füglich sagen:

„Und Freude muß die Seele ihm bewegen,
Erblickt er seines Hauses reichen Segen,
Und wie das Volk ihn hoch im Herzen hält,
Noch eh sein Sterbliches dahingegangen...“

Karl erlebte noch, daß einer seiner drei Söhne, die sich alle dem Militärberuf widmeten, Erzherzog Friedrich, bei der Erstürmung der syrischen Feste Saida durch österreichisch-türkisch-englische Truppen am 26. September 1840 sich auszeichnete.

Am 26. April 1847 zog sich Karl eine Erkältung zu, die schon nach vier Tagen, am 30. April, sein Ende herbeiführte. Seine letzten Worte waren, wie man erzählt: „Wieder geht ein Soldat zur großen Armee!“ Bei der Leichenfeier am 4. Mai ballten sich dunkle Gewitterwolken drohend zusammen, in dem Augenblick aber, da der Sarkophag der Kapuzinergruft übergeben wurde, zerriß ein flammender Blitz das Gewölk, ein gewaltiger Donner erschütterte die Luft, es wurde wieder heiter und ein prächtiger Regenbogen zeigte sich am Himmel.

Fast möchte man glauben, daß es sich bei dieser gut bezugten Schilderung der Begleitumstände beim Heimgang Karls um eine der schönen Legenden handle, mit der man das Leben großer Männer auszuschmücken pflegt, um damit anzuzeigen, daß auch die Naturgewalten ihre Ehrfurcht vor

dem toten Helden bekunden und auf elementare Umwälzungen in der Geschichte vorbereiten wollten. In der Tat brach, noch ehe ein Jahr verging, das politische Gewitter des Jahres 1848 über die habsburgische Donaumonarchie herein, das der Erzherzog, der unentwegte Eiferer gegen die Reaktion, kommen gesehen und zu verhindern gesucht hatte. Stets war von ihm betont worden, daß die todbringende Gefahr nicht von Napoleon, sondern von dem Zorn der unterdrückten Völker kommen werde, doch seine Mahnungen verhallten im Winde. Der Dambruch des Sturmjahres hatte, wie man heute erst so recht zu erkennen vermag, für den alten Kaiserstaat katastrophale Folgen — er führte schließlich zum Novemberumsturz des Jahres 1918, zum Untergang des habsburgischen Völkerreiches.

Aus den Schatten der verklungenen Donaumonarchie steigt die Gestalt des Erzherzogs Karl, gleich groß als Mensch wie als Feldherr, leuchtend empor. Mit Recht prangt sein von der Meisterhand Fernkorns geschaffenes Denkmal neben dem des Prinzen Eugen auf dem „Heldenplatz“ in Wien. Es stellt den „beharrlichen Kämpfer für Deutschlands Ehre“ — so lautet die stolze Inschrift — in dem denkwürdigen Augenblick dar, da er in der Schlacht von Aspern mit der Fahne des Regiments Zach vorwärts stürmt.

An persönlichem Heldenmut hat Karl seinem großen Vorgänger keineswegs nachgestanden, und dies ist auch wohl von niemandem angezweifelt worden. Der preußische Militärschriftsteller Generalleutnant Georg Freiherr von Valentini durfte aus eigenem Erleben von ihm sagen: „Mit seiner Handlungsweise erst bekannt, weiß man im Getümmel der Schlacht jederzeit ihn zu finden; denn man suche ihn da, wo die Gefahr am größten ist. Zu Anfang, ehe es entschieden ist, wo das Gefecht am lebhaftesten sich anspinnen wird, pflegt er auf irgendeinem Zentralpunkt des Heeres sich aufzuhalten, der auch im Armeebefehl gemeiniglich bekanntge-

macht wird. Dasselbst empfängt er die Meldungen... Ruft er aber bei der erhaltenen Meldung: „Mein Pferd!“, so kann man mit Gewißheit annehmen, daß die Sache gefährlich steht, und man könnte sagen, er fliegt dann dahin, wo Kraft und Gewalt erfordert wird, das Gleichgewicht wiederherzustellen und das Glück zu zwingen... Eine Fahne ergreifen und den wankenden Scharen den Weg zum Ruhme zeigen oder einzelne Flüchtlinge, wenn ihr Beispiel pestartig auf das Ganze zu wirken droht, mit dem Degen in der Hand gewaltsam zu ihrer Pflicht treiben, sind Tathandlungen, die bei solchen Gelegenheiten von ihm ausgeübt, ihre Wirkung nicht leicht verfehlen. Seine Gegenwart hat stets einen sichtbaren Einfluß auf den Mut der Truppen, deren Zutrauen er in hohem Grade besitzt.“

Wohl aber hat man Karls eigentliches Feldherrntum, sein strategisches Genie gelegentlich in Frage zu stellen gesucht. So vor allem wurde von dem preußischen Historiker Hans Delbrück seine Kriegführung, namentlich in der Schlacht von Aspern, einer herben Kritik unterzogen und mit aller Schärfe gegen die „patriotische Legende“, die den „Feldherrn des Nicht-Sieges“ zum Heros stempeln wollte, Stellung genommen. Delbrück stand nicht an, zu behaupten, daß Karl „bei Aspern die ihm von der Siegesgöttin wahrhaft aufgedrungene Palme stumpfsinnig (!) fallen“ gelassen habe.

Der sichtlich noch stark von einer anderen „patriotischen Legende“, dem „kleindeutsch-preußischen“ Standpunkt, beherrschte Geschichtsschreiber scheint bei seinem harten Urteil eine ganze Reihe von Tatsachen, die für den Feldherrn sprechen, vollständig übersehen zu haben. Einmal hatte Karl mit Eugen gemeinsam, daß er von seinem eigenen Heere geradezu vergöttert wurde und sein bloßes Erscheinen seinen Truppen Mut einflößte, dann daß er in ganz Deutschland als Held gefeiert war. Es verdient doch hervorgehoben zu werden, daß der nachmalige Kriegsminister des mit Österreich rivalisierenden

den Hohenzollernstaates, Job von Witzleben, damals Oberst, in einem an seine Frau gerichteten Schreiben vom 18. November 1815 voll Begeisterung über seine Begegnung mit Karl berichtet: „Nächst dem habe ich das Glück gehabt, die Bekanntschaft eines Prinzen zu machen, der wahrscheinlich der unterrichtetste und liebenswürdigste seinesgleichen ist. Ich meine den Erzherzog Karl. Es hat noch nie ein Mann seines Ranges auf mich den Eindruck gemacht. Solche umfassende Kenntnisse, solch klares, gesundes Urteil und solche zwanglose Herablassung, man möchte sagen vertrauliche Herzlichkeit, sind bei Personen seines Standes seltene Dinge. Ich habe mich mit ihm sehr lange über Militärgegenstände unterhalten und bin ganz hingerissen worden. Du weißt, daß ich das nicht so leicht werde. Er hat mir schließlich ein Exemplar seines Werkes über die Kriegskunst gegeben, wahrlich ein schönes Andenken.“

Allein Karl verstand es nicht nur, einen so kühl veranlagten Preußen „hinzureißen“, er zwang auch seinen größten Gegner in seinen Bann, so daß dieser nur in den höchsten Tönen der Bewunderung von ihm als Menschen wie als Feldherrn sprach. „Hier ist ein Mann“, erklärte Napoleon einmal, „der nie ein Wort des Tadels auf sich ziehen wird, der Erzherzog Karl. Dieser Mann hat einen Geist aus dem goldenen Zeitalter. Er ist ein tugendhafter Mensch; dieses umfaßt alles, wenn es von einem Fürsten gesagt wird.“ Und wenn der Korse ein andermal sagte: „Erzherzog Karl würde ohne Zweifel der erste Feldherr seines Zeitalters geworden sein, wenn ihm sein Geschick nicht Hindernisse in den Weg gelegt hätte, die er mit all seinen Talenten nicht überwinden konnte“, so hat er damit den Kern der Sache getroffen, den Schlüssel zum tieferen Verständnis des Feldherrn geliefert — Karl, der deutsche Held, war im Grunde ein echt österreichisches Schicksal!

Er war es so wie seine beiden berühmten Vorgänger im Amte eines Generalissimus der kaiserlichen Armee, Albrecht Wallenstein und Prinz Eugen: sie alle hatten ihren größten

Feind in der Regierung ihres eigenen Landes, lagen im harten, erbitterten Kampf mit der gänzlich undeutschen, jesuitischen Hofkamarilla und wurden in ihrem großen Wirken behindert oder aus der Bahn geworfen. Karl hatte ebenso wie der Savoyer noch obendrein beständig unter dem Mangel an Geld und Truppen zu leiden. Gewiß, Eugen war aus härterem Holz geschnitzt als der mimosenhaft empfindliche Habsburger Prinz, aber dieser hatte das besondere Unglück, im Felde das größte Kriegsgenie seiner Zeit, Napoleon Bonaparte, und in der Wiener Regierung Kaiser Franz, der an Geistesträgheit und Unbeweglichkeit die beiden Barockkaiser Leopold I. und Karl VI. — und das will viel heißen — übertraf, und dazu den Staatskanzler Metternich, der mit beispielloser Geschicklichkeit diese Schwäche seines Monarchen ausnützte, zum Gegner zu haben. An staatsmännischem Blick stand Karl dem Savoyer gewiß nicht nach, aber seine aufbauenden, die Hebung der Volkswirtschaft und der Geisteskultur bezweckenden Vorschläge, die an die große Reformarbeit Maria Theresias und Josefs und an die mit der Französischen Revolution gemachten Erfahrungen anknüpften, scheiterten an dem „System“, worin alle zerstörenden Kräfte, die seit den unheilvollen Tagen Kaiser Ferdinands II. und der Gegenreformation an der Arbeit waren, mit kundigem Blick, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre, zusammengefaßt erscheinen. Eugen war ihm gegenüber in der glücklichen Lage, als Präsident der Geheimen Konferenz auch auf die Staatsverwaltung und Außenpolitik einen entscheidenden Einfluß zu nehmen, aber auch er vermochte nicht immer durchzudringen und mußte zusehen, wie die Donaumonarchie von der stolzen Höhe, auf die er sie durch seine strahlenden Siege erhoben, langsam herunterglitt.

Und nicht zuletzt hatte Prinz Eugen ein großes Ziel vor Augen, das „Herz Europas“ von dem dasselbe beengenden Druck von Ost und West, von Türken und Franzosen, zu befreien; er wußte, wofür er kämpfte, was jedoch bei Karl

keineswegs der Fall war — der Krieg gegen die Revolution erschien ihm angesichts der ihm nur zu bekannten Mängel seiner Armee nicht nur vollständig aussichtslos, sondern verhängnisvoll, weil zur inneren Auflösung führend, lediglich im englischen Interesse gelegen. Dieses Gefühl, daß die erste verlorene Schlacht „das Todesurteil der Monarchie“ bilde, gab ihm das Zögernde seiner Taktik und Strategie, das man vielfach an Karl zu tadeln fand. Er machte sich, wie General Clausewitz sagte, „aus dem Angriff kein Fest, es fehlte ihm an Unternehmungsgeist und Siegeslust“, und so kam es, daß der Erzherzog bei Aspern und Wagram mit den von ihm selbst gelehrtten Grundsätzen des Offensivgeistes in Widerspruch geriet.

Dies also waren die von Napoleon richtig erkannten „Hindernisse“, die Karls Talenten im Wege standen und in Rechnung gestellt werden müssen, will man ihn als Feldherrn wie als Staatsmann gegenüber einem Eugen gerecht beurteilen. Sie erklären uns aber auch die ganze Tragik des Lebens Karls, der sich in der stumpfsinnigen Atmosphäre des Wiener Hofes als ein Einsamer fühlte und, beseelt von dem glühenden Drang, seinem Vaterland mit seiner besten Kraft zu dienen, sich vergrämt und verbittert zurückzog. Auch er gehört zu den ungezählten Opfern des Systems, den gebrochenen, vielfach krankhaft erscheinenden Naturen nach dem traurigen Muster der beiden ihn verherrlichenden Sänger Franz Grillparzer und Nikolaus Lenau. Und der infernalisches Haß des allmächtigen Ministers gegen den „Verräter“ und „Revolutionär“ verfolgte auch den toten Feldherrn. Es ist gewiß kein Zufall, daß der Erzherzog erst im Jahre nach Metternichs Ableben und dem Zusammenbruch des von Karl bekämpften Absolutismus am äußeren Burgplatz zu Wien sein Denkmal erhielt. Bei dessen Enthüllung am 22. Mai 1860 durfte ihn der Dichter Johann Gabriel Seidl mit den Worten begrüßen:

„Der du kühn für Deutschlands Recht gestritten,
Der du Österreichs Heere treu geführt,
Ehern steh nun in der Deinen Mitten,
Hier wie dort vom Sturmdrang unberührt! . . .
Mögen die Jahrhunderte verwehen,
Karl, dein Ruhm wird unversehrt besteh'n.“

Schon aber, seit Mai 1853, stand die von Zauners Hand geschaffene Marmorbüste des österreichischen Prinzen in der von König Ludwig I. von Bayern zu Ehren der größten Deutschen errichteten Walhalla bei Regensburg. Der alldeutsch gesinnte Wittelsbacher war damit nur einem Wunsche nachgekommen, den das deutsche Volk vor mehr als einem halben Jahrhundert ausgesprochen hatte. Der Deutsche Reichstag hatte nämlich in seiner Sitzung vom 12. Oktober 1801 den Beschluß gefaßt, dem „Retter Deutschlands“ ein mächtiges Monument — im Antrag hieß es „eine Statue von kolossaler Größe“ — in Regensburg, dem Sitze des Reichstages, zu errichten. Die geplante Ehrung war aber nicht zustande gekommen, weil der Erzherzog in seiner Bescheidenheit sie sich verbat. Doch vermochte er nicht zu verhindern, daß ihm im folgenden Jahr auf einer Lechinsel, unweit von Augsburg, ein Denkmal mit der Aufschrift: „Dem Retter Deutschlands von einigen Deutschen“ gesetzt wurde. Die endliche Verwirklichung des Reichstagsbeschlusses entsprach nur der tiefen Verehrung, die dem deutschen Helden diesseits und jenseits der schwarz-gelben Grenzen die besten seiner Zeitgenossen entgegenbrachten. Er hätte, wie der König in einem dem Helden von Aspern 1839 gewidmeten Gedicht rühmend hervorhob, „Teutschland zweimal befreit“, und das in allen deutschen Gauen heilig gehaltene Andenken an den Kämpfer für Deutschlands Ehre half mit, den Boden für die dritte Befreiung Deutschlands vorzubereiten, für das Großdeutsche Reich.



QUELENNACHWEIS

- Angeli, M. v.: Erzherzog Carl von Österreich als Feldherr und Heeresorganisator, 3 Bände (1896—1897).
- Bibl, V.: Der Zerfall Österreichs, Band I (1922).
- Criste, O.: Erzherzog Carl von Österreich, 3 Bände (1912).
- Delbrück, H.: Erzherzog Carl, in: Preußische Jahrbücher, Band 105 (1901).
- Duller, E.: Erzherzog Carl von Österreich (1847).
- Fuchs, K.: Erzherzog Karl (1907), in: Illustrierte Geschichtsbibliothek, Band 7.
- Karl, Erzherzog: Ausgewählte Schriften, 6 Bände (1893—1894).
- Karl, Erzherzog: Aphorismen, herausgegeben von Malcher (1893).
- Karl, Erzherzog: Der Feldherr und seine Armee, herausgegeben von W. John (1913).
- Mayr, J. K.: Wien im Zeitalter Napoleons, in: Abhandlungen zur Geschichte und Quellenkunde der Stadt Wien, Band 6 (1940).
- Mell, A.: Erzherzog Karls Erscheinung und ihre Darstellung durch seine Zeitgenossen, in: Erzherzog Karl, Der Feldherr und seine Armee, S. 45 ff.
- Ommen, H.: Kriegführung des Erzherzogs Karl (1909), in: Historische Studien, Band 16.
- Rößler, H.: Österreichs Kampf um Deutschlands Befreiung, 2 Bände (1941).
- Zeißberg, H. v.: Erzherzog Carl von Österreich, Band I (1895).
- Aus dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv: Hausarchiv, Kaiser-Franz-Akten 70; Vermählungen Nr. 22 und 23; Erkrankung 1799 bis 1804, Sammelband 223.

BILDERVERZEICHNIS

Großherzog Leopold und Familie	16
Der fünfjährige Erzherzog Karl steht Wache	17
Widmungsblatt Maria Theresias an ihren Enkel Erzherzog Karl .	32
Erzherzog Karl in der Schlacht bei Neerwinden, 1793	33
Marie Christine	48
Herzog Albert von Sachsen-Teschen	49
Erzherzog Karl als Reichsgeneralfeldmarschall	64
Erzherzog Karl, Zeichnung von P. Krafft	65
Schlacht bei Würzburg, 1796	80
Erbeuteter französischer Kriegsluftballon	81
Erzherzog Karl befreit Deutschland	88
Umhängetuch der damaligen Zeit	89
Erstürmung von Mannheim, 1799	96
Flottille auf dem Bodensee	97
Erzherzog Karl siegt bei Ostrach, 1799	112
Die Leiche des Generals Marceau wird überführt	113
Feldmarschall Heinrich Graf Bellegarde	120
Eroberung eines französischen Adlers	121

Einnahme von Neumarkt, 1809	128
Erzherzog Karl, Silhouette	129
Der große Reiterkampf bei Aspern	144
Reiterkampf 1809	145
Aus dem Kampf in Aspern, 1809	160
Zerstörung der Donaubrücke bei Kaiserebersdorf	161
Die Schlacht bei Aspern, 1809	176
Rückzug Napoleons auf die Lobau	177
Kaiser Franz I.	192
Handscreiben des Kaisers Franz	193
Schlacht bei Wagram, 1809	208
Planskizze der Schlacht bei Wagram	209
Erzherzog Karl	224
Erzherzog Karl und Napoleon in Stammersdorf	225
Erzherzog Karl im Kreise seiner Familie	240
Erzherzog Karl und Erzherzogin Henriette	241
Erzherzog Karl bei Aspern	256
Erzherzog Karl auf dem Totenbett	257
Wohnraum des Erzherzogs Karl	272
Sterbezimmer des Erzherzogs Karl	273
Marmorbüste in der Walhalla	280
Reiterstandbild auf dem Heldenplatz in Wien	281

